

DENIS AVEY
ROB BROOMBY



Der Mann,
der ins KZ
einbrach

»65 Jahre nach der Befreiung von Auschwitz, jetzt, da die Augenzeugen aussterben und Holocaustverleugnung wieder zunimmt, ist die Zeit für Denis Aveys außergewöhnlichen Erlebnisbericht endlich gekommen.« *The Times*

LÜBBE

Ich verlor meine Freiheit, aber nie meinen Mut

Als Millionen alles getan hätten, um herauszukommen, schlich sich ein englischer Soldat ins KZ Auschwitz ein. Denis Avey wollte mit eigenen Augen sehen, was hinter den Lagermauern geschah. Jahrzehntlang konnte er nicht darüber sprechen. Jetzt, am Abend seines Lebens, erzählt er gemeinsam mit dem BBC-Reporter Rob Broomby seine Geschichte. Ein mitreißender Erfahrungsbericht voller jugendlicher Waghalsigkeit und echtem Mut. Seine Geschichte ist ein Vermächtnis.

Denis Avey war ein junger Mann, als der Zweite Weltkrieg ausbrach. Rothaarig, heißblütig und ungeduldig. Er meldete sich als Freiwilliger zum Militärdienst, wurde im Afrikafeldzug eingesetzt, schwer verwundet und gefangen genommen. Mehrere Fluchtversuche scheiterten. Letztlich fand er sich in einem Kriegsgefangenenlager am Rande des KZ Auschwitz wieder. Seite an Seite arbeitete er dort mit den zur Zwangsarbeit verpflichteten Juden, den »Stripies«. Aufgestört davon, dass viele seiner jüdischen Leidensgenossen von einem auf den anderen Tag verschwanden – »durch den Kamin gingen«, wie es hieß –, und neugierig auf das, was im Lager geschah, ging Avey das größte denkbare Risiko ein: Er tauschte mit einem jüdischen Gefangenen die Kleidung – und die Identität.

Denis Avey war fest davon überzeugt, dass irgendwann sein Land siegen und die Welt die Wahrheit über Auschwitz erfahren wollen würde. Erst als sich die Lagertüren hinter ihm schlossen, wurde ihm bewusst, in welcher tödlichen Gefahr er sich begeben hatte.



© David O'Poole

DENIS AVEY, Jg. 1918, meldete sich im Zweiten Weltkrieg als Freiwilliger. Er geriet in Gefangenschaft, überlebte die Bombardierung seiner Truppen, eine Vergeltungsaktion der Deutschen während der Zwangsarbeit, die Arbeitseinsätze bei Auschwitz und den anschließenden Todesmarsch. Nach dem Krieg kehrte er zurück nach England, wo er noch heute lebt. Avey wurde 2010 vom englischen Premierminister als »Hero of the Holocaust« geehrt, Yad Vashem würdigt ihn mit einem Anerkennungsschreiben.

BBC-Reporter **ROB BROOMBY** stieß bei Recherchen für einen Beitrag über Entschädigungszahlungen für ehemalige Zwangsarbeiter auf Aveys Geschichte und half ihm, diese zu veröffentlichen.

Umschlaggestaltung: HildenDesign, München
Umschlagmotiv: Shutterstock /
Phillip W. Kirkland

Denis Avey mit
Rob Broomby

Der Mann, der ins KZ einbrach

Übersetzung aus dem Englischen von
Dietmar Schmidt

Lübbe Ehrenwirth



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C006701

Lübbe Ehrenwirth in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG

Titel der englischen Originalausgabe: «The Man Who Broke Into Auschwitz»

Für die Originalausgabe:

Copyright © 2011 by Denis Avey

Foreword Copyright © 2011 by Martin Gilbert

First published in Great Britain in 2011 by Hodder & Stoughton,
an Hachette KG company

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Copyright © 2011 by Bastei Lübbe GmbH & Co. KG, Köln

Textredaktion: Wolfgang Neuhaus, Oberhausen

Umschlaggestaltung: HildenDesign, München

Umschlagmotiv: HildenDesign, München unter Verwendung eines

Motives von © Phillip W. Kirkland / Shutterstock

Satz: Siebel Druck & Grafik, Lindlar

Gesetzt aus der Adobe Caslon Pro

Druck und Einband: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-431-03839-2

5 4 3 2 1

Sie finden uns im Internet unter: www.luebbe.de

Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Eingesannt mit ABBYY Fine Reader

*Im Gedenken an Ernie Lobet und an den
Mann, den ich nur als Hans kannte*

Vorwort

Vor Ihnen liegt ein wichtiges Buch, eine Lebenserinnerung und zugleich eine Mahnung, welche Gefahren einer Gesellschaft drohen, wenn sie zulässt, dass sich Intoleranz und Rassismus ausbreiten. Denis Avey, ein dreiundneunzigjähriger Veteran des Zweiten Weltkriegs, möchte mit diesem Buch daran erinnern, dass Faschismus und Massenmord keineswegs verschwunden sind, sondern jederzeit und überall wieder auftauchen können, auch bei uns in Mitteleuropa, wo man gesellschaftliche und soziale Errungenschaften gerne als selbstverständlich erachtet und leichtfertig der Gefahr preisgibt.

Denis Avey hat Jahrzehnte gebraucht, bis er seine traumatischen Erlebnisse soweit verarbeitet hatte, dass er sie nun erzählen kann. Hinzu kommt, dass er – anders als 1945 – heute auf Menschen trifft, die bereit sind, sich seine Geschichte anzuhören. Es ist die Geschichte eines Mannes, der nicht nur die Schrecken des Krieges, sondern auch die Hölle des Holocaust durchlitten hat. Fünfundsechzig Jahre nach Kriegsende wurde Denis Avey vom britischen Premierminister Gordon Brown empfangen, der sich die bewegende Geschichte dieses alten Mannes anhörte, seinen Mut lobte und ihn mit dem Orden «Im Dienste der Menschlichkeit» ehrte.

Es braucht Mut, um als Zeuge dieser schrecklichen Zeit auszusagen. Bis heute erinnert Denis Avey sich mit Entsetzen an einen blutüberströmten jüdischen Jungen, der strammstehen musste, während er Schläge an den Kopf bekam, und daran, wie die Zwangsarbeiter im Buna-Lager Monowitz bei Auschwitz lebten und starben – ein Lager, in

dem besonders jüdische Häftlinge unter der grausamen Behandlung durch die SS-Wachmannschaften zu leiden hatten. Wer zu geschwächt war, um noch arbeiten zu können, wurde ermordet.

Denis Aveys Erlebnisse, was den Umgang der Nazis mit den Juden betrifft, sind verstörend. Dem menschlichen Verstand fällt es schwer, in eine Welt einzutauchen, die von Brutalität beherrscht wird und in der jede noch so kleine Geste der Menschlichkeit – wie die Denis Aveys gegenüber einem holländischen Juden – ein winziges Licht des Trostes in einer Welt düsterer Trostlosigkeit bedeutet hat.

Avey berichtet von den Kämpfen in der Libyschen Wüste und von seiner Kriegsgefangenschaft, ohne sich von den Gräueln einschüchtern zu lassen, und vom Tod seines Freundes Les, der neben ihm «ins Himmelreich gebombt» wurde. «Les war der Bursche mit den funkelnden Augen, den ich aus Liverpool kannte. Ich hatte mit seiner Schwester Marjorie getanzt, hatte mit seiner Familie am Küchentisch gesessen, über ihre Witze gelacht und mit ihnen gegessen.» Doch als er mit dem Blut und den Überresten des «armen alten Les» überschüttet wird, ist sein erster Gedanke: «Gott sei Dank, dass es nicht mich erwischt hat.» Es belastet Denis Avey noch heute, dass er so reagiert hat.

Die Ehrlichkeit dieses Buches unterstreicht seine Bedeutung. Es vertieft unser Wissen und die Einblicke in einen der schlimmsten Auswüchse des SS-Staates. Die Beschreibung von Auschwitz-Monowitz ist sachlich und zutreffend. Indem Denis Avey seine britische Heeresuniform gegen die gestreiften Lumpen eines jüdischen KZ-Häftlings tauschte und sich in den jüdischen Teil des ausgedehnten Zwangsarbeitskomplexes begab, wurde er zum Kronzeugen unsäglichen Schreckens. «Ich musste mit eigenen Augen sehen, was normale Menschen in Schattenwesen verwandelte», schreibt Avey.

Sein Buch ist ein Tribut an ihn selbst und an all jene, deren Ge-

schichte er unbedingt erzählen wollte – ein Anliegen, das ihm so wichtig war, dass er dafür sein Leben riskiert hat.

Martin Gilbert

8. Februar 2011

Prolog

22. Januar 2010

Als ich in der Downing Street vor den gesicherten Toren aus dem Taxi stieg, wurden mir sofort Mikrofone entgegengereckt. Aber was sollte ich sagen? Es ging ja nicht um meine Kampfeinsätze in der Libyschen Wüste oder um meine Gefangennahme durch die Deutschen. Er ging um die Geschehnisse in Auschwitz.

1945 hatte niemand davon hören wollen; deshalb hatte ich fast sechzig Jahre lang nicht mehr darüber gesprochen. Und meine erste Frau bekam nur die schlimmsten Nachwirkungen meiner Erlebnisse mit. Damals wachte ich häufig auf, mitten in der Nacht, schweisssgebadet und in feuchten Laken, immer wieder vom gleichen Albtraum verfolgt. Ich sehe noch heute diesen armen Jungen vor mir, blutüberströmt in Habachtstellung, während sein Kopf mit Schlägen malträtiiert wird. Ich erlebe es jeden Tag aufs Neue, selbst heute noch, fast siebzig Jahre später.

Als ich Audrey kennenlernte, die später meine zweite Frau wurde, wusste sie bereits von meinen inneren Dämonen und dass ich sie Auschwitz zu verdanken hatte. Trotzdem konnte ich jahrzehntelang nicht darüber reden. Heutzutage ist es umgekehrt: Ich rede so oft darüber, dass meine Frau glaubt, ich wäre in der Vergangenheit gefangen. Deshalb rät sie mir ständig, nach vorn zu blicken und mich von den Erinnerungen zu lösen. Aber in meinem Alter ist das nicht so einfach.

Die Tür zum Amtssitz des Premierministers in der Downing Street, in der ich im Fernsehen schon oft führende Politiker des Landes hatte stehen sehen, öffnete sich, und ich trat ein. Im Flur nahm man mir den

Mantel ab und führte mich die Treppe hinauf, vorbei an den gerahmten Porträts ehemaliger Premiers, darunter das von Winston Churchill, das ich erstaunlich klein fand für einen politischen Riesen wie ihn. Ich blieb stehen, auf meinen Gehstock gestützt, um wieder zu Atem zu kommen, ehe ich an den Premiers der frühen Nachkriegsjahre und schliesslich an Thatcher, Major und Blair vorbei an das obere Ende der Treppe gelangte.

Dort liess ich mich erst einmal auf einen Stuhl sinken. Schliesslich war ich einundneunzig und musste mich von dem Aufstieg erholen. Ehrfürchtig sah ich mich im beeindruckenden Terracotta Room mit seiner hohen Decke und den Kronleuchtern um. Am Morgen hatte Premierminister Brown verkündet, er werde vor dem Chilcot-Untersuchungsausschuss zum Irakkrieg aussagen, sodass ich mich fragte, ob er überhaupt Zeit für mich hatte, zumal auch die Wahlen näherrückten. Doch meine Zweifel verflogen, als der Premierminister ins Zimmer kam, auf mich zutrat und meine Hand nahm.

Er sprach leise, flüsterte beinahe. Obwohl das Zimmer voller Menschen war und die Pressefotografen und Kamerateams uns zusammen aufnehmen wollten, kam mir dieser Augenblick ausserordentlich privat vor. «Wir sind sehr, sehr stolz auf Sie», sagte der Premierminister. «Es ist uns eine Ehre, Sie bei uns zu haben.»

Ich war gerührt.

Seine Frau Sarah stellte sich mir vor. Ich wusste nicht, was ich tun sollte, also küsste ich ihr die Hand und sagte ihr, sie sähe noch besser aus als im Fernsehen. Das entsprach der Wahrheit, aber ich hätte es trotzdem für mich behalten sollen. Komplimente aus dem Munde eines alten Herrn wirken mitunter plump; andererseits lässt man einem Einundneunzigjährigen solche Unüberlegtheiten eher durchgehen. Doch ich begab mich rasch wieder auf sicheren Boden, indem ich hinzufügte:

«Mir hat die Rede gefallen, die Sie neulich gehalten haben.» Mrs. Brown dankte mir mit einem Lächeln.

Dem Premierminister wehte zu der Zeit ein politisch rauer Wind ins Gesicht, und ich sagte ihm, dass es mir nicht gefiele, wie seine Kollegen mit ihm umsprangen. Wenn er jemanden als Rückendeckung bräuchte, wäre ich sein Mann. Der Premierminister lächelte und erwiderte, er werde daran denken. «Ich möchte Ihren Job für kein Geld in der Welt», fügte ich hinzu. Zwar hatte ich nicht für Gordon Brown gestimmt, aber er war ein anständiger Kerl, und seine Aufrichtigkeit hat mich beeindruckt.

Ich genoss seine ehrliche, ungeteilte Aufmerksamkeit so sehr, dass ich eine Zeitlang das Gefühl hatte, wir beide wären unter uns. Ich habe ein Glasauge – ein Andenken an Auschwitz – und hatte Mühe, den Premierminister mit meinem verbliebenen Auge deutlich zu sehen. Auch Mr. Brown hatte einen Sehfehler; deshalb rückten wir bei unserem Gespräch so nahe zusammen, dass wir einander fast mit der Stirn berührten.

Mr. Brown sprach von «Mut» und «Tapferkeit», während ich ihm von Auschwitz erzählte, von der IG Farben, von der SS und allen möglichen anderen Dingen. Es sprudelte regelrecht aus mir heraus. Einmal hatte ich Schwierigkeiten, ein Wort zu finden; mir fiel nur das deutsche Wort *Häftling* ein. «Das geht mir genauso, wenn ich mich an diese Zeit erinnere», sagte ein KZ-Überlebender, der ebenfalls im Zimmer war.

Kurz darauf als einer von siebenundzwanzig «Britischen Helden des Holocaust» geehrt zu werden, war ein bewegendes Erlebnis für mich. Fast alle wurden postum gewürdigt. Nur zwei von uns lebten noch – meine Wenigkeit sowie Sir Nicholas Winton, der mehr als sechshundert

tschechoslowakische Kinder gerettet hatte. Ich bekam eine Medaille aus massivem Silber mit der Gravur «Im Dienste der Menschlichkeit». Auf dem Weg nach draussen sagte ich zu einem Journalisten, dass ich nun als glücklicher Mann sterben könne. Ich hatte fast siebzig Jahre gebraucht, bis ich diese Worte auszusprechen vermochte.

Jetzt, wo ich imstande bin, über diese schreckliche Zeit zu reden, habe ich das Gefühl, als würde sich eine Last von meinen Schultern heben. Ich kann nun klar und deutlich an jenen entscheidenden Moment zurückdenken, den Augenblick des Austauschs.

Mitte 1944

Wir mussten uns beeilen. Ich wartete versteckt in dem kleinen Schuppen. Ich konnte nicht sicher sein, ob er wirklich erschien, aber dann kam er. Er war ein holländischer Jude. Ich kannte ihn als «Hans». Als er sich zu mir hineinduckte, zog ich meine Uniformjacke aus. Hans schloss die Tür vor dem Lärm der höllischen Baustelle und streifte seine verdreckte gestreifte Häftlingskleidung ab. Er warf mir die dünnen Sachen zu, und ich schlüpfte hinein, ohne zu zögern. Dann beobachtete ich, wie er meine britische Felduniform anzog, wobei er immer wieder über die Schulter zur Tür blickte.

Mit dem Tausch unserer Kleidung hatte ich den Schutz der Genfer Konvention aufgegeben. Ich hatte Hans meine Uniform überlassen, meine Rettungsleine, meine grösste Chance, lebend aus diesem Albtraum herauszukommen. Von nun an würden die Deutschen mich so behandeln, wie sie Hans behandelt hatten. Wenn sie mich schnappten, würden sie mich ohne viel Federlesens als Schwindler erschiessen.

Es war Mitte 1944, als ich aus freiem Entschluss das Konzentrationslager Auschwitz III betrat.

1. Kapitel

Ich habe mich freiwillig zum Militärdienst gemeldet, aber es ging mir nicht darum, für König und Vaterland zu kämpfen, obwohl ich Patriot war. Der Grund war Abenteuerlust. Wie hätte ich auch ahnen können, welche Hölle mir bevorstand? Eine heroische Aufbruchstimmung jedenfalls gab es damals nicht. An einem schönen Augustmorgen des Jahres 1940 verliessen wir Liverpool an Bord des Truppentransporters *Otranto*, ohne zu wissen, wohin die Reise ging.

Ich blickte über den sich verbreiternden Streifen aus braunem Mersey-Wasser auf das Royal Liver Building, ein Wahrzeichen Liverpools, und fragte mich, ob ich die grünen Liver-Vögel auf seinen Kuppeln je wiedersehen würde. Zu der Zeit war Liverpool von Bombenangriffen noch weitgehend verschont geblieben. Einen Monat nach meiner Abreise sollte sich das ändern, aber noch war Liverpool eine Stadt, die beinahe so aussah wie in Friedenszeiten. Ich war einundzwanzig Jahre alt und fühlte mich unzerstörbar, unverwüstlich. Wenn du einen Arm oder ein Bein verlierst, gelobte ich mir, kehrst du nicht nach Hause zurück. Ich war ein junger Soldat mit rotem Haar und einem Temperament, das dazu passte und das mir eine Menge Schwierigkeiten einbringen würde. Aber das konnte ich nicht ändern.

Ich war ins Heer eingetreten, weil mir die Luftwaffe zu langsam war: Bei der Royal Air Force dauerte der Papierkram länger. Das war die erste glückliche Entscheidung meiner militärischen Laufbahn. Als ich

die Spitfires sah, die über uns durch die Wolken jagten, wünschte ich mir zwar immer noch, Pilot zu sein, aber es hätte mit ziemlicher Sicherheit meinen Tod bedeutet, wäre ich zu dieser Zeit der Royal Air Force beigetreten. Die RAF-Piloten waren die Ritter der Lüfte, doch als die Luftschlacht um England begann, hatten die meisten dieser armen Kerle nicht mehr lange zu leben. Deshalb hatte ich Glück, nicht zu ihnen zu gehören.

Ich meldete mich am 16. Oktober 1939 zum Dienst. Weil ich gut mit dem Gewehr umgehen konnte, steckte man mich – Rifleman Denis George Avey, Dienstnummer 6914761 – in das 2. Bataillon der Rifle Brigade und schickte mich zur Grundausbildung in eine Kaserne in Winchester.

Die Ausbildung war streng. Man achtete nicht auf Regen oder Sonnenschein. Die Rifle Brigade war ein Regiment von Berufssoldaten, und als Kriegsfreiwillige wurden wir besonders hart geschliffen. Wir exerzierten bis zum Umfallen, machten knochenhartes Ausdauertraining und endlose Hindernisläufe, sodass wir jeden Abend erschöpft auf unsere Pritschen sanken. Doch am Ende waren wir ziemlich fitte Jungs. Wir wurden an jeder Waffe ausgebildet, die der British Army zur Verfügung stand, doch ich war mit Schusswaffen aufgewachsen. Mein Vater hatte mir meine erste Schrotflinte gekauft, eine Vier-Zehner, als ich acht Jahre alt war. Sie hatte einen eigens gekürzten Kolben, damit ich sie an die Schulter setzen konnte. Die Waffe hängt noch heute an einer Wand meines Hauses.

Mein Vater hat immer auf strenger Disziplin bestanden, was Waffen anging. Bei uns auf dem Land gab es nur Ja oder Nein, kein Vielleicht. Ich bin in einer Welt unumstösslicher moralischer Grundsätze aufgewachsen, und es wurde von mir erwartet, für das einzustehen, was richtig war. Mein Vater lehrte mich den Respekt vor Mensch und Tier. Vögel wurden für die Speisekammer erlegt, nicht zum Spass. Ich erlernte

das Tontaubenschiessen, und es dauerte nicht lange, bis ich die Scheibe selbst in die Luft schleudern, die Flinte hochreissen und die Tontaupe vom Himmel putzen konnte, ehe sie zu Boden fiel.

Das Gewehrschiessen bei der Army war anders, aber ich hatte schnell den Bogen raus und traf bald auf bis zu 550 Meter Entfernung ins Schwarze.

Einmal, am Ende eines besonders langen Ausbildungstages, gingen wir zum Schiessstand von Winchester. Ich drückte den Abzug meines Lee-Enfield .303[^]spürte den Rückschlag und traf mühelos das Ziel. Die Kameraden, die die Zielscheiben bedienten, waren hinter einem Erdwall in Deckung. Sie zeigten mit einem langen Stab, an dem eine tellergrosse weisse Scheibe befestigt war, auf die Treffer. Als einer der Männer seinen Zeigestab zögernd auf das Schwarze richtete, um meinen Treffer anzuzeigen, lud ich das Gewehr durch und schoss ihm die weisse Scheibe vom Stab.

Der Mann war nicht in Gefahr gewesen, aber ich muss zu meiner Schande gestehen, dass ich geprahlt hatte. Der Vorfall trug mir einen Rüffel ein, machte mich aber bei den einfachen Soldaten beliebt. Wegen meines Könnens mit der Waffe machte man mich zum «Star-Man», und ich erhielt ein Schützenabzeichen, das ich an meiner Uniform zu tragen hatte.

Ziemlich grässlich war die Ausbildung mit dem Bajonett. Bei den Rifles wurden Bajonette von jeher «Schwerter» genannt. Wir wurden darauf gedrillt, einen feindlichen Soldaten aus nächster Nähe zu töten – so nahe, dass man seinen Atem riechen und sehen konnte, ob er sich morgens rasiert hatte. Bei der Ausbildung erhielten wir den Befehl, schreiend und brüllend auf dreissig Meter entfernt stehende Puppen in Menschengestalt loszustürmen. Wir mussten ihnen die Klinge in die Eingeweide stossen, sie herausziehen, den Gewehrkolben herumschwenken und ihn der Puppe im Vorbeilaufen gegen den Kopf rammen.

Sergeant Bendle beobachtete uns missbilligend. Er war ein unter-

setzter Mann, klein und zäh. «Lauter, lauter!», brüllte er, bis sein Gesicht knallrot war, und er gab sich nicht eher zufrieden, bis wir mit der gleichen Lautstärke brüllten wie er.

Das Gebrüll war psychologische Kriegführung und half einem, den Bajonettangriff durchzustehen. Wir mussten ihn immer wieder üben, bis wir ihn beherrschten. Danach wusste ich: Sollte es wirklich mal hart auf hart kommen, würde ich nicht derjenige sein, der sich in Todesqualen am Boden wand.

Das Bajonettfechten Mann gegen Mann war nicht ganz so schlimm, weil es einem wenigstens ein bisschen wie Sport vorkam. Wir bekamen Gewehre mit Federbajonetten, auf deren Spitze eine Schutzkappe sass. Wenn wir einen Stich erhielten, den wir nicht abwehren konnten, sollte das Bajonett sich in den Griff zurückschieben. Die Berufssoldaten aber stiessen noch einmal nach und rammten einem das Ding vor den Bauch, was unglaublich wehtat. Andererseits erinnerte es einen daran, was passierte, wenn man nicht auf der Hut war.

Von Winchester wurden wir nach Tidworth auf der Salisbury Plain verlegt. Dort gab es einen Offizier, der bei den Männern besonders beliebt war. Er war ein adretter, gut aussehender Bursche mit dunklem Menjoubart und stets ordentlich gekämmtem Haar.

Wenn ich mich recht erinnere, war er damals Second Lieutenant und ein erstklassiger Offizier, aber die meisten von uns kannten ihn besser als Raffles, den Gentleman-Dieb. Der Film war kurz vor dem Krieg in die Kinos gekommen, und die Poster hingen noch überall. Unser Lieutenant war niemand anders als der zuvorkommende und kultivierte Filmstar David Niven.

Nach einer Übung sammelten wir uns zur Nachbesprechung um ihn, aber in Wirklichkeit wollten wir Klatsch und Tratsch aus der Welt des Glamours hören. Niven machte es nichts aus, mit uns, seinen Fans, zu reden, denn er war bereits vor dem Krieg in Sandhurst ausgebildet wor-

den und passte sich nun wieder an das Leben im Militär an. Er hatte gerade mit Olivia de Havilland gedreht, aber es war eine gewisse Ginger, sein Co-Star in *Die Findelmutter*, über die er am meisten sprach. Wir alle wussten, wen er meinte. Es wurde gewitzelt und herumgealbert, und einer von den Jungs sagte: «Ich wette, Sie wären überall lieber als hier, Sir, nicht wahr?» Niven überlegte kurz, ehe er antwortete: «Sagen wir mal so ... Ich würde lieber Ginger Rogers' Titten kraulen.»

In der vierten Maiwoche 1940 holte uns die Wirklichkeit ein. Einhundert von uns wurden ausgewählt und zum Bahnhof von Tidworth gebracht, ohne dass man uns einen Grund dafür nannte. Wir wussten, dass es in Frankreich schlecht für uns stand. Ich erhielt den Befehl über ungefähr zwanzig Mann und musste die Granatwerfer, die leichten Bren-MGs und die Gewehre verteilen.

Nach einer Stunde fuhr der Zug ein, wobei er Wolken aus Dampf und Rauch ausstieß. Wir stiegen zwischen den Zivilisten ein, und die Fahrt zur Küste begann.

Das britische Expeditionskorps steckte in ernsthaften Schwierigkeiten. Calais wurde belagert, und die Schlinge der Deutschen zog sich zu. Das 1. Bataillon der Rifle Brigade sass dort fest, und unsere Einheit aus dem 2. Bataillon wurde bereitgestellt, um die Jungs herauszuhauen.

Allerdings sassen wir auf der falschen Seite des Ärmelkanals. Aus der Sicherheit Englands starteten wir auf das grelle Küstenlicht. Wir konnten uns die Katastrophe, die sich jenseits des schmalen Wasserstreifens abspielte, nur schwer vorstellen, aber wir hörten die Schüsse der schweren Artillerie – ein gespenstisches, Unheil verkündendes Dröhnen.

Das 1. Bataillon befand sich erst seit zwei oder drei Tagen in Frank-

reich. Man hatte es eilig hinübergeschafft, damit es unseren Divisionen die Flucht ermöglichte, indem es den Hafen von Calais offenhielt. Es leistete zähen Widerstand und kämpfte, bis ihm die Munition ausging. Eine Handvoll Überlebender wurde von der Royal Navy nach England gebracht; die anderen fielen oder gerieten in Gefangenschaft. Winston Churchill dankte ihnen später und erklärte, ihr Widerstand habe mindestens zwei deutsche Panzerdivisionen gebunden, während die «kleinen Schiffe» in Dünkirchen so viele Soldaten an Bord nahmen, wie sie konnten.

Dort einzugreifen wäre Selbstmord für uns gewesen. Wir wären noch auf dem Wasser zusammengeschossen worden. Zum Glück sahen die hohen Tiere das rechtzeitig ein, und der Plan wurde aufgegeben. Ich sollte erst als Kriegsgefangener auf das europäische Festland gelangen. Falls ich einen Schutzengel besass, so hatte er gerade wieder eingegriffen. Bereits zum zweiten Mal, nachdem ich mich schon nicht zur RAF gemeldet hatte, war ich dem Tod durch pures Glück von der Schippe gesprungen.

Als Nächstes wurden wir zur Pferderennbahn von Aintree nördlich von Liverpool verlegt. Dort findet normalerweise das Grand National statt, doch jetzt war die Rennbahn ein Meer aus Soldaten, die darauf warteten, dass man sie Gott weiss wohin schickte.

Wir übernachteten im Freien. Obwohl Sommeranfang war, erwachte man mit Gliederschmerzen und einer vom Tau klammen Decke. Aber am Canal Turn zu biwakieren, dem Sprunghindernis mit seiner berühmt-berüchtigten Neunzig-Grad-Biegung, war ein echter Leckerbissen für einen jungen Mann, der mit Pferden aufgewachsen ist. Nach drei Wochen zogen wir in ein grosses Haus in der Stadt um und hatten endlich die Nässe hinter uns, wenn schon sonst nichts.

Dort bin ich Eddie Richardson zum ersten Mal begegnet. Er war ein prima Kerl aus einer alten Soldatenfamilie; deshalb nannten wir ihn

«Regimental Eddie» oder kurz «Reggie». Wir lagen auf der gleichen Stube. Reggie konnte sich sehr gut ausdrücken, redete vielleicht sogar ein bisschen hochgestochen im Vergleich zu uns anderen. Monate später sollte er in der Wüste am gleichen Tag, an dem mein Glück mich verliess, in Schwierigkeiten geraten.

Die Ausbildung in Liverpool besass eine ganz eigene Atmosphäre. Wir übten in abgesperrten Strassenzügen, die zum Abriss vorgesehen waren, den Häuserkampf. Wir erlernten die schwierige Kunst, Molotowcocktails herzustellen und zu werfen, und meisterten die Mills-Granate, eine Handgranate mit einer segmentierten Stahlhülle, die wie eine Mini-Ananas aussah. In den Monaten, die vor mir lagen, sollte ich eine innige Vertrautheit mit der Mills-Granate entwickeln. Das Ding war so simpel, wie es gemein war. Man konnte unterschiedliche Zünder einsetzen, die drei, sieben oder neun Sekunden bis zur Detonation verstreichen liessen, aber man musste sich sehr genau überlegen, welchen Zünder man nahm. Denn wer möchte schon, dass jemand von der anderen Seite Zeit genug bekommt, das Ding zurückzuwerfen? Man zog den Sicherungsstift, lief ein Stück vor und schleuderte die Handgranate mit ausgestrecktem Arm wie beim Kegeln, während man sich auf den Bauch warf. Wenn man sich nicht selbst in die ewigen Jagdgründe sprengte, sollte die Handgranate in einer grossen, tiefen Grube landen, wo die Explosion relativ abgeschirmt verlief.

Das alles war kein Problem für mich. Als Sechzehnjähriger hatte ich einen Cricketball neunzig Meter weit werfen können. Für mich war alles immer noch ein Spiel.

Als wir an Bord der *Otranto* von Liverpool ausliefen, war uns bewusst, dass wir Grossbritannien in einem traurigen Zustand hinter uns liessen.

Im Juni war Frankreich an die Deutschen gefallen, Italien hatte den Alliierten den Krieg erklärt, und über Südengland fanden regelmässig Kurvenkämpfe zwischen Jägern der deutschen Luftwaffe und der RAF statt. Die Luftschlacht um England hatte begonnen.

Als ich an Bord des Truppentransporters ging, pusteten dessen Zwillingschornsteine mit ihren dunklen Bändern Rauch in die Luft. Es wimmelte von Männern, die sich eine Koje suchten. Einige trugen Marschgepäck und waren auf Kabinen aus, andere riefen ihre Kameraden herbei und versuchten sich auf dem Schiff zurechtzufinden. Auf den Decks unter uns waren die Fahrzeuge und das schwere Gerät verstaubt.

Les Jackson war von Anfang an dabei. Er war damals Corporal, ein Berufssoldat – ein grossartiger Kamerad mit einem Funkeln in den Augen und einem verschmitzten Humor. Er war älter als die meisten von uns, über dreissig, aber wir waren von Anfang an gut miteinander ausgekommen, und am Ende sollten wir ebenfalls zusammen sein: Achtzehn Monate später, als wir frontal in eine Wand aus Maschinengewehrfeuer hineinführen, sass ich neben ihm.

Les hatte mich seiner Familie in Liverpool vorgestellt, und ich hatte mich in seine Schwester Marjorie verguckt. Sie war ein sehr attraktives Mädchen mit hellem Haar und leichtem Liverpoolschlag; ein freundlicher Mensch und eine ausgezeichnete Tänzerin. Ich hatte sie ein paarmal ausgeführt, aber wir waren die Unschuld in Person. Damals konnte man nachts ein Mädchen meilenweit nach Hause begleiten, und am Ende des Weges war ein Kuss auf die Wange das höchste der Gefühle. Trotzdem war zwischen uns etwas Besonderes. Die Familie hatte mir herzliche Gastfreundschaft entgegengebracht, aber nun sollten fünf Jahre vergehen, ehe ich wieder die Schwelle ihres Hauses überschritt, um Les' Vater auf ein Bier abzuholen, leider zu einem alles andere als freudigen Anlass.

Ich hatte Marjories Foto an die Wand der kleinen, stickigen Kabine geklebt, die ich mit drei Kameraden teilte. Aber Marjorie war nicht die Einzige. Ich hatte immer viele Freundinnen gehabt; deshalb besass ich eine ansehnliche Sammlung an Fotos.

Ich lag in der obersten Koje, Bill Chipperfield lag unter mir. Er war ein bodenständiger Bursche aus einer armen Familie in Südengland, grundehrlich und stets gut gelaunt. In der Kabine lagen noch zwei andere Soldaten, aber die armen Teufel mussten auf dem Boden pennen. Wir waren eingequetscht wie Sardinen in der Dose, und man konnte sich in der Dunkelheit nicht bewegen, ohne auf jemanden zu treten.

Wir hatten vierundzwanzig Stunden Heimaturlaub erhalten, ehe wir an Bord mussten, und den grössten Teil dieser Zeit hatte ich auf dem Hin- und Rückweg verbracht. Meine Familie lebte tief im Süden, im Dorf North Weald in Essex. Wir waren erfolgreiche Bauern, sodass es uns nie an etwas mangelte, und ich hatte eine schöne Kindheit auf dem Lande hinter mir.

Meine Mutter weinte herzerreissend, als sie mich zum Abschied küsste. Ich hatte mit meiner Schwester Winifred für Fotos posiert. Das Bild, auf dem der Wind in ihrem dunklen, welligen Haar spielt, besitze ich noch heute. Auf dem Foto trägt sie ein Strickkleid und eine Perlenkette. Ich bin in Uniform, die Hosenbeine hochgezogen, die Uniformjacke an den Hüften straffgezogen, das Schiffchen in kesser Schiefelage auf dem Kopf. Als ich mich verabschiedete, kam mir gar nicht der Gedanke, dass ich vielleicht nicht mehr heimkehren könnte. Ich war überzeugt, auf mich aufpassen zu können. So ist man in der Jugend. Meine Schwester verbarg in ihrem Innern, was sie empfand. Wir wussten nicht, was der Krieg bringen würde. Warum sich also Sorgen machen?

Nur einer von uns ahnte, was kommen würde, aber er sagte nichts: George Avey, mein Vater. Er hatte im Ersten Weltkrieg gekämpft und wusste, was mir bevorstand: Schmutz, Blut und Entbehrungen. Er

schüttelte mir nur die Hand und wünschte mir Glück. Er war ein anständiger, stolzer Mann mit vollem dunklem Haar – ein gläubiger Christ, der hohe Anforderungen stellte und die Kraft hatte, sie durchzusetzen. Er hatte mir nie viel väterliche Wärme entgegengebracht, aber das hatte auch seine Vorteile: Einige Geschehnisse in späterer Zeit sind darauf zurückzuführen, dass ich mit der Vorstellung aufgewachsen bin, Prinzipien müssten in die Tat umgesetzt werden. Vater war von Beruf Ratschreiber, und dies zu einer Zeit, als eine solche Aufgabe einem Mann noch Respekt und lokal begrenzte Allmacht einbrachte, aber er war im Dorf beliebt, weil er unterschiedslos jedem half, der in der Klemme steckte. Später erfuhr ich, dass er hin und wieder die Steuern ärmerer Mitbürger aus eigener Tasche beglichen hatte.

Es fiel meinem Vater schwer, Zuneigung zu zeigen, und auch Lob war bei uns ein karges Mahl. Als ich als Kind einen begehrten Sportpokal errang, sagte er nur: «Gut gemacht, Junge», und sprach dann nie wieder darüber. Erst nach dem Krieg wurde mir klar, dass er verdammt grosse Stücke auf mich gehalten hat. Kurz nachdem ich in See gestochen war, meldete er sich freiwillig zur Army; zu diesem Zweck musste er lügen, was sein Alter betraf. Später erzählte man mir, dass er immer gefragt habe, wo ich stationiert sei. Ich nehme an, er hegte die Hoffnung, sich irgendwie um mich kümmern zu können, wenn er sich zu mir versetzen liess, aber natürlich trafen wir nie zusammen.

Er geriet auf Kreta in Kriegsgefangenschaft und kam als Zwangsarbeiter nach Deutschland, wo er beim Bau einer Bergbahn eingesetzt wurde, obwohl er an Lungenentzündung litt. Oft schleuderte er Schrauben und Muttern den Hang hinunter – eine Trotzreaktion, um zu beweisen, dass er noch nicht geschlagen war. Er konnte ganz schön widerborstig sein. Das habe ich wohl von ihm geerbt.

An Deck schaute ich zu, wie die Besatzung sich gegen Gefahren wappnete, die unter Wasser auf uns lauern konnten – U-Boote und Minen, die nur darauf warteten, ein Leck in den Schiffsrumpf zu reißen und uns in die Tiefe zu schicken. Der einzige wirksame Schutz gegen Minen war das Ottergerät, ein torpedoförmiges Ding mit scharfen Finnen. Über die Reling gelehnt, beobachtete ich, wie es an der Seite heruntergelassen wurde und in den Wellen verschwand.

Das haiartige Gerät erwachte zum Leben, sobald es im Wasser war; seine Flossen zogen es in die Tiefe und vom Schiff weg. Das schwere Kabel wurde abgerollt, bis der Otter ein gutes Stück vom Schiff entfernt war und parallel zu ihm durchs Wasser glitt. Das Kabel sollte die Minen von ihren Ankern reißen. Kamen sie dann an die Oberfläche, wurden sie mit Maschinengewehren unter Feuer genommen, oder sie glitten am Kabel entlang und trafen den Otter, wo sie in einer weissen Fontäne explodierten, das Schiff aber verschonten, was uns ein gewisser Trost war.

Mich faszinierten solche Erfindungen. Ich hatte oft an Autos und Motorrädern herumgebastelt, und als Schüler wollte ich unbedingt Ingenieur werden. Ich hatte immer schon meinen eigenen Kopf gehabt. Als Junge hatte ich sogar meine eigene Kinderarmee geführt. Wir waren umhermarschiert, echte Gewehre auf den Schultern, die allerdings nicht geladen waren. Auf der Schule wurde ich Schulsprecher, und ich hatte die nötige Kraft, um den Schlägern Grenzen zu setzen, was ich auch tat. Später zog meine Frau Audrey mich damit auf, dass ich dann ja selbst zum Schläger hatte werden müssen. Ich fürchte, es war nur halb im Scherz gemeint. Jedenfalls hatte ich vor nichts und niemandem Angst.

Ich besuchte das Leyton Technical College in Ostlondon und hielt mich dort ganz gut. 1933 – in dem Jahr, als Hitler Reichskanzler wurde – stand ich in der Stadthalle von Leyton auf der Bühne, um für meine

schulischen Leistungen einen Preis entgegenzunehmen. Ich war erst vierzehn, aber der Mann, der mir den Preis überreichte, hätte mich tiefer beeindrucken müssen, als es der Fall war: Es handelte sich um den Kriegsveteranen und Dichter Siegfried Sasson. Er war damals Mitte vierzig und hatte dunkles Haar, das er aus der hohen Stirn gekämmt trug. Er beglückwünschte mich kurz und knapp und überreichte mir zwei bordeauxfarbene Bände mit goldener Prägung in Gestalt eines Schwertes und eines Schildes. Ich hatte mir Bücher von Robert Louis Stevenson und Edgar Allan Poe ausgesucht.

Das alles schien mir jetzt, als England hinter dem Schiff im Dunst verschwand, ewig lange her zu sein. Die zivilisierte Welt, die ich gekannt hatte – die Welt mit ihren Gesetzen, Gebräuchen und Vorstellungen von Anstand –, blieb langsam hinter mir zurück.

2. Kapitel

Les Jackson kannte immer die kürzeste Strecke zwischen zwei Punkten. Kaum war die *Otranto* ausgelaufen, kam er in unsere Kabine und stieg mit langen Schritten vorsichtig über die am Boden Liegenden hinweg, weckte sie aber trotzdem. Er schaute sich die Reihe von Mädchenfotos an, die ich an die Wand geklebt hatte, darunter auch das Foto seiner Schwester Marjorie. Ich rechnete mit einem spöttischen Kommentar, der jedoch ausblieb. Les wusste, dass ich eine Schwäche für Marjorie hatte, doch ihm lag etwas anderes auf dem Herzen.

«Ich habe eine Aufgabe für dich, Avey. Du hast Latrindienst.»

«Was? Das kann nicht dein Ernst sein.»

«Es wird sich für dich lohnen.»

Eddie Richardson schnappte er sich ebenfalls. Eddie hatte eine Privatschule besucht und hätte sich kaum dazu herabgelassen, das Wort Latrine auszusprechen, geschweige denn, eine zu putzen. Als er herausfand, dass die Waffe der Wahl die Klobürste war, zeigte er sich wenig erfreut; dennoch reinigten wir jeden Tag eine halbe Stunde lang die Toiletten und bekamen dafür jedes Mal ein Festessen: Sandwiches mit Ei und Speck, so viel wir verdrücken konnten. Das war grossartig. Vor allem aber waren wir für die gesamte Fahrt von sämtlichen anderen Arbeiten befreit. Les wusste einfach, wo es langging. Er segelte stets hart am Wind.

An diesem Tag, dem 5. August 1940, liefen siebzehn Schiffe aus. Eines musste wegen Maschinenschadens umdrehen. Die anderen dampften unter Geleitschutz durch die Navy auf die Irische See hinaus.

Wir wussten noch immer nicht, wohin es ging; diese Information wurde sogar vor uns geheimgehalten. Kaum war das Festland ausser Sicht, als das Heulen einer Sirene das monotone Stampfen der Motoren übertönte. U-Boot-Alarm! Auf dem Schiff brach hektische Betriebsamkeit aus. Männer eilten rufend und schreiend umher. Ich drängte mich zu meiner Rettungsbootstation durch. Mit aschfahlen Gesichtern suchten Männer die Wasseroberfläche nach einem Periskop-rohr ab oder schlimmer noch, nach einem Torpedo. Von der Brücke der *Otranto* blitzten Signale, die an die Schiffe des Geleitschutzes gerichtet waren – verwaschene graue Schemen am Horizont. Je mehr Zeit verstrich, ohne dass ein U-Boot gesichtet wurde, desto mehr legten sich Angst und Aufregung. Trotzdem mussten wir stundenlang an Deck stehen. Doch schon bald wurde das Leben an Bord zu einem monotonen Einerlei.

Ich wurde aus tiefem Schlaf gerissen, als jemand kräftig an meinem Arm zerrte. In der Kabine wimmelte es von Kameraden, die einen Heidenlärm veranstalteten. Ich wurde aus der Koje gezerrt. «Wach auf, Avey, wir haben einen Job für dich. Zeit, dass du dein Geld verdienst», sagte jemand.

Ehe ich wusste, wie mir geschah, wurde ich von der Menge Uniformierter mitgerissen. Rings um mich her sangen und grölten die Männer. «Das gibt was!», rief jemand. «Wartet nur, bis er den Burschen sieht!»

So langsam wurde mir klar, dass man irgendetwas mit mir vorhatte, und mir kam der starke Verdacht, dass es mit einer Art Opferzeremonie zusammenhing. Wir eilten über die schmalen Gänge, an zahllosen Kabinentüren vorüber, bis wir an eine steile Treppe gelangten, die an Deck führte. Die Seeluft wehte mir ins Gesicht, und endlich wurde ich richtig wach. Man führte mich über das Deck, vorbei an Rettungsbooten, die

an ihren Seilen hingen, und Reihen riesiger weisser Lüftungsrohre, die an die Sprechtrichter altmodischer Telefonapparate erinnerten. Als wir uns dem Heck näherten, ging es wieder abwärts. Rechts von mir bemerkte ich einen jungen Burschen mit fleckigem Gesicht, der mit den Fäusten lebhaft Boxhiebe in die Luft machte. Allmählich begriff ich, worum es hier ging.

Auf dem Achterdeck sah ich einen Boxring unter freiem Himmel, kunstgerecht mit Seilen abgegrenzt. Ein grosser Mast überragte ihn. Dass ich boxte, hatte sich herumgesprochen, und damals hätte ich im Ring oder ausserhalb gegen jeden gekämpft, der mir seinen Hut vor die Füsse warf. Normalerweise siegte ich, aber normalerweise wusste ich vorher auch, gegen wen ich antrat.

Ich hatte schon die Boxhandschuhe an, als ich ihn sah. Mein erster Gedanke war: Die haben dich reingelegt! Mein Gegner stolzierte in den Ring. Er war nicht allzu gross, vielleicht eins fünfundsiebzig, aber gut gebaut und kräftig. Er war ein Jock, ein Schotte von der Black Watch, einem zähen Hochlandregiment, und es war nicht zu übersehen, dass jeder auf dem Schiff glaubte, ich würde eine Abreibung bekommen.

Mein Gegner war offensichtlich ein Strassenkämpfer, womöglich sogar ein Profitboxer, doch als ich nähertrat, konnte ich ihn besser erkennen. Und was ich sah, gab mir neue Hoffnung. Die Augenbrauen meines Gegners waren von Narben durchzogen; er hatte Blumenkohl-ohren und eine platte Nase. Jeder, der so schlimm verdroschen worden war, konnte kein besonders guter Fighter sein, oder er war nicht allzu schnell. Hier hatte jemand eine Fehleinschätzung getroffen, und ich war es nicht.

Schon als kleiner Junge hatte ich in Boxklubs gekämpft, und ich war schnell auf den Beinen. Während ich meine Beweglichkeit ausnutzte, stapfte mein Gegner durch den Ring. Ein paar Mal hätte er mich fast getroffen, aber ich hatte schnelle Fäuste, eine ziemlich gute Linke und

schlug gute Haken. Ich zielte nie auf sein Gesicht, nur auf den Körper. Gegen Mitte der zweiten Runde verpasste ich ihm einen wuchtigen Treffer auf den Solarplexus, und er ging zu Boden und schnappte nach Luft. Es war vorbei.

Nach dem Kampf blieb ich an Deck, um mir die anderen Fights anzuschauen, aber es war kein schöner Anblick. Ein Offizier der Black Watch wurde überredet, sich einem seiner eigenen Männer zum Kampf zu stellen. Der Offizier war unbeliebt und zögerte lange, ob er kämpfen sollte – aus gutem Grund. Als er schliesslich in den Ring trat, wurde er nach Strich und Faden vermöbelt, der arme Kerl.

Doch davon abgesehen verliefen die meisten Boxkämpfe an Bord fair und waren eher ein kameradschaftliches Kräftemessen. Ich kämpfte oft gegen Charles Calistan – guter alter Charles. Wir waren zusammen ausgebildet worden und von Anfang an prima miteinander ausgekommen. Charles war ein gut aussehender Bursche mit lockigem schwarzem Haar, ein Anglo-Inder, der Urdu sprach und sich später als wahrer Held erwies. Er hätte das Viktoriakreuz verdient gehabt. Ausserdem war er ein talentierter Boxer, und an Bord trainierte ich regelmässig mit ihm.

Nach elf Tagen auf See sahen wir zum ersten Mal Land und gingen vor Freetown in Sierra Leone vor Anker. Für uns stand fest, dass wir das Kap der Guten Hoffnung umrunden und dann nach Norden weiterfahren würden, nach Ägypten. Zwei Tage später dampften wir weiter nach Kapstadt, ohne einen Fuss an Land gesetzt zu haben. Dort blickte ich zum Tafelberg hinauf, den ich aus dem Erdkundeunterricht kannte, und für einen Moment glaubte ich, dass es das Paradies wirklich gab.

Es war schön, wieder festen Boden unter den Füßen zu haben. Zum

ersten Mal im Leben betrat ich fremdes Land – es sei denn, man zählt das Cricket-Auswärtsspiel in Sheffield mit. Kapstadt war zu dieser Jahreszeit ziemlich kühl, aber ich fand es dennoch beeindruckend. Am Kai wurden wir in Gruppen aufgeteilt. Eddie, ich und zwei andere wurden einem wohlhabend wirkenden weissen Südafrikaner in mittleren Jahren zugeteilt, der einen hellen Anzug trug und ein dunkles Auto fuhr. Er hatte sich freiwillig gemeldet, um den Soldaten ein wenig die Stadt zu zeigen.

Für mich war alles neu und unbekannt. In meinem ganzen Leben hatte ich bisher nur einen einzigen Schwarzen gesehen, einen Burschen, der in Epping einen Marktstand hatte. Er hat mir eine Menge Blödsinn erzählt. Zum Beispiel hat er behauptet, er könne in die Sonne schauen, ohne dass es seinen Augen schadet.

Als erste Kostprobe des Auslands war Kapstadt grossartig, und wir liessen es uns richtig gut gehen, nachdem man uns vorher zu viert in eine Kabine gepfercht hatte, die für zwei Mann bestimmt war. Der Bursche in dem hellen Anzug brachte uns zu einem Haus im Kolonialstil mit riesigem Grundstück und legte uns nahe, die Aussendusche zu benutzen, die mit dem Schwimmbecken verbunden war. Dieses Angebot liess in Eddie die Frage aufkommen, wie übel wir eigentlich rochen. Jedenfalls, nachdem wir uns an Deck des Schiffes nur hin und wieder mit Meerwasser abgespritzt hatten, stand ich nun in einem Regen aus Süsswasser und spürte, wie das Salz und der Schweiss vieler Wochen von meiner Haut gespült wurden. Ich konnte mich kaum überwinden, die Duschkabine wieder zu verlassen.

Später an diesem Tag gingen wir auf Einladung unseres Fremdenführers in eines der nobelsten Restaurants, die ich je gesehen habe, mitten im Herzen der Stadt. Über uns strahlte ein an die Decke projizierter Pseudohimmel mitsamt dahinziehenden Wolken. Wir waren hellauf be-

geistert, und als krönender Abschluss des Tages wurde uns ein anständiges Essen serviert.

Nach vier Tagen sagten wir Kapstadt Lebewohl. Der Tafelberg wurde hinter uns zu einer Silhouette im Dunst, und der Geleitzug teilte sich erneut auf. Die *Otranto* gehörte zu einer Flotte von zehn Schiffen, die das Kap umrundeten und die Ostküste Afrikas entlang nach Norden fuhren. Am 14. September erreichten wir Perim, die Vulkaninsel an der Einfahrt zum Roten Meer. Von dort legten wir den letzten Teil der Reise im Schutz der Dunkelheit zurück, noch immer von vier Kriegsschiffen geschützt. Schon bald gelangten wir in Reichweite italienischer Flugzeuge und Marineeinheiten, deren Stützpunkt Massaua in Eritrea war. Sämtliche Lichter auf der *Otranto* wurden gelöscht, und die Besatzung musste sich ihren Weg durch das Schiff ertasten. Die Verdunklung war vollständig, aber der Nachthimmel war hell von Sternen, und im phosphoreszierenden Wasser des Golfs von Aden entdeckte ich den bedrohlichen Umriss eines riesigen Mantas.

Meine Kameraden und ich waren Verstärkung, die dringend benötigt wurde. Wir ankerten vor Port Taufiq an der Einfahrt des Suezkanals, umgeben von Kriegsschiffen, Frachtern und rostigen Schleppern, die schwarzen Rauch in die Luft bliesen; neben diesen Schiffsriesen dümpelten winzige arabische Dauen und Fischerboote. Man brachte uns nach Genefa, einem ausgedehnten Zeltlager unweit der Bitterseen. Die Schlacht gegen den Durst hatte begonnen, doch überall im Lager standen riesige Steingutkrüge, gross genug, um einen Sergeanten darin zu ersäufen. Die Krüge waren bis zum Rand mit kühlem Wasser gefüllt. Das war die gute Nachricht.

Die schlechte Nachricht war, dass wir gleich für den Tag nach unserer Ankunft den Befehl erhielten, vierzig Kilometer durch die Wüste

zu marschieren und einen kahlen Felsen zu umrunden, den man «Floh» nannte. Irgendein hohes Tier schien der Meinung zu sein, dass wir unbedingt beschäftigt werden müssten.

Während ich in England Strohpuppen mit dem Bajonett aufgespiesst hatte, war 2RB, wie wir das 2. Bataillon der Rifle Brigade kurz nannten, in die Wüste entsandt worden.

Noch hatte der italienische Diktator Benito Mussolini Grossbritannien nicht den Krieg erklärt, aber lange konnte es nicht mehr dauern. Seit sechs Wochen hielt Mussolini bombastische Ansprachen, und das Bataillon wurde gnadenlos gedrillt. Ich erinnere mich an ein Foto in einer Zeitschrift, auf dem zu sehen war, wie italienische Elitesoldaten über Reihen rasiermesserscharfer Bajonette sprangen, was mich zu dem Gedanken führte, dass man den Tag nicht vor dem Abend loben sollte.

Am Tag nach der Kriegserklärung Italiens an England wurde die 7. britische Panzerdivision, zu der auch 2RB gehörte, an die libysche Grenze verlegt. Die modernste Streitmacht auf Erden waren wir nicht gerade. Einige unserer Panzerwagen waren alte Rolls-Royce Silver Ghosts, die Lawrence von Arabien im Ersten Weltkrieg eingesetzt hatte, doch wir eroberten in rascher Folge einen Grenzposten nach dem anderen.

Mussolini machte seinen ersten richtigen Schachzug, als sich unser Geleitzug für die Fahrt durch das Rote Meer bereitmachte. Der «Duce» hatte vor Augen, was Deutschland in Europa erreicht hatte, und nun wollte auch er ein Stück vom Kuchen. Mussolini hatte ein Auge auf den Nil geworfen, den Suezkanal und die britischen Nachschublinien nach Indien. Er befahl Marschall Graziani – genannt «Schlächter von Libyen» ob der Brutalität, mit der er einen arabischen Aufstand niedergeschlagen hatte –, Ägypten und die Briten anzugreifen. Am 13. September 1940 drangen 85'000 italienische Soldaten aus Libyen nach Ägypten vor und zwangen die wesentlich kleineren britischen Verbände zum

Rückzug. Der italienische Vormarsch kam erst bei Sidi Barrani zum Stehen, einer Siedlung an der Küste, gut hundert Kilometer hinter der Grenze. Bald darauf verkündete der Duce in italienischen Propagandasendungen, dass die Strassenbahnen der Stadt bereits wieder fuhren. Strassenbahnen? Sie wussten dort nicht einmal, wie man das Wort schrieb. Sidi Barrani bestand nur aus einer Handvoll Häusern und einer Ansammlung von Lehmhütten. Dort gab es kaum eine anständige Strasse, von einer Strassenbahn ganz zu schweigen.

Die Italiener errichteten eine Kette von ausgeklügelten Befestigungen, die an der Küste begann und sich in südwestlicher Richtung tief in die Wüste zog. Diese Stützpunkte hatten romantisch klingende, volltönende Namen – Tummar, Rabia und Sofafi –, als lägen sie an irgendeiner Gewürzstrasse, die durch die Wüste führt.

Die Truppenstärke der Italiener betrug mittlerweile 250'000 Mann. Als wir unser Ziel erreichten, wurden wir alliierten Kräften zugeteilt, die am Boden und in der Luft weit in der Unterzahl waren: Wir waren insgesamt knapp 100'000 Mann.

Kairo war unser letzter Zwischenstopp, ehe der Krieg für uns bittere Wirklichkeit wurde. Es war unsere letzte Gelegenheit, noch einmal tief durchzuatmen, ehe die wahren Strapazen begannen, die mich so gut auf die Gefangenschaft vorbereiteten und alles, was danach kam. Charles Calistan, Cecil Plumber und ich begaben uns in Begleitung von zwei anderen Soldaten auf Entdeckungsreise, um die zweifelhaften Freuden der Stadt zu erkunden. Cecil war ein nachdenklicher Bursche mit hoher Stirn und scharfen Augen. Ich kannte ihn als ausgezeichneten Wicket-Keeper aus meiner Cricketmannschaft in Essex. Diese schönen Tage auf

der Dorfwiese waren jetzt nur noch eine ferne Erinnerung. Anstelle der Drosseln und Lerchen zogen schwarze Falken über den Himmel einer Stadt, die so exotisch wie geheimnisvoll war und vor alliierten Soldaten aus den Nähten platzte: Neuseeländer und Inder, Australier und Briten.

Ein Pferdewagen überholte uns. Er war rappelvoll mit Jungs in Khaki, alle in bester Laune, die sich in eine ausschweifende Nacht stürzten. Es bereitete mir Schmerzen, als ich die Angst des Pferdes sah, das an die Deichsel gespannt war. Gleich vor uns sprangen die Männer vom Wagen, riefen «Ein dreifach Hoch auf den Kutscher!» und machten sich davon, ohne zu bezahlen.

Wir sahen Kamele, die schier unglaubliche Lasten trugen. Wir sahen Männer, die auf Eseln ritten, wobei ihre Füße über den Boden schleiften, während sie mit Stöcken auf die Tiere einprügelten. Strassenkinder, die nach «Bakschisch! Bakschisch!» riefen, wimmelten um uns her. Kleine Jungen verhökerten Andenken von zweifelhaftem Wert. Andere drängten uns verdächtig aussehende Fruchtsäfte und Feigen zweiter Wahl auf. Eine staubige Strassenbahn ratterte vorüber, wobei Funken von ihren Rädern stoben. In der Luft lag ein gelber Dunst, eine Mischung aus Rauch und Sandpartikeln aus den Weiten der Wüste, verfeinert vom Gestank der offenen Kanalisation.

Wir verliessen die lärmende Strasse, wo die Pferdewagen mit den Lkw um Raum kämpften, und verzogen uns in den Melody Club, der «Sweet Melody» genannt wurde – da hatte jemand seinen Sinn für Humor bewiesen. Der Eingang war mit zwei muffigen Vorhängen verschlossen, die der Verdunklung dienten, obwohl auf der Strasse blaue Laternen brannten und aus allen Fenstern und Türen Licht fiel. Als ich mich durch den ersten Vorhang schob, stolperte ich über einen Sack am Boden, der sich im dämmrigen Licht als australischer Soldat erwies, der im Suff zu meinen Füßen lag.

Wir schoben uns durch den zweiten Vorhang in eine schummrige, verräucherte Bar. Eine Band spielte auf einer kleinen Bühne hinter einer Barriere aus Stacheldraht. Den Stacheldraht brauchten sie wirklich. Sie rackerten sich ab, damit sie in dem Lärm gehört wurden. In der Bar wimmelte es von Soldaten aus der Wüste, die auf Ablenkung aus waren. In der Decke erblickte ich Einschusslöcher, und was alles auf dem Boden lag, wollte ich lieber gar nicht wissen. Meist lastete man ein solches Zerstörungswerk den Australiern an. In der Wüste waren sie erstklassige Kämpfer, aber sobald sie in Kairo waren und Alkohol in die Hände bekamen, gerieten sie ausser Rand und Band.

Eine nicht ganz ungefährliche, zerstörerische Aufgekratztheit lag in der Luft. Entspannen konnte man in dieser Bar nun wirklich nicht. Wir hatten gerade unsere Getränke bekommen, als an einem Ecktisch auch schon Geschrei losbrach. Ein Bursche, der mitten in dem Getümmel stand, packte einen Stuhl und warf ihn über seinen Kopf nach hinten, wo er auf einen anderen Tisch mit Feiernden krachte. Einer seiner Kameraden setzte den Stuhlwerfer mit einem rechten Haken ausser Gefecht. Vielleicht hatte er einen Streit beenden wollen, oder er wollte eine ausgewachsene Schlägerei vom Zaun brechen. Doch dass er nun am Boden lag, beruhigte die Lage. Er wurde nach draussen getragen, wo man ihn neben den Australier legte, der die Tür versperrte. Der Rest der Gruppe rückte die Stühle gerade und zog sich die Uniformen straff. Das Gemurmel nahm wieder seine ursprüngliche Lautstärke an.

Offiziere besuchten ausnahmslos die Bar des berühmten Shepherd Hotel, wo sich die High Society von Kairo traf. Einfache Soldaten wie wir mussten sich herausputzen, um überhaupt eingelassen zu werden. Die kühle Terrassenbar war eine andere Welt. Ein Mann im Anzug spielte auf einem richtigen Flügel. Korbessel, zu Sitzgruppen arran-

giert, standen auf dem gefliesten Boden. Ägyptische Kellner in langen weissen Galabijas servierten Getränke auf funkelnden Tablett, die sie mit einer Hand balancierten. So gefiel es uns schon besser. Ich war mittlerweile Corporal; tatsächlich eignete ich mich viel besser zum Anführer als zum Gefolgsmann. Ich hatte mir fest vorgenommen, im Feld zum Offizier befördert zu werden, und das Shephard entsprach eher dem Leben, das mir vorschwebte.

Später überquerten wir in der Geschäftigkeit des kühlen Abends die Englische Brücke über den Nil, die von vier riesigen Bronzelöwen bewacht wurde. «Seht ihr die?», fragte einer von uns. «Jedes Mal, wenn eine Jungfrau die Brücke überquert, brüllen die Biester, also passt gut auf.» Wir lachten ein wenig gezwungen. Je näher der Einsatz in der Wüste rückte, desto häufiger sprachen wir über Mädchen. Das Wissen, dass es nicht mehr lange dauerte, bis auf uns geschossen wurde, machte uns zu schaffen. Wenig überraschend kam das Gespräch jedes Mal schnell auf Sex. Wie sich herausstellte, waren die meisten von uns noch unschuldig und auch durchaus bereit, dies zuzugeben. Ich war einundzwanzig, und Sex vor der Ehe gab es damals kaum. Ich weiss, das glaubt einem heutzutage keiner mehr. Jedenfalls, viele von den Jungs sassen im gleichen Boot wie ich. Wir waren zwar alt genug, um zu sterben, aber was den Sex anging, waren wir völlig unerfahren. Wahrscheinlich hatte es auch damit zu tun, dass ich trotz meiner Fitness am Abend eines Ausbildungstages hundemüde auf die Pritsche sank; da denkt man dann nicht unbedingt an Sex. Für einige andere jedoch wurde der Gedanke beinahe zur Besessenheit.

Der Name einer Strasse kam den Soldaten oft über die Lippen: Die Berka war das Zentrum für das älteste Gewerbe der Welt. Für Angehörige der Streitkräfte, egal welchen Dienstgrad sie bekleideten, war die Berka verbotenes Terrain, von grossen weissen Schildern und schwarzen Kreuzen umstanden, das nicht selten von der Militärpolizei ge-

stürmt wurde. Die Jungs liessen sich davon zwar nicht abhalten, aber mir persönlich ging die ganze Sache irgendwie gegen den Strich. Ich konnte verstehen, dass junge Männer, die in den Kampf zogen, vorher noch in die Berka wollten, aber mich stiess der Gedanke ab; deshalb ging ich niemals mit. Jetzt, am Vorabend meines Aufbruchs in die Wüste, lief bei mir sowieso nichts mehr. Ablenkung konnte den Tod bedeuten, und ich war entschlossen, sämtliche Hindernisse zu überwinden, die sich mir entgegenstellten. Aber wenn ich das schaffen wollte, musste ich mich ganz aufs Überleben konzentrieren.

«Sammelt eure Papageien und Äffchen ein, es geht los.» Der Befehl klang seltsam, aber wir wussten, was er bedeutete: Wir brachen auf in die Wüste. Sie nannten es «aufs Blaue fahren», weil die Wüste ein exotisches, trockenes Meer war – eine Wunderwelt für einen Jungen aus einem grünen, regnerischen Land. Wir gehörten nun zur 7. Panzerdivision, den unverwüstlichen, nomadischen *Desert Rats*, den Wüstenratten.

Der langsame Zug schlich durch Bahnhöfe mit so putzigen Namen wie Zagazig. Dann dampfte er nach Westen, an weissen Sanddünen vorüber, hinter denen das blaue Meer schimmerte, und vorbei an einer Zwischenstation mit einem Namen, der uns damals noch nichts sagte – El Alamein –, sowie einem Bahnhof namens Fuka, was zu einiger Erheiterung Anlass gab.

Wir erreichten Marsa Matruh, wo die britischen Truppen sich verschanzt hatten. In Erwartung eines weiteren italienischen Vorstosses führten sie eine Art Höhlenmenschendasein. Unsere Aufgabe bestand nun darin, die Italiener zu verwirren, also drangen wir weiter in die Wüste vor. Der ausgefahrene Weg nach Süden verbreiterte sich bald, weil

Lastwagenzüge die schwierigeren Stellen umfahren hatten.

Meine Erwartung, dass ich gewellte Sanddünen zu sehen bekam, die vom Wind geformt waren, wich rasch einer Wirklichkeit aus Stein und Fels, die nur hier und da durch Sträucher und Flecken aus staubfarbenerm feinem Sand unterbrochen wurde. Man nannte es «Porridge Country», Land aus Haferbrei. In diesem Land sollten unsere Kämpfe stattfinden.

Ein gewaltiger, steiler Gebirgskamm von enormer strategischer Wichtigkeit beherrschte die Landschaft. Der hundertachtzig Meter hohe Haggag el-Aqaba verläuft parallel zur Küste ostwärts nach Sollum, wo seine Felswände das Mittelmeer überragen und die Haarnadelkurven des Halfaya-Passes seine Durchquerung erlauben. Die britische Garnison hatte dort beim italienischen Vormarsch bereits Kampfberührung gehabt. Wir taufte den Halfaya-Pass in «Höllengehen-Pass» um.

Das Bataillon – ich gehörte zur B-Kompanie – sondierte mit nächtlichen Spähtrupps die italienischen Stellungen. Ende Oktober machten wir uns daran, Telegrafleitungen zu kappen und Strassen zu verminen, um die italienischen Verstärkungen daran zu hindern, den vorgeschobenen Wüstenfestungen zu Hilfe zu kommen.

Ich lernte, die Wüste besser zu verstehen, die ungeheure Weite dieses Landes mit seinem 180-Grad-Himmel und den zermürbenden Temperaturunterschieden: Auf brühheisse Tage folgten klirrend kalte Nächte, während man unter einem prächtigen Sternenhimmel lag. Und erst die Sandstürme! Vor den Sandstürmen der Wüste gab es kein Entkommen. Der wogende Sandwall eines *Chamsins* stieg hoch in die Luft wie ein sich bewegender Berg, raste heran, verdeckte die Sonne und schliff wie ein Hagel aus glühenden Eisenspänen die Farbe von den Fahrzeugen. Die spitzen Sandkörner stachen einem durch die Kleidung in die Haut. Während eines Sandsturms blieb einem nichts anderes üb-

rig, als Schutz zu suchen. Das wenige Wasser, das sich fand, stammte aus *Birs*, uralten Brunnen und Zisternen, die zum Teil noch aus der Römerzeit stammten und deren Inhalt bestenfalls brackig war. Einmal entdeckten wir einen aufgedunsenen Eselskadaver in der stinkenden Brühe. Der Anblick stillte unseren Durst fürs Erste, aber nicht lange.

Sobald die Nacht kam, stellten wir unsere Fahrzeuge – hauptsächlich Lastwagen und Bren-Gun-Carrier – zu einem grossen viereckigen Lager zusammen. Wachtposten wurden an der Peripherie des Lagers aufgestellt und alle zwei Stunden abgelöst, während wir anderen zu schlafen versuchten. Die kühlen Abende wichen bereits kalten Nächten, doch in der Dunkelheit wurden keine Lagerfeuer entzündet: Die einzige Wärmequelle waren die langen Mäntel – falls man einen besass.

Den Bren-Gun-Carrier sollte ich in den nächsten Monaten sehr genau kennenlernen. Er war ein offener, wendiger und leichter Schützenpanzerwagen mit Raupenketten und einem starken Ford-V8-Mittelmotor. Im hinteren Teil war Platz für einen, manchmal auch zwei Bren-MG-Schützen, und der Kommandant auf dem Vordersitz neben dem Fahrer bediente eine Boys-Panzerbüchse.

Ich lernte auch die ölige Unterseite dieser Bestie ziemlich gut kennen, weil ich mir in den Nächten eine Grube im Sand aushob, den Carrier darüberfuhr und mich zwischen den schweren Raupenketten hineinwand, damit ich ein wenig vor Granatsplintern, Fliegerbomben und Kugeln geschützt war. Dort breitete ich meinen Schlafsack aus, der im Grunde nicht viel mehr war als eine dicke Decke in einer Plastikhülle. Schliesslich vergewisserte ich mich, dass mein Revolver vom Kaliber .38 und die Handgranaten griffbereit waren. Dann legte ich mich hin.

Noch vor dem ersten Licht des Tages weckten uns die Wachen; deshalb begann mein Tag normalerweise damit, dass ich mir an der Ölwanne den Schädel stiess. Das Lager erwachte, was vor allem mit den

Geräuschen anspringender Motoren verbunden war, die manchmal mehrere Versuche verlangten. Noch kalt und verschlafen brachen wir das Lager ab und schwärmten in die Wüste aus, in gut hundert Metern Abstand zueinander, um bei einem Morgenangriff niedrig fliegender italienischer Savoia-Bomber kein leichtes Ziel zu bieten. Dann begann das Warten in der Kälte, während wir den Horizont absuchten. Erst wenn der Himmel heller wurde und die Konturen der Wüste sich herauschälten, entspannten wir uns und dachten an das Frühstück.

Wenn ich den ersten Tee des Tages kochte, gab ich mir immer so viel Mühe, als hinge mein Leben davon ab. Jedes Mal steckte mir noch die Kälte der Nacht in den Knochen, und ich war hungrig und brauchte den Tee sofort; deshalb bereitete ich ihn mir auf Wüstenart zu: Ich trennte einen alten Benzinkanister in der Mitte durch und füllte ihn mit Sand. Dann schüttete ich Superbenzin hinein und stellte das Kochgeschirr mit Wasser darauf. Zu guter Letzt warf ich aus sicherer Entfernung ein brennendes Streichholz in den Kanister. Begleitet von einem dumpfen Knall, stieg eine Wolke aus schwarzem Rauch in die Luft. Die Druckwelle trug die erste Wärme des neuen Tages heran, und die Hitze brachte das Wasser im Kochgeschirr in null Komma nichts zum Sieden.

Wir hatten das kühlere Wetter anfangs willkommen geheißen, aber jetzt wurde es nachts sehr viel kälter, und das war gar nicht mehr lustig. Dann kam auch noch der Regen, als müsste unsere Stimmung noch weiter gedämpft werden. Es goss die ganze Nacht hindurch. Da wir einen Sitzkrieg führten, verbrachten wir den Grossteil unserer Zeit mit Sport, Kartenstudium, Waffendrill und dem Erlernen jener Kenntnisse, die man für nächtliche Spähtrupps brauchte.

3. Kapitel

Eines Nachts wurden wir ausgeschickt, um ein italienisches Treibstoffdepot in die Luft zu jagen. Wir waren zwölf Mann unter dem Befehl von Platoon Sergeant-Major Endean, unserem Zugführer, und hatten drei Sprengstoffexperten für die eigentliche Arbeit dabei. Bei Nacht gehörte die Wüste uns, denn die Italiener bewegten sich in der Dunkelheit kaum. Gute Orientierung machte den entscheidenden Unterschied, und es war lebenswichtig zu wissen, wie weit vom Feind entfernt man die Lkw anhalten musste, damit man nicht gehört wurde, und wie nahe man die Lastwagen heranzuführen hatte, damit man das Ziel in der zur Verfügung stehenden Zeit zu Fuss erreichen konnte.

Ehe wir uns auf den Weg machten, stellten wir uns voreinander auf und prüften gegenseitig unsere Uniformen und die Ausrüstung auf verräterische helle oder glänzende Stellen, die rasch entdeckt und einen Kugelhagel auf uns herabbeschwören konnten. Als Nächstes bildeten wir Zweiergruppen und schüttelten uns gegenseitig durch, denn auch klirrende Schlüsselbünde oder klimpernde Münzen konnten uns verraten, zumal der Schall bei Nacht sehr weit trägt.

Nachdem wir zuletzt die Waffen überprüft hatten, war es Abend geworden, und die drei Lastwagen setzten sich über das felsige Terrain in Bewegung. Sechzehn Kilometer vor dem Ziel stiegen wir ab und legten das letzte Wegstück schweigend zu Fuss zurück, von Endean und seinem bewährten Kompass geführt. Völlig ausser Puste erreichten wir unser Ziel, aber diese Mühe mussten wir auf uns nehmen, denn der Überraschungseffekt war entscheidend.

Als die Umrisse des Depots sichtbar wurden, gab Endean das Zeichen, und wir robbten vor und gingen im Geröll in Ausgangsstellung. Weitere Handzeichen folgten, und wir schwärmten zu einem Halbkreis aus. Auf diese Weise war es sicherer. Schliesslich wollten wir keinen eigenen Kameraden treffen, falls es zum Schusswechsel kam.

Ich lag reglos in der Dunkelheit, das Lee-Enfield-Gewehr auf das Depot gerichtet, und versuchte es mir bequem zu machen. Vielleicht mussten wir lange warten.

Rechts von mir sah ich schemenhaft die Sprengstoffjungs, die geduckt, mit eingezogenem Kopf, vorrückten – Schatten, die sich rasch in der Dunkelheit verloren. Die Minuten verstrichen. Wieder Stille. Erneutes Warten. Dann, plötzlich, waren die Männer zurück und rannten mit gesenktem Kopf wie die Hasen. Wir zielten auf das feindliche Lager und warteten darauf, dass die Italiener das Feuer eröffneten. Dann erfolgten die ersten zwei Explosionen – gedämpft, beinahe leise – und sandten raketenartige Blitze in den Nachthimmel. Eine unnatürliche Pause setzte ein, die wahrscheinlich nur Sekunden währte, gefolgt von einer gewaltigen Explosion. Ein Feuerball färbte die Nacht orange. Ich drückte mich tiefer in den Sand, als die Gesichter rings um mich her aus der Dunkelheit gerissen wurden.

Wir rechneten damit, dass jeden Moment die Hölle losbrach, denn normalerweise feuerten die Italiener sofort wild in die Nacht. Diesmal aber blieb der Feuerzauber aus, und wir schlichen uns zurück in die Wüste. Falls es beim Feind Überlebende gegeben hatte, machten sie sich nicht die Mühe, uns zu jagen.

Wir trafen uns an einem Sammelpunkt in sicherer Entfernung, vergewisserten uns, dass alle unverletzt waren, und begannen den langen Rückmarsch zu den Lastwagen. Noch ehe die Morgenröte anbrach, waren wir wieder im Lager und hofften auf eine Mütze voll Schlaf.

Heute weiss ich, dass das Leben in der Wüste mich verändert und innerlich auf die Entbehrungen von Auschwitz vorbereitet hat. In der Wüste zu leben bedeutete, häufig zu frieren und hungrig zu sein, ohne sich auf etwas Besseres freuen zu dürfen als Dosenfleisch und Schiffszwieback. Jeder Zivilist hätte unsere Verpflegung als Hundefutter bezeichnet. Ausserdem gab es Fleischartopf von Maconochie, wie er schon im Ersten Weltkrieg in den Schützengräben ausgegeben worden war. Nur wenn wir eine Gazelle schossen, was selten der Fall war, hatten wir ein Festessen, von dem wir mehrere Tage zehrten. Einige von uns versuchten, die Tiere von den fahrenden Lastwagen aus zu erlegen, aber dazu war die Wüste nicht flach genug. Wenn man über einen der Buckel fuhr, die wir «Kamelhöcker» nannten, konnte man nicht zielen. Als Junge vom Lande wusste ich, dass man Wild am besten zu Fuss nachstellt, und das tat ich dann auch.

Manchmal konnten wir mit den Beduinen Tauschhandel treiben, aber das kam nur selten vor, und es hagelte Missverständnisse. Sie begrüsst uns, indem sie die Hände hoben, mit den Handflächen nach innen, und mit den Fingern wackelten, als wollten sie uns heranwinken. Wenn man dann zu ihnen ging, zeigten sie sich verdutzt und begriffen nicht, was man von ihnen wollte. Aber diese Missverständnisse waren es wert, wenn man am Ende ein, zwei Eier herausschlagen konnte. Leider kannten die Beduinen kein Obst und Gemüse, denn das hätten wir am dringendsten gebraucht. Manchmal erbeuteten wir italienische Verpflegung, Dosenthunfisch oder Reis, aber meist war es nur Tomatenpüree. Ihr Speiseplan war anscheinend wenig abwechslungsreich.

Unsere eigene Verpflegung war eine Katastrophe. Wir alle waren entsetzlich unterernährt und deshalb anfällig für Krankheiten. Aus einem Kratzer wurde rasch eine eiternde Wunde, die einfach nicht heilen wollte und eine Blutvergiftung verursachen konnte. Diese Wüstenentzündungen plagten uns während des gesamten Feldzugs. Sanitäter gab

es kaum, und auch sie konnten nur den Schorf entfernen und auf das Beste hoffen. Selbst heute, siebzig Jahre später, habe ich von solchen Entzündungen noch Narben an den Unterarmen.

Wie man sich wohl denken kann, war die Hygiene angesichts der Fliegenschwärme miserabel. Wir hatten oft den «Durchmarsch», und Durchfall ist auch in der Wüste alles andere als lustig. Selbst für Gesunde war die Erledigung des grossen Geschäfts nicht ganz einfach. Man grub ein Loch und ging darüber in die Hocke. Es dauerte nur Sekunden, und Mistkäfer flogen heran und knallten einem gegen das Hinterteil. Sie waren zielgenauer als der durchschnittliche Sturzkampfbomber. Doch während Stukas ihre Bomben ausklinkten und dann verschwanden, flogen diese Biester einem geradewegs vor das entblösste Hinterteil. Dort landeten sie am liebsten. Dann liessen sie sich in den Sand fallen und rollten unseren dürftigen Darminhalt zusammen, ehe sie damit den Rückzug antraten, Gott weiss wohin.

Wenn wir länger an einer Stelle blieben, bauten wir uns einen Wüsten-toilettensitz, indem wir ein Loch in eine der Holzkisten sägten, in denen die Benzinfässer geliefert wurden. Diese Kisten waren knapp einen Meter hoch, und man sass darauf wie ein König und hatte einen schönen Blick über die umliegende Sandlandschaft.

Wir bekamen vier bis fünf Liter Wasser am Tag. Leider mussten wir davon auch die Kühler der Fahrzeuge füllen und uns selbst und unsere Wäsche sauber halten, sodass nicht viel zu trinken übrig blieb. Das Wasser wurde in Kanistern aus dünnem Blech geliefert, die innen mit Wachs beschichtet waren, doch diese Schicht riss unweigerlich, weil die Kanister immer wieder herumgeschleudert wurden – mit der Folge, dass das Wasser entweder nach Rost oder nach Kerzen schmeckte. Uns zu waschen war ein Luxus, den wir uns im Gefecht nicht erlauben konn-

ten. Erst wenn der Druck des Feindes nachliess, säuberten wir uns Hände und Gesicht, so gut es ging, und verteilten mithilfe eines Rasierpinsels das kostbare Nass so sparsam wie möglich auf dem Körper. Normalerweise ging uns das Wasser aus, ehe wir ganz fertig waren.

Allzu oft hingen wir vom «Bowser-Man» ab, was in etwa «Tankwart» bedeutet. Seinen richtigen Namen habe ich nie erfahren. Er fuhr mit einem erbeuteten italienischen Tanklasterkreuz und quer durch die Wüste, so, wie es ihm passte, klapperte die *Birs* ab und suchte nach Wasser. Manchmal blieb er tagelang verschwunden, und er war immer alleine unterwegs. Er war ein kleiner, rätselhafter Mann, der die Wüste kannte wie seine Westentasche und der mit den Beduinen ungezwungen auf Arabisch reden konnte. Aber so oft allein auf dem «Blauen» zu sein, hatte ihn verändert. Wenn er zurückkehrte und jemanden erwischte, wie er auf einer unserer improvisierten Benzinfasskisten sass, drehte er durch, zog seinen 38er Revolver, fuhr mit dem Tankwagen im Kreis herum und feuerte auf die Kiste zwischen den Beinen des Sitzenden. Niemand wusste, warum er das tat. Aber es war ganz schön demütigend, wenn einem der hölzerne Toilettensitz zwischen den Beinen weggeschossen wurde. Erstaunlich, dass der Bowser-Man nie jemanden verletzte. Er war ein verrückter Bursche, aber alle nahmen ihn so, wie er war.

Dann kam die bisher grösste Show. General Wavell beschloss einen Überraschungsangriff auf die italienischen Wüstenforts. Über Einzelheiten schwieg man sich natürlich aus. Jeder erfuhr nur so viel, wie er wissen musste, und wir einfachen Soldaten brauchten gar nichts zu wissen. So war das damals. Unsere Aufgabe bestand darin, die italienischen Minenfelder und die anderen Verteidigungsanlagen um die feindlichen Lager auszukundschaften, damit unsere Panzer, die den Angriff führten, direkt durch die Lücken preschen konnten.

Am 7. Dezember 1940 bewegten sich im Schutz der Dunkelheit riesige Kolonnen aus Menschen und Material in ihre Stellungen, während der Wüstenwinter zu beissen begann und die Männer zitternd und nervös auf den Beginn der Schlacht warteten. Zwei Tage später wurden in aller Herrgottsfrühe Panzer, Geschütze und Infanterie an die Ausgangslinie für die Offensive geführt. Für die Fahrzeuge war der Weg mit Sturmlampen markiert, die vor dem Blick des Feindes durch Benzinfässer abgeschirmt wurden, die man zersägt und umgedreht hatte. Die Soldaten waren den italienischen Lagern so nahe, dass sie den Kaffeeduft und andere Frühstücksgerüche in der Nase hatten.

Um 7 Uhr schoss die Artillerie massives Trommelfeuer; dann begann der Angriff auf die feindlichen Stellungen. Die italienischen Kampfswagen waren viel zu leicht gepanzert und so gut wie nutzlos. In den ersten fünfzehn Minuten schossen wir dreiundzwanzig von ihnen ab; dann erbeuteten wir fünfunddreissig weitere und machten bei eigenen Verlusten von sechshundfünfzig Mann zweitausend Gefangene. Nach der kalten Arithmetik des Krieges war das ein guter Anfang.

Die Informationen, die unsere nächtlichen Spähtrupps gesammelt hatten, hatten zu einem grossen Erfolg beigetragen. Einige unsere Offiziere bestimmten die Anzahl der Gefangenen bereits nach Hektar statt nach Tausenden. Den Dokumenten zufolge, die ich später gelesen habe, flogen schon bald die Gratulationsbotschaften zwischen den hohen Tieren hin und her. Ich erinnere mich aber nicht, dass die Jungs in der Wüste während all meiner Einsätze auch nur ein einziges «Dankeschön» gehört hätten. Ich nehme an, die hohen Herren sahen keine Notwendigkeit dafür.

2RB fand unter den gefangenen Italienern einen sehr guten Koch. Unsere Offiziere rissen sich ihn unter den Nagel und liessen ihn unter dem Namen «Rifleman Antonio» in ihrem Kasino arbeiten. Er blieb vier Wochen, ehe ein Höhergestellter von der Sache erfuhr, obwohl er wäh-

rend eines Luftangriffs mit einem Colonel in der gleichen Höhle gelegen hatte.

Wir eroberten Sidi Barrani zurück, das windige Wüstenfort mit den schadhaften Wällen und den wenigen Lehmhütten, von dem der Duce geprahlt hatte, er habe dort die Strassenbahnen wieder ans Laufen gebracht. Es war der 10. Dezember, und innerhalb von vierundzwanzig Stunden beantwortete die Wüste die Neuigkeit mit einem gewaltigen Sandsturm.

Nicht alles lief so, wie wir es uns vorstellten. Die italienische Luftwaffe hatte die Angewohnheit, uns die Laune zu verderben, und wenn auch nur ein einziges Aufklärungsflugzeug gesichtet wurde, erhielten wir Befehl, die Wüste tüchtig «aufzurühren»: Wir legten eine sichere Entfernung zwischen uns und unsere Hauptkolonne und fuhren dann wie die Verrückten kreuz und quer herum. Die Staubwolken, die dabei in die Höhe stiegen, erweckten den Eindruck, wir wären ein viel grösserer Verband. Dann zogen wir uns zurück, mit staubigen Gesichtern und Sand zwischen den Zähnen, und warteten darauf, dass die Bomberstaffeln kamen und die leere Wüste beharkten. Normalerweise taten sie uns den Gefallen.

Aber immer funktionierte der Trick nicht. Einmal wurden wir als Reserve zurückgehalten, als ein italienisches Jagdflugzeug über uns hinwegkreischte, gefolgt von einem zweiten. Zum Fliehen war keine Zeit. Ich warf mich hin, schluckte einen Mundvoll Wüste und hoffte, dass der Pilot zu viel Kaffee getrunken hatte. Insgesamt zählte ich ungefähr ein Dutzend CR.42, hässliche Doppeldecker mit gedrungenem Rumpf, aber wirklich Sorgen machte ich mir wegen der grossen Bomber vom Typ SM.79. Schon bald waren sie über uns, drei Stück, behäbige Biester mit drei Motoren, was ziemlich aussergewöhnlich war. Die ersten Explosionen liessen den Boden erzittern, aber die Bomben schlugen kurz vor dem Ziel ein. Ehe die Piloten ihren Angriff wiederholen konnten, kam

Hilfe. Die Italiener hatten zwar viel mehr Flugzeuge als wir, aber wir hatten ein paar Hurricanes bekommen, um die alten Gladiator-Doppeldecker abzulösen, und diese neuen Maschinen griffen jetzt ein. Der Luftkampf fand hoch über unseren Köpfen statt, und bald waren wir wieder allein in der Wüste.

Drei Tage später, gegen elf Uhr, kehrten die Italiener mit Macht zurück. Diesmal waren es zehn Savoia-Marchettis, und keine einzige Hurricane war am Himmel. Wir alle warfen uns in Deckung – und dann schlug auch schon eine Bombe ein, keine dreissig Meter von mir entfernt in einer kleinen Senke. Als die Luft wieder rein war und wir aufstehen konnten, stellte sich heraus, dass es jemanden erwischte hatte – wie sich zeigte, einen netten Kerl namens Jumbo Meads. Er war ein beliebter Sergeant gewesen, eine grosser blonder, gut aussehender Bursche, nicht der typische miese Schinder wie die anderen höheren Unteroffiziere. Der Verlust schmerzte uns, aber wir durften uns nicht der Trauer hingeben. Dazu hatten wir nie Zeit.

Die Savoia-Bomber waren eine Plage, besonders nachts, wenn sie kettenweise anfliegen und immer nur eine Bombe abwarfen, um uns aus dem Schlaf zu reissen. Sie waren der Grund, weshalb ich mir angewöhnte, unter dem Carrier zu pennen.

Kurz darauf diente ich einen Tag lang als Fahrer für einen Third Lieutenant namens Merlin Montagu Douglas Scott. Er war ein Enkel des Herzogs von Buccleuch, mit der königlichen Familie verwandt und ein erstklassiger Offizier, präzise und pedantisch. Wir führen zum Halfaya-Pass und nach Sollum, um zu erkunden, ob der Feind sich dort aufhält. Montagu Douglas Scott hatte die Angewohnheit, sich dem Gegner ein bisschen zu weit zu nähern. Ein paar Tage zuvor hatte er den gleichen Weg genommen, um auszuspähen, ob die Italiener noch immer ein grosses Lager bei Halfway House auf der Kuppe des Felsgrates hielten. Nur tobte zu der Zeit ein *Chamsin*, ein Sandsturm, und die Sicht war

praktisch null. Trotzdem hatte Montagu Douglas Scott in dem wirbelnden Sand das Lager gefunden. Es war von einer niedrigen Steinmauer umschlossen und wirkte verlassen. Überall sah man flache Gräben, die mit Segeltuch bedeckt und von aufgeschichteten Felsbrocken umschlossen waren, die Schutz bieten sollten. Offenbar waren die Italiener überstürzt aufgebrochen. In den kleinen Unterständen lagen Flaschen, Feldbetten, Briefe, Fotos – alles Mögliche. Im Wind schwankten zwei Wachtürme. Montagu Douglas Scott hörte nichts als das Knarren des Holzes und das Knallen der Segeltücher im tobenden Sandsturm.

Dann erhielt er über Funk neue Befehle. Die Italiener aus dem Lager waren ein paar Kilometer entfernt auf dem Rückzug. Er jagte sie mit seinen vier Carriern und nahm Versprengte gefangen, bis es so viele wurden, dass er sie nur noch entwaffnen und am Strassenrand zurücklassen konnte. Immer wieder stiess er auf liegen gebliebene Lastwagen, denen das Benzin ausgegangen war oder die platte Reifen hatten. Der *Chamsin* nahm an Heftigkeit zu. Die Luft war mit rötlichem Sand erfüllt. Dann, fünfzehn Kilometer weiter, erschien im Dunst etwas Dunkles. Es waren zwei italienische Lkw, die Geschütze zogen, begleitet von ungefähr dreissig Mann. Montagu Douglas Scott nahm sie gefangen, als der *Chamsin* sich plötzlich legte und dem Lieutenant etwas enthüllte, was er nun wirklich nicht sehen wollte: Er war mitten in die italienische Garnison hineingestolpert und hatte nun Hunderte von Infanteristen in einer ellenlangen Kolonne vor sich. Sofort eröffneten alle aus kürzester Entfernung das Feuer auf die Carrier, und der Lieutenant musste sich hastig zurückziehen.

Auch diesmal kamen wir ein bisschen zu nahe und sahen feindliche Lastwagen und Motorräder vor uns, die durch die schmalen Strassen der kleinen Hafenstadt Sollum führen. Auf der Kuppe eines Felsgrates ent-

deckten wir italienische Artillerie, die das Feuer auf uns eröffnete, als wir die Laster angriffen. Wir mussten uns rasch absetzen.

Lieutenant Montagu Douglas Scott war ein merkwürdiger Bursche. Ihm entging nie etwas. Mitten in dem grössten Schlamassel erklärte er uns, warum es ihn so sehr beeindruckte, wie die Italiener ihre Wüstenstrassen bauten. Doch er brachte uns durch. Uns fiel ein Stein vom Herzen, als die Dunkelheit kam und wir in die Wüste entkommen konnten, um uns dort für die Nacht zu verschanzen.

Mich konnten militärische Dienstgrade und das ganze Brimborium zwar nicht allzu sehr beeindrucken, aber ich wusste, dass ich den Job besser machen konnte als viele Berufssoldaten. Ich hatte bereits miterlebt, wie jemand, den ich nicht für besonders fähig hielt, zum Captain befördert worden war. Damals stieg man rasch in die Schuhe eines Toten, aber die einfachen Soldaten wurden nicht berücksichtigt, und das war ein Fehler. Immerhin war ich zum Corporal ernannt worden, weil ich ein guter Schütze war, und so gehörte es sich auch.

Doch Platoon Sergeant-Major Endean erwies sich als die Geissel meines Lebens. Er hatte für Freiwillige wie uns nicht viel übrig. Er war Berufssoldat und behandelte mich und die anderen, als hätte man uns gerade von der Strasse aufgelesen. Bei einigen stimmte das sogar, aber damals gab es auch viel Voreingenommenheit. Jemand wie unser Zugführer interessierte sich kein bisschen dafür, wo die Stärken der einzelnen Männer lagen.

Eines Nachts erhielten wir den Befehl, im Schutz der Dunkelheit vorzurücken. Weil ich die Gruppe kommandierte, sass ich neben dem Fahrer im Führerhaus des Lkw, während sechs Jungs hinten auf der Ladefläche hockten. Wir suchten uns einen Weg durch raues Wüstengefälle. Der Fahrer umfuhr ein Geröllfeld, spähte angestrengt in die Nacht, um das Schlimmste zu vermeiden, und folgte dem vorausfahren-

den Lkw, als es unter uns plötzlich einen lauten Schlag gab. Wir hielten an. Ich stieg aus, blickte unter den Laster und stellte fest, dass ein Fels uns die Ölwanne aufschlitzte hatte. Vorläufig würden wir nirgendwohin fahren.

Wir waren ziemlich verletztlich mitten in der Wüste, ohne Schutz und Deckung, aber die Kompanie konnte nicht auf uns warten und fuhr weiter.

Ich teilte Wachen ein, damit wir schlafen konnten. Am Morgen befahl ich den Jungs, die Notrationen anzubrechen, damit sie Tee trinken und sich aufwärmen konnten. Mithilfe des Tageslichts und ein wenig Sonnenwärme bekamen wir den Lkw wieder in Gang, aber wir waren noch nicht weit gekommen, als ich über uns das bedrohliche Geräusch von Flugzeugmotoren hörte. Mehrere Savoias kamen in niedriger Höhe herangeschossen. Wir hatten kein MG zur Flugabwehr und waren auf uns allein gestellt. Ich schnappte mir die Thompson-Maschinenpistole, die ich als Gruppenführer bekommen hatte, und feuerte fast ein ganzes Magazin ab. Selbst auf diese Entfernung zeigte das keine Wirkung. Die Tommy-Gun war ein unhandliches Ding. Wir warfen uns in Deckung, aber die Bomben explodierten ein Stück von uns entfernt. Nachdem die Maschinen uns einmal überflogen hatten, war der Himmel wieder frei, und ich atmete ein bisschen auf. Die Bomber bekamen heute lohnendere Ziele als einen einzelnen Lkw.

Wir setzten uns wieder in Bewegung, erreichten schliesslich die Kompanie und tauchten ein in den Schutz der Menge. Ich suchte umgehend Platoon Sergeant-Major Endean auf und bat um Erlaubnis, die Notrationen aus den Vorräten auffüllen zu dürfen. Es hätte eine Formsache sein sollen. Die Jungs hatten gefroren und die Wärme gebraucht. Meine Entscheidung war richtig gewesen.

Doch Endean stellte sich quer. Er gab sich von Anfang an aggressiv und bezeichnete meinen Befehl als Verstoß gegen die Vorschriften. Ich

war immer ein Hitzkopf gewesen, und Kleinlichkeit ertrug ich schon gar nicht; deshalb wollte ich mir diese Behandlung nicht gefallen lassen. Endean hatte sich hinter ein Tarnnetz gestellt und hielt Abstand zu mir, weil er wusste, dass ich vielleicht nach ihm schlagen würde, Vorgesetzter hin oder her. Ich war stinksauer auf ihn, beschränkte mich aber auf die Bemerkung, seine Eltern hätten lieber heiraten sollen, und liess ihn stehen. Ich hatte meinen Befehl im Interesse der Männer erteilt. Um Himmels willen, es ging um einen Becher Tee für jeden, nicht um ein Festmahl im Ritz!

Ich wusste, dass Endean sich an mir rächen würde, und er liess mich auch nicht lange warten. Wir rechneten stets mit Angriffen im Morgengrauen; deshalb brachten wir uns früh in Stellung. Ich hatte tagelang an Ruhr gelitten, stand aber trotzdem auf und teilte wie gewöhnlich die Wachen ein. Doch mir ging es so mies, dass ich mich auf meinen Schlafsack hockte, von Schmerzen geplagt. In diesem Moment tauchte Endean auf. Er beschuldigte mich der Nachlässigkeit, und ich wurde zur Meldung gebracht. Ich hatte zwar meine Befehle befolgt und die Wachen eingeteilt, aber das half mir nicht viel. Krank oder nicht, Endean hatte mich erwischt.

Die disziplinarische Anhörung fand kurz darauf statt. Ich war so wütend, dass ich mich weigerte, mildernde Umstände geltend zu machen. Ich konnte ja nicht abstreiten, was passiert war. Ich wusste, was tatsächlich vorging und dass es nichts mit diesem aus den Fingern gesogenen Vorwurf zu tun hatte. Ich hatte mich auf meinen Schlafsack gesetzt, weil ich krank und schlapp war. So einfach war das. Ich wollte weder betteln noch bitten, denn ich wusste, sie würden mich fertigmachen. Ich verlor meinen Rang und die Chance auf eine Offizierslaufbahn. Ich nahm es hin, aber selbst nach all den Jahren wurmt es mich noch. Wenn es um Gerechtigkeit geht, gebe ich nicht nach, auch nicht gegenüber einem Offizier. Zugleich war mir klar, dass es in der Wüste kein böses

Blut geben durfte. Ich musste mich auf die Jungs neben mir verlassen können, und sie sich auf mich. Deshalb machte ich weiter, aber ich ärgere mich noch heute über diese Sache.

In den darauf folgenden Tagen jagten wir die Italiener aus Ägypten. Sie zogen sich nach Westen zurück, tiefer hinein nach Libyen, in zwei stark befestigte Seehäfen. Der eine war Bardia, gleich nördlich vom Halfaya-Pass. Der andere, hundertzwanzig Kilometer weiter westlich, trug einen Namen, den wir bis dahin kaum gehört hatten: Tobruk.

Mussolini übertrug die Verteidigung Bardias an General Bergonzoli, einen schillernden Charakter, der bei den Italienern wegen seines bemerkenswerten roten Gabelbarts als «Barba Elettrica» bekannt war, als «elektrischer Bart». Wir waren ein bisschen weniger respektvoll und nannten ihn «Electric Whiskers», «elektrische Schnurrhaare», während die Deutschen ihn als «Hochspannungsbiber» bezeichneten. Mussolini befahl ihm, bis zum letzten Mann zu kämpfen, doch er gehorchte nicht.

Bardia liegt in einer kleinen Bucht mit steilen Klippen. Die italienische Garnison hatte sich in einem neunundzwanzig Kilometer weiten Bogen aufgefächert. Sie wurden von der Navy beschossen und zwei Tage lang von der RAF bombardiert. Anschliessend, am 3. Januar 1941, begann der Bodenangriff. Wir sollten von hinten hereinschwenken und den Anschein erwecken, als wären wir die Hauptstreitmacht, die aus der entgegengesetzten Richtung kam, und alles und jeden an der Flucht hindern.

Nach dem Angriff auf eine italienische Artilleriestellung entdeckte ich neben der Leiche eines italienischen Soldaten, die mit dem Gesicht nach unten lag, merkwürdige Abdrücke im Sand, wie von Krallen. Offenbar hatte der Italiener im Todeskampf wischende Bewegungen im Sand gemacht, als wollte er etwas vergraben oder verstecken. Tatsäch-

lich sah ich irgendetwas Glänzendes im Sand. War es eine Waffe? Eine Bombe? Ich schaute mich auf der Suche nach weiteren Hinweisen um und trat dann vorsichtig näher. Ich sah, dass es kein Metall war, was da glänzte, sondern auf Hochglanz poliertes Leder, das hell in der Sonne schimmerte. Ich wischte den Sand weg und legte ein schmales Futteral frei, vielleicht anderthalb Meter lang. Darin steckte eine prachtvolle Flagge aus goldener Seide. Der Flaggenstock war mit goldenen Nägeln beschlagen, und ein schmuckvoller Adler sass an seiner Spitze. In seinen letzten Augenblicken auf Erden hatte der italienische Artillerist verhindern wollen, dass die Flagge seinen Feinden in die Hände fiel. Ich liess sie bei ihm liegen.

Monate später entdeckte ich ein altes Foto vom Papst in Rom in vollem Ornat. Er segnete die goldfarbene Standarte mit dem Adler, die nun irgendwo im Sand der Wüste vergraben lag.

Bardia fiel. Die Garnison ergab sich bis auf den letzten Mann. Es heisst, wir hätten einhunderttausend Gefangene gemacht. «Electric Whiskers» war der letzte Mann, und er entkam.

Als Nächstes rückten wir gegen Tobruk vor, um dort genauso vorzugehen wie bei Bardia. Diesmal bestand unsere Aufgabe darin, ein genaues Bild der italienischen Abwehranlagen ausserhalb des Hafens zu beschaffen. Das bedeutete, dass wir ständig Spähtrupps ausschicken mussten, was oft mit Feuertreffen in der Dunkelheit endete.

Zum ersten Mal erlebte ich, wie es ist, tief hinter die feindlichen Linien vorzustossen. Mitten in der Nacht näherten wir uns einer italienischen Stellung. Wir vermuteten, dass dort schwere Artillerie lag, hatten aber keine Ahnung, wie gut der Stützpunkt verteidigt wurde. Deshalb mussten wir die Stellung erkunden, damit unsere Jungs keine

böse Überraschung erlebten, sobald unser Angriff losging. Der Spähtrupp begann wie üblich, indem die Männer sich gegenseitig schüttelten, um verräterische Geräuschquellen aufzuspüren und zu beseitigen.

Als wir im Dunkeln kauerten, beschloss der Alte, dass nur er und ich in den Stützpunkt vordringen sollten, während die anderen zurückblieben, um uns so viel Deckungsfeuer geben zu können wie möglich, falls wir zu einem hastigen Rückzug gezwungen wurden. Bei einem solchen Einsatz war die Gefahr gross, auf einen der eigenen Kameraden zu feuern. Der «Knacker» war alles, was wir hatten, um uns den Kameraden zu erkennen zu geben: ein kleines Stück Metall, das schnalzte, wenn man es zusammendrückte.

Der äussere italienische Verteidigungsring bestand aus zwei oder drei Maschinengewehrnestern, die sich hinter primitiven Wällen aus Felsbrocken in Deckung befanden. Sie waren allein in der Wüste und verwundbar, aber in Rufweite zu ihren Kameraden. Ein Alarmschrei, und ihre gesamte Feuerkraft würde auf uns gelenkt. Dann wäre das Frühstück nie mehr ein Thema für uns gewesen.

Der Alte winkte schweigend, und wir legten uns auf die Bäuche und robbten langsam nach vorn. Die ganze Zeit lauschten wir auf italienisches Geflüster. Es kam nicht selten vor, dass solche vorgeschobenen Wachtposten einschliessen, aber heute redeten sie miteinander, achteten allerdings wenig auf die Umgebung. Doch sobald jemand hustete oder einen losen Stein ins Kullern brachte, verstummten sie sofort und spitzten die Ohren. Grammofonmusik wehte vom Hauptstützpunkt aus über die Wüste. Nach weiteren fünfzig Metern machte ich weitere *Sangars*

aus, jene ringförmigen Wälle aus Felsbrocken, von denen die Nester mit den schweren Maschinengewehren geschützt wurden.

Im nächsten *Sangar* bemerkten wir eine plötzliche Bewegung. Hatten sie uns gehört? Wir erstarrten, den Kopf in den Sand gedrückt. Meine Brust war wie eingeschnürt, und ich wagte kaum zu atmen. Doch nichts geschah, und wir robbten langsam weiter, prägten uns die Anlage des Forts ein und näherten uns dem inneren Hauptlager, noch immer auf dem Bauch. Auf der Suche nach einer Stelle, an der wir ungesehen über die niedrige Mauer steigen konnten, entdeckten wir einen Punkt in der Mitte zwischen den zwei MG-Nestern und krochen dorthin.

Vor uns ragte ein schweres Geschütz auf, eine der Funkpeil-Kanonen, die die Richtung feststellen konnten, aus der ein Funksignal kam, und die dann eine schwere Granate hinüberschickten, um uns den Appetit auf das Büchsenfleisch zu verderben. Das klingt martialisch, aber damals gab es noch keine Computer, und die Technik war ziemlich primitiv.

Am Hauptlager gab es zwei weitere MG-Nester, die mir jetzt, wo wir drinnen waren, weniger Sorgen machten. Ich verstand mich gut auf so etwas. Alle meine Sinne waren geschärft, und mein Puls raste, aber ich hatte mich in der Gewalt. Erziehung durch die Wüste. Ich wehrte mich dagegen, dass die Angst mein Urteilsvermögen trübte, aber ich wusste, wenn die Italiener jetzt Alarm schlugen, mussten wir uns den Rückweg freischiessen.

Zwischen den Zelten bewegten sich Männer. Sie fühlten sich sicher. Ich roch Zigarrenrauch, der aus den Offizierszelten herüberwehte, und Knoblauch von den Kochstellen; ich glaubte sogar, den Duft von Rasierwasser wahrzunehmen. Die Stimmen waren jetzt lauter und hallten über das Lager hinweg. Im italienischen Militär hatte immer schon ein grosser Unterschied zwischen Offizieren und Mannschaften bestanden. Hier hatten wir es mit Offizieren zu tun, und sie lebten offensichtlich gut.

Dann hörte ich Geräusche, die ich schon längere Zeit nicht mehr vernommen hatte: Zwischen den tiefen Männerstimmen erklang das Lachen von Frauen. Ich wusste nicht, ob es Prostituierte oder normale Zivilistinnen waren, aber sie waren da, unüberhörbar und unverwechselbar, und schienen ihren Spass zu haben.

Wahrscheinlich hätten wir uns auf dem gleichen Weg zurückziehen sollen, auf dem wir gekommen waren. Für meinen Geschmack war im Lager ein bisschen zu viel los, und je tiefer wir vorstiessen, desto weniger Fluchtwege blieben uns. In diesem Augenblick wurde nur einen, zwei Meter von uns entfernt eine Zeltklappe aufgeworfen, und ein Lichtstreifen fiel ins Lager. Obwohl wir uns noch im Dunkeln befanden, war uns klar, dass uns keine Wahl blieb: Unser einziger Ausweg lag weiter vorn. Die Soldaten sämtlicher Armeen, die in der Wüste kämpften, sahen heruntergekommen aus, und im Dunkeln war eine Identifizierung schwer, auch wenn wir braune Wollmützen trugen. Die Italiener trugen alles Mögliche; in einem Stützpunkt, der von uns eingenommen worden war, hatten wir sogar Haarnetze gefunden. In Rom mochten sie die grosse Mode sein, aber wir kriegen uns darüber nicht ein.

Wir hatten keine Wahl. Wir erhoben uns und gingen langsam und so gelassen, wie wir konnten, an den Zelten vorbei. Ohne einen Blick nach links oder rechts zu werfen, durchquerten wir das Lagerinnere, bis wir auf der anderen Seite wieder ins Dunkel kamen und über den Wall steigen konnten. Es war kaum zu glauben: Im Lager hielten sich wahrscheinlich zweihundert Mann auf, und wir waren mitten durch ihre Reihen hindurchgegangen, ohne erkannt zu werden. Erst in diesem Moment fiel mir auf, dass der Alte die ganze Zeit seine Taschenlampe eingeschaltet hatte, deren Licht ihm aus der Jacke leuchtete.

So sah unser Tagesablauf aus: In der Nacht Spährtrupp, und danach versuchte man, ein wenig Schlaf zu bekommen, denn mit ziemlicher Si-

cherheit war man in der kommenden Nacht wieder unterwegs. Die Spähtruppeinsätze verliefen längst nicht alle glatt, und bald hätte es auch mich beinahe erwischt. Ich hatte mir eine kleine Wunde am Unterarm zugezogen, die einfach nicht verheilen wollte. Sie war verbunden, aber der Sand kam überall hin, und die Wunde sah schrecklich aus. Der Ärmel meiner Uniform verbarg den weissen Verbandstoff. Solange er bedeckt blieb und nicht im Mondlicht leuchtete, konnte ich auf Spähtrupp gehen.

Eines Nachts wurden wir zu einem italienischen Vorposten geschickt, um Gefangene zu machen. Wenn wir sie zum Reden bringen konnten, erfuhren wir möglicherweise Dinge, die bei unserem Angriff von unschätzbarem Wert sein konnten. Wir waren weit ausgefächert, und ich war praktisch auf mich allein gestellt. In einiger Entfernung hörte ich ein metallisches Klicken, und ich wusste, dass einer der Jungs nervös wurde.

Ich liess mich in ein *Wadi* gleiten, einen ausgetrockneten Flusslauf, der vielleicht zwei Meter tief war, und kroch in seinem Schutz voran. Ich hoffte, bessere Sicht zu bekommen, wenn ich ein Stück weiter kroch. Auf nächtlichen Spähtrupps war Wissen gleichbedeutend mit Macht, und man musste über alles im Bilde sein, ehe man handelte. Nachdem ich in der Rinne ein gutes Stück zurückgelegt hatte, kletterte ich langsam zum Rand hoch. Dabei achtete ich darauf, dass sich keine Felsbrocken lösten. Als ich ein Geräusch hörte, erstarrte ich und drückte mich gegen die Wand des flachen Grabens. Das Geräusch stammte von Stiefeln auf steinigem Boden. Da oben war jemand. Ich hörte, wie er einen Schritt näher an den Rand des *Wadis* kam, und dann sah ich ihn auch schon: ein italienischer Wachtposten, der in die Dunkelheit des Grabens starrte. Obwohl er mich direkt anblickte, sah er nichts – hoffte ich zumindest. Ich war nur einen Meter unter ihm. Vorsichtig richtete ich den Revolver auf ihn. Ich hatte den Finger am Abzug und konnte

ihn auf diese Entfernung nicht verfehlen, aber ein Schuss hätte das ganze Lager geweckt, und dann wären wir in null Komma nichts zu Tomatenpüree verarbeitet worden.

Was sollte ich tun? Sämtliche Alternativen, die mir durch den Kopf schossen, hätten zur Katastrophe geführt. Ich konnte zu dem Mann hinaufklettern und das Messer benutzen, aber der Italiener würde bestimmt nicht höflich dort stehen bleiben und abwarten, bis ich die Wand hochgeklettert war. Ausserdem konnte dort ein ganzer Zug stehen, der eine Zigarettenpause machte. Also hielt ich mich zurück. Ich würde abdücken, wenn er auch nur einen Mucks von sich gab, aber das konnte einen Schusswechsel auf kürzeste Entfernung bedeuten.

Noch immer in der Dunkelheit des *Wadis* verborgen, bewegte ich meinen Arm ein wenig und sah, wie der Italiener erstarrte. Ich wusste sofort, dass ein Stück von dem weissen Verband aus meiner Manschette gerutscht war. «Verdammt», knurrte ich leise. Sollte ich es darauf ankommen lassen, schiessen und abhauen? In der Dunkelheit konnte ich das Gesicht des Mannes zwar nicht sehen, aber wir waren beide in Lebensgefahr, und das wusste er. Sein Gewehr hatte er neben sich. Er würde mindestens eine Sekunde brauchen, um es in Anschlag zu bringen und zu schiessen. In dieser Sekunde hätte ich abgedrückt und wäre durch das *Wadi* davongerannt, noch ehe er zu Boden fiel. Das wusste er, denn er stand wie erstarrt und wagte kaum zu atmen. Wir sassen beide in der Falle.

Bisher hatte ich mir bei jeder kniffligen Situation in der Wüste gesagt, dass zu viel Nachdenken Zeitverschwendung sei und bedeuten könne, getroffen zu werden. Du hast keine Zeit zum Denken, du musst handeln – das war mein Mantra fürs Überleben. Mein Instinkt sagte mir, dass es das Beste sei, reglos an Ort und Stelle zu verharren. Ich wartete. Die Sekunden verstrichen, ohne dass der Italiener Alarm schlug. Stattdessen blickte er nach links und rechts und trat dabei langsam vom Rand

des *Wadis* zurück. Dann drehte er sich um und verschwand ausser Sicht. Ich liess mich in den Graben zurückrutschen und kehrte auf dem Weg, den ich gekommen war, schnellstens zum Rest meines Zuges zurück. Ich wusste, dass der Italiener mich gesehen hatte und früher oder später Alarm schlagen würde. Wir setzten uns rasch in die Nacht ab.

Während dieses Spähtruppeinsatzes machten wir trotzdem vier Gefangene. Ich überwältigte einen von ihnen, und es war ein Kinderspiel. Er spazierte ganz allein durch die Nacht, ohne zu ahnen, wer ihn belauerte. Für einen Italiener war er gross, und trotz der Dunkelheit sah ich, dass er sauber rasiert war und eine graublaue Feldmütze trug. Ich musste ihn überraschen; also schlich ich mich an ihn heran, bis ich in der richtigen Position war, um zuzuschlagen. Ich nahm den Revolver in die linke Hand und sprang ihn von hinten an, riss ihm den rechten Arm auf den Rücken und rammte ihm die Revolvermündung in die Rippen, damit ihm klar war, dass ich eine Waffe hatte. Dann zog ich den Revolver zurück, damit er nicht wusste, wo ich die Waffe hielt. Als ich den Mann zu mir umdrehte, verriet mir die Angst in seinen Augen, dass er die Botschaft verstanden hatte.

Er wehrte sich nicht, und ich brauchte kein Wort zu sagen. Er wusste, was die Stunde geschlagen hatte, und kam brav mit. Dennoch blieb ich vorsichtig. Sobald ein Gefangener, der seinen Sold wert ist, den ersten Schock überwunden hat und weiss, dass er nicht im nächsten Augenblick sterben wird, sucht er nach Möglichkeiten, den Spiess umzudrehen. Aber ich hatte Glück. Der Italiener war starr vor Schreck und blieb es, bis ich ihn den Wachen übergeben hatte und wir uns endlich schlafen legen konnten.

Jedes Spähtruppunternehmen wurde zu einem Kampf ums Überleben. Egal was manche Leute erzählen – die Italiener waren beileibe keine Memmen, und jeder Zusammenstoss mit ihnen lief darauf hinaus, zu töten oder getötet zu werden. Ich gab mir grosse Mühe, mich auf meine Aufgaben zu konzentrieren. Gelegentlich bekamen wir Post aus der Heimat, wobei die Briefe die gesamte Front entlang reisen mussten, sodass sie eselsohrig und staubig eintrafen. Die meisten von uns stürmten herbei, um sich ihre Briefe zu schnappen; dann rannten sie davon, setzten sich an den Reifen eines Lkw und lasen mit glückseligem Lächeln, während sie an zuhause dachten.

Ich konnte das nicht. Die Heimat bedeutete Wärme und Zivilisation, aber wo ich jetzt war, ging es alles andere als zivilisiert zu. Ich blickte auf die Briefe von meiner Mutter und legte sie ungelesen beiseite. Wenn man eine Sprache spricht, denkt man in dieser Sprache. Meine Mutter – Gott segne sie – sprach die Sprache der Heimat, und die gehörte nicht in die Wüste. Deshalb las ich ihre Briefe nicht. Es geschah aus reinem Selbstschutz. Die Briefe zu lesen hätte meine Entschlossenheit gemindert und mein Überleben unwahrscheinlicher gemacht. Es mochte dabei nur um Millisekunden gehen, aber Millisekunden reichten aus, um über Tod oder Leben zu entscheiden.

Ich sonderte mich innerlich noch mehr ab. Auf die eine oder andere Weise taten wir das alle. Nach einiger Zeit trug ich ein dickes Bündel Briefe mit mir herum, die ich erst las, als ich wieder nach Kairo kam.

Ein bestimmtes Spähtruppunternehmen sollte ich niemals vergessen. Das Schlimme daran ist, dass ich nach siebzig Jahren kaum noch weiss, wo es geschah oder was genau wir vorhatten, aber ich empfinde heute noch das Gleiche wie damals; das Gefühl ist immer noch da. Die Spähtrupps wurden zur Routine. Jeder begann wie der letzte und endete damit, dass wir auf unseren Schlafsäcken zusammenbrachen, kurz be-

vor das erste Morgenlicht die Sterne vertrieb. Ich weiss noch, dass wir eine italienische Stellung irgendwo am Rand von Tobruk auskundschafteten. Sie gehörte zu einem grossen, stark befestigten Stützpunkt, und ich fürchtete, dass wir es mit der einen oder anderen Überraschung zu tun bekommen könnten.

Ich hatte mir angewöhnt, auf Spähtrupps ein Kampfmesser mitzuführen. Es war keine Standardausrüstung, aber es war sehr handlich. Ich hatte es zusammen mit einer Neunmillimeterpistole einem italienischen Offizier abgenommen, der sich ergeben hatte. Die Pistole trug ich in einem kleinen Holster unter dem Arm, während das Messer in einer Scheide steckte, die ich selbst angefertigt hatte. Das Messer war nur knapp fünfzehn Zentimeter lang, aber auf beiden Schneiden geschärft und nadelspitz. Ich hatte das Heft entfernt, damit ich die Waffe besser halten konnte, und ich wusste, wie sie zu benutzen war. Man nimmt ein Messer niemals in die Faust und sticht damit von oben wie ein Mörder in einem Hollywoodfilm. Wer das versucht, ist ein toter Mann. Ehe man das Messer so weit erhoben hat, bekommt man wahrscheinlich selbst einen Stich in den Bauch. Ein Kampfmesser wird immer nach oben geführt, den Knauf im Handteller, den Daumen flach auf der Klinge.

Der Zug war rings um den italienischen Stützpunkt ausgefächert. Wir alle hatten unterschiedliche Aufgaben. Ich mochte Spähtrupps nicht, bei denen wir so weit auseinandergezogen waren. Dann war man wirklich allein. Ich wusste genau: Wenn ich in die Klemme geriet, musste ich mich selbst schnell und leise daraus befreien. Ein Schuss hätte das gesamte Lager geweckt. Ich hatte nicht die Absicht, in einem flachen Erdloch zu enden, wo sie mir Sand aufs Gesicht schaufelten.

Jedenfalls, ich hatte mich irgendwo an den äusseren Verteidigungsanlagen hingekauert, als ich ihn sah. Er stand im Dunkeln, nur ein paar Meter entfernt. Ausser der Schwärze der Nacht besass ich keine vernünftige Deckung, aber er hatte mich noch nicht entdeckt. Ich wusste,

dass ich in einer sehr üblen Lage war. Jeden Moment konnte er mich sehen, und dann ging die Schiesserei los. Eine falsche Entscheidung, und es war aus mit mir. Ich nahm das Messer in die Hand, als ich ein Geräusch hörte. Er bewegte sich. Er hatte mich entdeckt. Ich sprang ihn aus der Dunkelheit an und stiess ihm die Klinge unter dem Brustkasten hindurch nach oben in den Leib. Er brach lautlos zusammen, und ich spürte kurz sein Gewicht an meinem Arm, während er zu Boden sank. Dann lag er still da.

Meine erste Reaktion war Erleichterung. Er hätte mich töten können, aber ich hatte überlebt. Nicht, dass die viele Bajonettausbildung in der Heimat mich auf diese Situation vorbereitet hätte; so war es ganz und gar nicht. All das Schreien und Brüllen, all die demonstrative Aggressivität dienten nur dem Zweck, dass man handelte, ohne nachzudenken. Das hier war anders. Es ging in Stille und Dunkelheit vor sich, und ich hatte das Gewicht seiner Leiche gespürt. Er oder ich, das war die Frage gewesen. So ist das im verdammten Krieg. Die ganze Zeit denkt man sich Entschuldigungen aus.

Damals dachte ich nur: Ich bin durchgekommen, ich lebe. Nun wollte ich wieder zurück in die Wüste und den Spährtrupp hinter mich bringen. Ich hatte verhindert, dass der Einsatz scheiterte, und meldete, was geschehen war. Ich bekam nicht einmal ein Dankeschön.

Dieser Italiener ist der einzige Mensch, den ich mit eigenen Händen getötet habe, und das setzt mir verdammt zu. So etwas vergisst man nie. Eine Erinnerung sitzt im Gedächtnis, ein Gefühl aber wohnt im ganzen Körper. Und ich habe das Gefühl jener Nacht während der letzten Siebenjahrzehnte mit mir herumgetragen.

4. Kapitel

Wir bereiteten uns auf den Angriff auf Tobruk vor und störten den Feind in der Nacht mit Feuer aus den leichten Bren-MGs. Die Navy schoss von See her, um die italienischen Verteidigungsstellungen zu schwächen. Als wir mit den Carriern das Lager aufschlugen, gab es noch ein bisschen Licht. Auf der einen Seite des Weges befand sich ein Steilhang, vielleicht fünfzehn Meter hoch. Auf der anderen Seite sah man das Mittelmeer.

Im Krieg ist Instinkt eine grossartige Sache, und normalerweise ist es klug, darauf zu hören. Ich hatte ein merkwürdiges Gefühl und schlug vor, mit den Carriern noch ein bisschen weiter dem Weg zu folgen. Minuten später hörten wir einen ohrenbetäubenden Knall, der die Carrier und ihre Insassen durchschüttelte. Donnerrollen hallte von den Felsen wider, und in unseren Ohren hatten wir das hohe Pfeifen, das man nach einer Explosion hört. Unsere Kommentare kann ich hier nicht wiedergeben. Die Royal Navy konnte verheerende Artillerieschläge austeilen, und wenn das der Fall war, sah man besser zu, dass man sich aus dem Staub machte. Der Eröffnungsschuss war unweit der Stelle eingeschlagen, an der wir noch wenige Minuten zuvor gelagert hatten.

Normalerweise hätte ich mir gesagt: «Ein Fehlschuss ist so gut wie eine Meile Abstand», aber das war nur die erste Granate gewesen, und einen Beschuss mit Schiffsartillerie sollte man sich lieber nicht aus der Nähe ansehen. Noch ehe der Staub sich gelegt hatte, hatte ich meinen Carrier in Bewegung gesetzt, und wir waren unterwegs. Und das war gut

so, denn eine weitere britische Granate schlug in die Steilwand hinter uns ein. Wir hielten nicht an.

Der Angriff begann früh am Morgen. Die Australier stürmten von Süden gegen die Verteidigungsanlagen. Vom Hafen, in dem die Italiener Öltanks in Brand gesetzt hatten, stieg dicker schwarzer Rauch auf. Der italienische Kreuzer *San Giorgio* lag dort vor Anker, nachdem er von der RAF schwer beschädigt worden war. Nun schleppten die Italiener das Schiff auf den Strand und überliessen es den Flammen.

Einer unserer Offiziere, Tom Bird, durchbrach mit den Carriern der S-Kompanie die Verteidigungsanlagen, erbeutete Dutzende Geschütze, machte zweitausend Gefangene und – das Beste von allem – stellte den Inhalt eines italienischen Offizierskasinos sicher. Hinter ihm kamen die Panzer, und überall erschienen weisse Fahnen. In Tobruk wurden mehr als funfundzwanzigtausend Gefangene gemacht, aber «Electric Whiskers» war wieder nicht darunter. Er war uns erneut entwischt.

Die Italiener hatten im Hafen schwere Schäden angerichtet, aber es gab auch eine gute Neuigkeit: In den Tanks lagerten grosse Mengen Trinkwasser, sodass wir unseren Durst löschen konnten.

Nachdem Tobruk gefallen war, konnten wir unser Nomadendasein wieder aufnehmen. Es war um diese Zeit, dass ich einen unserer besten Offiziere kennenlernte, Second Lieutenant Mike Mosley. Unsere Bekanntschaft begann allerdings nicht gerade hoffnungsvoll. Ich lenkte einen Lkw, Mosley sass auf dem Beifahrersitz, als wir in weichen Sand gerieten und die Reifen durchdrehten. Es dauerte nicht lange, und wir steckten bis zu den Radachsen fest. So schnell kamen wir hier nicht weg. Der Lieutenant war nicht gerade begeistert.

«Haben Sie den Sand denn nicht gesehen?», fragte er. «Was sind Sie denn für ein Fahrer, Avey? Passen Sie gefälligst auf.»

Das traf mich hart. So etwas liess ich mir von niemandem sagen, ob

Offizier oder nicht. Ich hielt mich für einen guten Fahrer, und dass dieser Rüffel von einem Lieutenant kam, den ich respektierte, machte die Sache für mich nicht leichter. Doch ich verkniff mir einen Kommentar. Während Mosley zuschaute, gruben wir den Lastwagen frei und legten die schweren Lochbleche, die wir an den Seiten mitführten, vor die Reifen, damit sie greifen konnten. Bald waren wir wieder auf der Strasse.

Normalerweise fuhr ich einen Bren-Carrier. Jemand hatte bemerkt, dass ich ein passabler Mechaniker war. Die Carrier schafften fast fünfundsechzig Stundenkilometer, und trotz ihrer rasselnden Ketten und den Panzerplatten waren sie ziemlich wendig. Man steuerte sie mit vorsichtigen Bewegungen des Lenkrads. Drehte man es nach links, wurde die linke Kette gebremst, und dann schwenkte man darauf herum; drehte man das Rad nach rechts, ging es in die andere Richtung.

Wenig später befanden wir uns auf einem staubigen Hügel. Eine lange Lastwagenkolonne stand Stossstange an Stossstange am inneren Rand einer Strasse, die an einer Felswand vorbeiführte. Auf der anderen Seite war ein steiler Abhang, bei dem einem mulmig wurde, wenn man hinunterblickte.

Mike Mosley entdeckte mich in meinem Carrier. «Fahren Sie mich bis zur Spitze der Kolonne und wieder zurück», sagte er, während er einstieg und sich aufrecht in den Platz für den Kommandanten stellte. Offenbar wollte er von den Soldaten gesehen werden, während er vorbeifuhr, als erwartete er, dass sie ihm salutierten wie auf einer Parade. Die Stunde meiner Rache war gekommen. Ich legte den Schalter um, das Lämpchen der Zündung leuchtete auf, und ich drückte den Anlaserknopf. Der V8-Motor erwachte grollend zum Leben. Ich legte den Gang ein, und der Carrier fuhr los. Ich trat ohne Gnade aufs Gas, während Mosley sich mit starrem Blick an der Panzerung festhielt und versuchte, sein Frühstück bei sich zu behalten. Mit nur dreissig Zentimeter

Spielraum auf beiden Seiten erreichten wir Höchstgeschwindigkeit. Ich liess den schmalen Weg nicht aus den Augen, bemerkte aber, dass Mosley zunehmend grün im Gesicht wurde. Hätte ich auch nur einmal das Lenkrad leicht verrissen, hätte eine Kette blockiert und wir wären durch die Luft gewirbelt. Ich zeigte es Mosley gehörig. An der Spitze der Kolonne wendete ich und fuhr im gleichen Tempo zurück, noch ehe der Staub von unserer ersten Vorbeifahrt sich gelegt hatte. Mosley stieg aus und brachte nur ein ersticktes «Vielen Dank» hervor. Jetzt sind wir quitt, sagte ich zu mir. Ich hatte es ihm gezeigt. Danach war er immer ziemlich höflich zu mir.

Die B-Kompanie stand unter dem Befehl von Major Viscount Hugo Garmoyle. Wir bildeten die Vorhut des Bataillons und kamen gleich hinter den Panzern. Wir durchquerten die Wüste in Richtung Bengasi, dem nächsten grossen Ziel. Je weiter wir uns von der Küste entfernten, desto karger wurde das Land. Achtzig Kilometer landeinwärts gab es nur noch spärlichen Bewuchs. Die Erde war trocken und steinig, durchsetzt mit Flecken aus feinem rötlichem Sand. Gelegentlich sah man Hügel und tiefe Mulden, sogenannte *Nullahs*.

Mir tat es gut, wieder Les Jackson an meiner Seite zu haben. Als Lance-Sergeant war er Kommandant des Carrier. Er war ein zupackender Bursche, und er vertraute mir. Nicht einmal die Wüstenentzündungen, das grässliche Essen oder der Schlafmangel konnten seinem Humor etwas anhaben. Er war immer auf Draht.

Am Abend des 23. Januar gerieten die Panzer vor uns auf der Strasse nach Mechili in eine Auseinandersetzung mit den Italienern. Sie bekamen es mit siebzig Panzern zu tun, die unseren Kampfwagen ein heftiges Gefecht lieferten. Unsere Leute schossen neun italienische Panzer ab, aber wir zahlten einen hohen Preis. Als wir das Gefechtsfeld erreichten, war schon alles vorbei. Die italienischen Panzer standen brennend

und aufgegeben in der Wüste. Der Himmel möge jedem beistehen, der in einem solchen Ungetüm sitzen muss, ging es mir durch den Kopf, als ich mir einen ausgebrannten italienischen M13 ansah. Die Panzerung war löchrig wie ein Käse. Die Besatzung im Innern war verbrannt.

Einer meiner Kameraden war auf einen M13 geklettert, der auf den ersten Blick nicht so schwer beschädigt wirkte. «O Gott, seht euch das an. Da drin lebt noch einer.» Er stand neben dem Turm und hatte eine Hand auf dem kurzen Kanonenrohr, während er durch die Luke starrte, unfähig, sich loszureissen.

Ich schwang mich unter dem Geschütz zu ihm hinauf und blickte ebenfalls in den Panzer. Im Turm sass der Kommandant. Seine Eingeweide lagen rot und dunkel in seinem Schoss. Er bewegte sich leicht. Der Versuch, ihn aus dem Panzer zu heben, wäre verrückt gewesen. Er hätte dabei unsägliche Schmerzen erdulden müssen, und er hatte sowieso nicht mehr lange zu leben.

In diesem Augenblick war ich wieder siebzehn Jahre alt und daheim in Essex. Ich war mit meinem Vater und seinen Freunden auf Fasanenjagd. Rings um uns sprangen die Hunde durch das dichte Unterholz. Ich genoss das warme Wetter und die Gesellschaft der Erwachsenen. Aus der Ferne hörte ich ein Flattern, als ein Hund hundert Meter von uns einen Fasanenhahn aufstörte. Ich hob die Schrotflinte und feuerte den Lauf mit der Würgebohrung, damit ich die nötige Reichweite erhielt. Ich spürte den Rückstoss an der Schulter, sah, wie der Vogel herunterkam, und wusste, dass ich ihn erlegt hatte. Die Hunde holten ihn, und ich kehrte durch das hohe Gras zur Gruppe zurück. Ich strahlte voller Stolz und hielt den Fasan an den Schwanzfedern hoch. Doch als ich das Gesicht meines Vaters sah, wusste ich, dass etwas nicht stimmte.

«Du hältst das wahrscheinlich für einen guten Schuss», sagte er.

«Ja», antwortete ich.

«Es war aber keiner. Auf diese Entfernung war es ein Glücks treffen»

Ich wusste, dass Einwände keinen Sinn hatten.

«Du hättest den Vogel auf diese Entfernung verletzen können. Dann hätte er tagelang Schmerzen gehabt und wäre qualvoll verendet. Geh jetzt nach Hause.»

Vater hatte mir immer gesagt, dass ich Mensch und Tier achten müsse. Nun fühlte ich mich vor den Erwachsenen gedemütigt. Er hatte natürlich recht, aber damals verübelte ich es ihm sehr. Ich drehte mich um und ging beschämt davon.

Und nun, wenige Jahre später, stand ich auf einem italienischen Panzerwrack und blickte auf einen Mann, der gegen uns gekämpft hatte, jetzt aber nur noch ein leidendes menschliches Wesen war, ohne Aussicht auf Überleben.

Zum Glück habe ich sein Gesicht nie gesehen. Ich hob meine Waffe und tat, was ich für richtig hielt. Ich wurde wegen der Sache gemeldet und musste noch am gleichen Tag mit dem Alten darüber sprechen. Er sass auf einem Stapel Holzkisten und wollte die ganze Geschichte hören. Als erfahrener Soldat verstand er wohl, weshalb ich es getan hatte. Niemand verlor noch ein Wort darüber.

In dieser Nacht beschloss ich, nicht unter dem Carrier zu schlafen, und schaufelte mir mein gewohntes grabförmiges Sandbett abseits der Fahrzeuge, aber immer noch in der Sicherheit des Lagers. Ich sah nach meinen Waffen und ging gleichzeitig mit den anderen schlafen – es gab keine gemütlichen Lagerfeuer unter dem Wüstenhimmel, um das sich

die Waffenbrüder scharten, nur hundemüde Männer, die im Sand lagen und schnarchten.

In der Wüste schlief ich stets mit gespitzten Ohren. Der kleinste unvertraute Laut, und ich war hellwach und kampfbereit. Es wurde umso schlimmer, je öfter ich auf Spähtrupp ging. Ich wusste genau, wie leicht es war, nachts unbemerkt in ein Lager zu schleichen, im Dunkeln umherzugehen, die häuslichen Gerüche zu riechen und sogar ein «O sole mio» von Männern zu hören, die sich vollkommen sicher fühlten. Ich wusste auch, dass ein Soldat, der sich nachts in ein feindliches Lager schlich, nervös war bis zum Gehnachtsmehr und bereit zu töten, um entkommen zu können. Er würde tun, was ich getan hatte.

Das verdammte Prasseln von Regen weckte mich. Ich suchte im dunklen, feuchten Sand, bis meine Hand das kalte Metall der Mills-Granaten ertastete, und ich atmete ein wenig ruhiger. Die Beretta war noch immer unter meinem Arm, der 38er in Griffweite. Ich sank in einen Halbschlaf, als ich dem Regen und dem Schnarchen der Kameraden lauschte. Später erwachte ich zitternd und spürte, dass ein Gewicht auf mich drückte. Der Schlafsack war mit Eis überkrustet und steif wie ein Brett, sodass ich mich kaum bewegen konnte.

Als Nächstes rückten wir gegen Fort Mechili vor. Wir sollten den Italienern den Weg abschneiden, verfehlten sie aber knapp. Unsere Karten taugten nicht viel, und der Feind hatte einen Fluchtweg auf einer Strasse gefunden, von der wir nichts wussten. Die Italiener waren in der Nacht aus ihrer Stellung ausgerückt und hatten Fahrzeuge und Vorräte zurückgelassen. Wieder einmal waren sie auf dem Rückzug.

Die langen Fahrten im Carrier waren unangenehm. In einem offenen Schützenpanzer ist man den Elementen schutzlos ausgeliefert. In einem Gefecht konnte der Fahrersitz abgesenkt werden, sodass man hinter den

Panzerplatten sass, aber beim Fahren war man kein bisschen abgeschirmt, und durch die Geschwindigkeit entstand ein Sog, der den Sand aus der Luft auf einen lenkte. Kurz vor Fort Mechili erwischte uns wie aus dem Nichts ein gewaltiger *Chamsin*, Also würde es zum Abendessen mal wieder Dosenfleisch mit Sand geben.

Die Kolonne machte Halt. Ehe ich aussteigen konnte, war Eddie Richardson neben mir.

«So kommst du aber nicht ins Shepheard, alter Junge», sagte er. Als ich lächelte, platzte die Sandschicht auf, die an meinen Wangen klebte. Ich stieg aus, wischte mir mit beiden Händen den Staub aus dem steifen Haar, nahm einen Schluck wachsiges Wasser und machte mich an die Arbeit. Die Ketten eines Bren-Carrier erforderten eine Menge Aufmerksamkeit, besonders, wenn man über steinigem Boden fuhr. Ich begann damit, dass ich die Scharnierbolzen überprüfte, mit denen die Kettenglieder verbunden waren. Ein Carrier ohne Ketten war ein unbewegtes Ziel; deshalb wechselte ich jeden Bolzen aus, der mir suspekt erschien. Dazu schlug ich den alten Bolzen mit einem schweren Hammer ein Stück vor und trieb ihn mit dem Ersatzbolzen ganz heraus. Dann ging es wieder ein paar Kilometer.

Am 28. Januar lagerten wir, um das Fort zu halten und die Carrier zu warten. Der Rest der 2RB holte uns ein paar Tage später ein. Die Männer hatten es mit der italienischen Luftwaffe zu tun bekommen. Jäger hatten sie mit Bordwaffen beschossen, und Bomber hatten sie mehrmals nur knapp verfehlt. Man hatte ihnen gesagt, dass wir eine Atempause bekämen und uns in den nächsten zwei Wochen nicht mehr vom Fleck bewegen müssten.

Ein schlechter Scherz, wie sich herausstellte. Die zwei Wochen waren rasch auf zwei Stunden zusammengeschrumpft.

Die Motorhauben der Lkw standen offen, die Männer wuschen und rasierten sich. Ein paar Offiziere hatten sich abgemeldet, andere waren gerade im Aufbruch. So war die Lage, als das hohe Tier eintraf, General

«Jumbo» Wilson. Die Nachricht von seiner Ankunft verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Irgendetwas Grosses stand bevor. Die RAF hatte lange feindliche Kolonnen entdeckt, die Bengasi verliessen, und das Armeeoberkommando vermutete richtig, dass die Italiener das gesamte Gebiet räumten und die Cyrenaika verliessen. Wir befanden uns ein gutes Stück landeinwärts, mitten auf der Landzunge, die Nordafrika ins Mittelmeer streckt. Die Italiener zogen sich an der linken Küstenlinie dieser Zunge zurück. Zwischen ihnen und uns lagen zweihundertvierzig Kilometer Wüste. Ein kühner Vorstoss konnte einen entscheidenden Schlag bedeuten, aber es war eine Reise, die nicht einmal eine Kamelkarawane gewagt hätte, wie man uns später sagte.

Wir schliefen, solange wir konnten; dann ging der Wettlauf los. Beim ersten Licht grollten die Motoren, und die Fahrzeuge rollten los: Kampfpanzer, Spähpanzer, Lastwagen und die Carrier bewegten sich in einer langen, zum Schutz gegen Luftangriffe weit auseinandergezogenen Kolonne. Wenn tatsächlich die gesamte italienische Armee in Bewegung war, wären wir hoffnungslos in der Unterzahl, falls wir überhaupt schnell genug sein konnten, um ihr den Weg zu verlegen. Die ersten hundertdreissig Kilometer waren das reinste Fegefeuer. Wir durchquerten eine abweisende Landschaft mit grossen Felsbrocken, pockennarbig von *Wadis* und kaum sichtbaren Flecken feinen Sandes. Wenn man in diesen Sand geriet, blieb man bis Weihnachten darin stecken. Auf den Felsen, Gräben und «Kamelhöckern» bockten Raupenfahrzeuge wie unsere Carrier, bäumten sich auf und liefen ständig Gefahr, eine Kette zu verlieren. Ich ersetzte allein auf dieser Fahrt wenigstens zwölf Scharnierbolzen, damit der Carrier in Bewegung blieb. Doch es war überlebenswichtig, sich um solche Dinge zu kümmern, sonst kamen wir nicht weit, und unsere Fahrzeuge brauchten unbedingt eine ordentliche Wartung. Die leichten Kampfpanzer fielen reihenweise

aus und mussten mit ihren Besatzungen zurückgelassen werden; sie konnten nur auf Bergung hoffen.

Auch das Wetter machte es uns schwer. Der ewig wehende Sand und Staub machten die Sicht erbärmlich, und immer wieder gerieten wir in Eisregenstürme. Die Offiziere bekamen das Schlimmste ab und standen steif gefroren auf den Ladeflächen der Lkw wie Wüstenkapitäne. Schon bald hatten wir nur noch gefährlich wenig Treibstoff. Unter günstigsten Bedingungen kam ein Carrier mit fünf Litern Benzin acht Kilometer weit. Auf diesem schlechten Gelände waren es anderthalb bis drei Kilometer, und das ständige Stossen und Holpern verursachte Risse in den Kanistern. Wenn die Benzintanks sich leerten, gelangte der Bodensatz aus Sand in den Vergaser, und dann blieb das Fahrzeug liegen. Auch Wasser wurde knapp. Jeder bekam nur noch ein Glas am Tag.

Bei Msus, ungefähr hundertzehn Kilometer hinter der Küste, schloss die Kolonne auf. Unsere Flugzeuge hatten keine Ersatzmotoren mehr, aber eine einzelne flugfähige Hurricane meldete eine lange Kolonne italienischer Fahrzeuge, die von Bengasi kommend nach Süden fuhr.

Wir erhielten neue Befehle. Die Panzer und Carrier fuhren nicht schnell genug. Deshalb wurde unter dem Befehl von Lieutenant-Colonel John Combe von den 9th Hussars rasch eine Kampfgruppe aus schnelleren Fahrzeugen zusammengestellt, die nach Südwesten jagen und den Italienern den Weg verstellen sollte. Zweitausend Mann wurden für diese «Combeforce» ausgesucht. Die Carrier liessen wir zurück; sie sollten später folgen.

Ich schnappte mir Munitionsgurte und meinen Schlafsack und stieg auf die Ladefläche des nächsten Lkw. Alles andere liess ich im Carrier zurück. Gegen 13 Uhr rollten wir wieder, und diesmal ging es schneller.

Bei Einbruch der Nacht mussten wir Halt machen, weil die italieni-

schen Flieger unseren Weg mit «Thermosbomben» belegt hatten. Wir nannten sie so, weil es kleine zylinderförmige Dinger waren, die aussahen wie eine Thermosflasche, aber sie dienten weiss Gott nicht zum Picknick. Bei Sonnenaufgang bewegten wir uns weiter und folgten einem Kompasskurs, um bei Sidi Saleh auf die Strasse zu gelangen. Unsere Motoren kochten. Die Wüste wich einer freundlicheren Landschaft mit ein bisschen mehr Grün und Anzeichen von Bebauung. Aus der Wildnis kamen wir in ein Gebiet, das einst die Kornkammer des Römischen Reiches gewesen war.

Als wir eine kurze Ruhepause einlegten, stürzten sich drei italienische Jagdflugzeuge mit aufblitzenden Bordwaffen auf uns. Wir warfen uns zu Boden, aber das Kreischen der Propellermotoren wurde schon bald zu einem fernen Dröhnen. Sie hatten zwar nichts getroffen, aber irgendjemand wusste, dass wir hier waren. In Anbetracht der Tatsache, dass wir die Gewaltfahrt nur auf uns genommen hatten, um die Italiener zu überraschen, war das sehr beunruhigend.

Am frühen Nachmittag, gegen 14 Uhr, erreichten wir in der Nähe der heruntergekommenen Ansiedlung Beda Fomm die Strasse. In gut anderthalb Tagen hatten wir zweihundertsechzig Kilometer durch ein Gelände zurückgelegt, wie es selbst in der Wüste unwegsamer kaum sein konnte. Und nicht nur das – wir sahen nichts, was von Norden gekommen wäre. Wir waren vor den Italienern eingetroffen, aber nur ganz knapp, wie sich herausstellte.

Die Strasse durchschnitt sandigen Boden mit niedrigen Erhebungen, die von Norden nach Süden verliefen. Das Meer und die Küstendünen lagen drei Kilometer westlich von uns. Wir mühten uns ab, die Geschütze auf beiden Seiten der Strasse in Stellung zu bringen. Captain Tom Pearson führte das Kommando und legte ein Minenfeld an. Uns blieb kaum genügend Zeit, um uns einzugraben, als der Feind sich auch schon zeigte.

Man muss sich einmal ausmalen, wie die Italiener sich fühlten, als sie uns sahen. Sie hatten geglaubt, wenigstens hundertsechzig Kilometer von den nächsten Feindverbänden entfernt zu sein, und sie waren überzeugt, dass die Fahrzeuge, die sie vor sich sahen, zu den eigenen Truppen gehörten – bis unsere Artillerie das Feuer eröffnete. Der Schock war verheerend. Sie flohen von der Strasse und versuchten, in Deckung zu kommen. Dann begann der Kampf. Sie waren uns zahlenmässig weit überlegen, aber zum Glück wussten sie das nicht. Sie führten mehrere wilde Sturmangriffe, die wir jedes Mal zurückschlugen, doch immer wieder rückten über die Strasse frische italienische Kräfte heran.

Am späten Nachmittag schlossen unsere Panzer zu uns auf und griffen die lange italienische Kolonne in der Mitte an, nördlich von uns. Als die Dunkelheit hereinbrach, sah man brennende italienische Fahrzeuge, wohin man auch blickte, und wir hatten bereits tausend Gefangene gemacht. Und immer noch trafen Italiener ein. Wir wussten noch nicht, dass «Electric Whiskers» in der Kolonne war und den Befehl erhalten hatte, aus der Falle auszubrechen. Es hätte ihm gelingen müssen, denn das Terrain war alles andere als ideal für eine solch unausgeglichene Schlacht, bei der sich auf beiden Seiten unserer Strassensperre flaches Gelände ausbreitete. Unsere Befehle waren eindeutig: Den Italienern durfte nicht gestattet werden, zwischen Strasse und Meer durchzubrechen.

Captain Pearson war einer unserer besten Offiziere. Er wusste, dass wir den Italienern vorgaukeln mussten, wir wären viel zahlreicher, sonst würden sie einfach zwischen uns hindurchfahren. Am Abend entschied er, die italienische Kolonne zusätzlich in der Flanke zu stören.

Mike Mosley nahm zwei Züge mit, darunter meinen, sowie eine kleine Abteilung Artillerie. Ich war erleichtert, unter Mosleys Führung in den Kampf zu ziehen. Er war ein rätselhafter Mann, der einzige Sohn

eines Bischofs. Er hatte eine kirchliche Laufbahn einschlagen wollen, bis ihm der Krieg dazwischenkam. Mosley war von Natur aus neugierig und ein ausgezeichnete Soldat, der in der Schlacht keine Furcht zeigte. Nachdem ich ihm im Carrier einen Schreck eingejagt hatte, war ich der Meinung, dass wir quitt waren. Ich traute ihm genauso wie jedem anderen Offizier. In dieser Nacht sollte er sich das Military Cross verdienen.

Ich arretierte den Seitengriff des Bren-MG, überprüfte das gekrümmte Magazin und stieg auf den nächstbesten Lkw. Mosley kletterte hinter mir auf die Ladefläche, zog den Revolver, schlug damit auf das Dach des Führerhauses, und ab ging es in die Dunkelheit.

Es muss gegen Mitternacht gewesen sein, als das Geräusch fremder Motoren uns verriet, dass eine weitere Kolonne sich von Norden näherte. Mittlerweile war ich an die Dunkelheit gewöhnt, sodass ich die Umrisse von Lkw, Panzern und schweren Geschützen in ungefähr zweihundertfünfzig Metern Entfernung ausmachte. Es waren wenigstens zweihundert Fahrzeuge im Anmarsch; die Kolonne erstreckte sich weit die Strasse entlang. Wir waren bei Weitem nicht stark genug, um sie aufzuhalten, deshalb griffen wir zu einer List.

Ich zielte mit dem Bren-MG niedrig, weil der Rückstoss den Lauf stets nach oben zog, sodass die Mündung über das Ziel zeigte. Man musste den Lauf mit Druck gegen den Seitengriff nach unten zwingen. Mosley wies mit dem Revolver auf das Ziel und befahl: «Fünfer-Feuerstöße, wenn Sie so weit sind.»

Auf diese Entfernung traf man ziemlich gut. Rasch hüllten Flammen die ersten Lastwagen ein, und der blutrote Feuerschein fiel auf die Lkw dahinter und machte sie zu leichteren Zielen. Binnen Sekunden rannten schattenhafte Gestalten hinter die Fahrzeuge.

Unsere schwereren Geschütze feuerten Sprenggranaten auf den

Feind, während wir uns die Kolonne entlang auf und ab bewegten. Hin und wieder hielten wir, um besser zielen zu können, aber meist schossen wir im Fahren. Manche MG-Schützen deckten den Feind gern mit einem Kugelhagel ein, aber ich feuerte nie mehr als fünf Schuss hintereinander. Das brauchte ich auch nicht. Wir hatten ein wenig Leuchtspurnmunition geladen, damit wir erkennen konnten, wohin wir schossen, und wir sahen sie durch die Dunkelheit hinüberzischen.

Die Kolonne, die wir angriffen, war fast fünf Kilometer lang, doch wir brachten sie zum Stehen. Als wir an ihr Ende kamen, drehten wir um und bereiteten ihr auf der Rückfahrt noch mehr Ärger. Natürlich schossen die Italiener zurück, aber sie hatten nicht viel Freude. Wir hielten den Beschuss drei Stunden lang aufrecht; dann bekamen einige unserer Lkw Schwierigkeiten, und wir mussten uns zurückziehen, um sie instand zu setzen. Uns gingen Verpflegung und Munition aus. Wir hatten böigen Wind mit gelegentlichen schweren Regenfällen, sodass man oft kaum etwas sehen konnte. Die Artillerie konnte sich nicht bewegen, weil die Panzer das gesamte verbliebene Benzin benötigten, und einige Geschütze hatten nur noch dreissig Schuss übrig.

Die Italiener gaben nicht auf. Den ganzen Tag ging es weiter, mit Störangriffen, Schusswechseln und brennenden Fahrzeugen überall, hinter denen sich Soldaten verschanzt hatten. Während einer der seltenen Feuerpausen traf der Chef unserer Stabskompanie ein und entschied, dass wir am dringendsten einen Unterstand zum Essen benötigten. Direkt neben uns liess er ein grosses weisses Zelt aufschlagen. So ein Idiot. Das Zelt bildete einen hervorragenden Zielpunkt, und nach kurzer Zeit schlugen auch schon die ersten italienischen Granaten ein. Die eigentliche Schlacht tobte mittlerweile fünf Kilometer weiter nördlich, wo unsere Panzer die Italiener auf der Strasse rings um einen Hügel angriffen, den wir den «Pickel» nannten. Wir waren in der «Long Stop»,

wie man im Cricket sagte, der Korke im Flaschenhals, und die Italiener versuchten, uns herauszudrücken.

Unsere Lage wurde immer angespannter. Eine Gruppe von italienischen Panzern hielt direkt auf den Bataillonsgefechtsstand zu. Wir konnten sie erst aufhalten, als sie nur noch neunzig Meter entfernt waren. Weisse Flaggen wurden gehoben, und als der Tag zu Ende ging, hatten wir gut zehntausend Gefangene gemacht. Aber die verbliebenen Italiener griffen unverdrossen weiter an.

Irgendwo in den Dünen in Richtung Meer bewachte einer unserer Zugführer, Platoon Sergeant-Major Jarvis, mit Hilfe von Rifleman Gillan fünfhundert Gefangene. Sie sahen zwei grosse italienische Panzer näherkommen und beschlossen, sie im Nahkampf auszuschalten – zwei Mann zu Fuss gegen zwei Panzer. Die gefangenen Italiener sahen die Chance zur Flucht und eilten ebenfalls in Richtung der Kampfswagen. Der verwirrte italienische Offizier im Führungspanzer öffnete seine Turmluke, um besser sehen zu können, was da vor sich ging. Jarvis schlug ihm mit dem Gewehrkolben auf den Kopf und feuerte durch die Schlitze in den Panzer. Die Besatzung ergab sich. Gillan machte beim anderen Kampfswagen mehr oder weniger das Gleiche, und so erbeuteten die beiden Männer die feindlichen Panzer. Sie wurden dafür mit einem Tapferkeitsorden ausgezeichnet, der Distinguished Conduct Medal, doch als ein Offizier ihnen gratulierte, erwiderte Jarvis nur: «Ja wohl, Sir, das war schon recht, weil der Rifleman und ich ein schönes warmes Plätzchen für die Nacht bekamen.»

Aus der Dunkelheit hörten wir das Wummern schwerer Fahrzeugmotoren. Es war offensichtlich, dass die Italiener irgendetwas vorhatten. Kurz vor Sonnenaufgang entdeckten wir sie. Ein grosser Verband, angeführt von dreissig Panzern, näherte sich der Strassensperre, wo er sich rasch aufteilte, als wollte er die Sperre umzingeln. Sie setzten alles

auf eine Karte, und wenn sie durch unsere vordersten Stellungen brachen, konnte ihr Plan vielleicht gelingen. Uns blieb keine andere Wahl, als uns zurückzuziehen. Wir hatten elf Panzerabwehrkanonen, und während wir die Panzer abschossen, knipsten die Panzer unsere Paks aus. Es heisst, am Ende hätten wir nur noch ein einziges kampftüchtiges Geschütz gehabt, und die Bedienung dieses Geschützes soll mit ihren letzten fünf Panzergranaten fünf Kampfswagen abgeschossen haben. Ich bin mir nicht sicher, ob es wirklich so knapp war, aber der letzte italienische Panzer kam auf zwanzig Meter an unseren Gefechtsstand heran, ehe wir ihn aufhielten.

Nachdem wir die Panzer ausgeschaltet hatten, kümmerten wir uns um die Infanterie. Mittlerweile konnte jeder unsere Panzer hören, die sich von Norden näherten, um ins Gefecht einzugreifen. Längs der Strasse gingen die weissen Flaggen hoch, und italienische Soldaten kamen aus den Deckungen hervor. Viele von ihnen waren zweifellos froh, dass alles vorüber war. Aber ich hielt den Finger am Abzug. Noch konnte es schnell hässlich werden. Später hörten wir von einem Offizier, den ein Gefangener, der sich bereits ergeben hatte, mit einer Axt angriff. Vorsicht zahlte sich aus.

Der Mann kam die Kolonne entlang, vorbei an ausgebrannten Lkw und Panzerwracks, als ich ihn entdeckte. Hinter ihm tauchten immer mehr italienische Soldaten mit weissen Fahnen auf. Die Berichte waren unterschiedlich, aber ich sehe den Mann noch heute vor mir in seinem langen Cape, das er vorn offen trug. Darunter blitzte immer wieder etwas von seiner Uniform auf, an der mehr Lametta hing als an einem Weihnachtsbaum. Generale Annibale Bergonzoli, «Electric Whiskers» höchstpersönlich, ergab sich. In Bardia und in Tobruk war er entkom-

men, aber jetzt fiel er uns mit einer Gruppe weiterer Generale in die Hände.

Als sein staubiges Cape sich öffnete, bemerkte ich, dass er eine kleine Selbstladepistole mit Elfenbeingriff bei sich hatte. Ich trat vor und zeigte auf die Waffe. Er blickte mich trotzig an; er wusste sofort, was ich wollte. Ohne innezuhalten, klopfte er mit der rechten Hand auf die kleine Pistole und drohte mir mit dem Finger. Auch ich verstand sofort. Er würde nur einem Offizier seine Waffe übergeben und damit formell kapitulieren. Ich trat zur Seite und winkte ihn in ihre Richtung. Ich glaube, am Ende war es Captain Tom Pearson, der ihm die Pistole abnahm.

Die Schlacht von Beda Fomm war geschlagen. In nur zwei Monaten hatten wir einhundertdreissigtausend Gefangene gemacht. Unsere atemlose Jagd durch die Wüste hatte es uns möglich gemacht, die italienische 10. Armee vollständig auszuschalten, aber wir empfanden kein Hochgefühl, nur Erleichterung.

Zwei Tage nach dem Gefecht suchte ich mir einen Weg durch den verbogenen Stahl und die ausgeglühten Fahrzeugwracks. Die Gefahr, die mich während der Schlacht wach und in Alarmbereitschaft gehalten hatte, gab es nicht mehr. Verstümmelte Körper lagen im Staub, von Fliegen umschwirrt. Ich sah abgetrennte Arme und Beine, abgerissen von Explosionen oder von Maschinengewehrfeuer. Verwundete Italiener sassen an eigentümlichen, wie Torpfosten geformte Felsen gelehnt. Nur ein einsamer Baum stand auf der Ebene. Die meisten Verwundeten waren bereits abtransportiert worden, aber einige lagen noch im Sand, zu schwach, um auch nur zu stöhnen. Es war ein entsetzlicher Anblick.

Jeder verarbeitet so etwas auf seine ganz eigene Weise. Ich lief

Lieutenant Mike Mosley über den Weg. Der grosse Kriegsheld schlenderte zwischen den Sanddünen umher, den Blick auf den Boden gerichtet. Er straffte den Rücken und kam zu mir.

«Wissen Sie, Avey», sagte er, «es ist erstaunlich. Allein in diesem kleinen Flecken Sand habe ich zwölf verschiedene Wildblumenarten gefunden.»

5. Kapitel

O bwohl die Italiener in der Schlacht kräftig Prügel bezogen hatten, waren uns nur wenige Waffen und Fahrzeuge unversehrt in die Hände gefallen. Mir wurde aufgetragen, sämtlichen noch brauchbaren italienischen Plunder aufzulisten, den wir bergen konnten. In der letzten Kolonne waren auch Privatwagen gefahren. Ihre polierten Stossstangen waren nun von einer dicken Staubschicht bedeckt. Auch Busse, in denen Prostituierte aus den italienischen Bordellen von Bengasi transportiert worden waren, hatten zu der Kolonne gehört. Sehr zum Unwillen einiger Kameraden hatte man die Frauen mit den übrigen Zivilisten dorthin zurückgeschickt, woher sie gekommen waren.

Später behauptete Bergonzoli, er hätte unter anderem wegen dieser Zivilisten die Schlacht verloren, weil ihm mehr als eintausend von ihnen im Weg gewesen wären. Lächerlich. Immerhin besass er den Anstand zuzugeben, dass zu seiner Niederlage auch «die ausgezeichnete Schiesskunst der Rifle Brigade» beigetragen hatte, wie er sich ausdrückte.

Was man nach dem Gefecht auf einem Schlachtfeld alles findet, ist erstaunlich. Ich stiess auf eine reichhaltige Sammlung von Hüten mit Kokarden und Federbüschen. Die Generale brauchten sie nicht mehr, also behielt ich einen. Dann fand ich ein sehr schön gefertigtes Chirurgenbesteck in einem Etui aus handgenähtem Leder. An den Skalpellklingen haftete noch getrocknetes Blut. Ich interessierte mich allerdings mehr für Wasser. Die Rationen waren nicht viel grösser geworden, und ich hatte schrecklichen Durst.

Eine weitgehend intakte Gruppe von Lkw zog bald meinen Blick

auf sich. Die Wagen waren mit Hunderten von Holzkisten beladen, jede ungefähr sechzig Zentimeter im Geviert und etwa zwanzig Zentimeter hoch. Die Vorstellung, dass die Kisten Getränke oder Essen enthalten könnten, beflügelte meine Kräfte. Ein Kamerad war bei mir. Wir sprangen auf den ersten Laster. «Nun mach schon», sagte ich, «geh mit dem Schwert ran.»

Er schlug mit dem Bajonett ein Loch in das Sperrholz, und meine Hoffnungen wurden bitter enttäuscht. In den Kisten lagen keine Flaschen oder Dosen, sondern bedrucktes Papier. Mein Kamerad hebelte den Deckel ab. «Du lieber Himmel, sieh dir das an», sagte ich. Die Kiste war randvoll mit Abertausenden druckfrischer italienischer Banknoten.

In der zweiten Kiste fanden wir das Gleiche, und in allen anderen auch. Die Lastwagen gehörten zum Zahlmeisterkorps des italienischen Heeres und enthielten genügend Geld, um die gesamte Armee zu bezahlen, aber für uns waren die Abermillionen Lire völlig wertlos. Später erfuhr ich, dass man sie in Kairo zu einem Kurs von sechshundert Lire pro Pfund Sterling eintauschen konnte, aber im Augenblick hätte ich das ganze Vermögen für ein paar Flaschen Trinkwasser und eine anständige Mahlzeit hergegeben.

Ich meldete den Geldfund, und das war es. Wir warfen zwei Geldkisten in unseren Laster und dachten nicht mehr daran. Ein paar Jungs benutzten italienische Banknoten, um sich ihre Kippen anzustecken, und nahmen sie bündelweise mit in die Wüste, um sich damit den Hintern abzuwischen, was sie schrecklich komisch fanden. Wahrscheinlich bekam man in Kairo für *solche* Geldscheine keinen ganz so guten Wechselkurs. Mit dem Reis und dem Tomatenpüree, das wir später fanden, wussten wir mehr anzufangen. Daran konnten wir uns wenigstens satt essen.

Tagelang warteten wir auf Ablösung durch eine andere Kolonne, die von Norden kommen sollte. Schliesslich erhielten wir Befehl, in Rich-

tung Bengasi zu fahren und zu versuchen, unterwegs mit dem Entsatz
Führung aufzunehmen. Als wir losfuhren, lagen die Geldkisten noch
immer in unserem Laster.

Auf der gut hundert Kilometer langen Fahrt rief uns von Zeit zu Zeit
ein Blick aufs Meer ins Gedächtnis, dass nicht die ganze Welt aus Sand
bestand. In den Aussenbezirken von Bengasi staute sich der Verkehr,
und unsere Lkw standen. Plötzlich übertönte eine Schussdetonation den
Lärm der Motoren und Hupen, der rasch ein zweiter Schuss und das
Jaulen eines Querschlägers folgten. Irgendwo sass ein Heckenschütze.
Ich riss den kleinen Laster herum, fuhr, bis die Strassen ruhiger wurden,
und hielt vor einer Bar, die gehobener Klasse zu sein schien.

Ich war damals nicht versessen auf das Saufen. Der Alkohol war mir
ziemlich schnuppe, aber mit völlig ausgetrockneter Kehle fiel die Ent-
scheidung nicht schwer. Wir schnappten uns eine Kiste mit Lire, gingen
hinein und betraten das schönste Lokal, das ich seit Kairo gesehen hatte,
einen kühlen, luftigen Raum, wenigstens dreissig Meter lang und zehn
Meter breit. Wände und Decke waren mit kunstvoll gravierten Spiegeln
bedeckt. An einer Seite zog sich eine lange Marmortheke hin, an der
wildes Gedränge herrschte.

Eine der wenigen anwesenden Frauen schrie unterdrückt auf, als sie
mich und meine vier Kameraden sah. Die anderen Gäste schnappten
nach Luft. Alles beobachtete uns verängstigt. Ich brauchte nur einen
Blick in die Spiegelwand zu werfen und sah den Grund dafür: Wir wa-
ren Wüstendesperados, schmutzig und in fleckigen Uniformen, und
machten den Eindruck, als würden wir im nächsten Moment alles und
jeden über den Haufen schiessen.

Wir hielten uns nicht lange auf. Zwei der Jungs gingen sofort nach
hinten und suchten die Küche und die Hinterzimmer nach möglichen
Gefahren ab. Schliesslich hatte erst vor zehn Minuten jemand auf uns
geschossen, und wir konnten keine weiteren Überraschungen gebrau-

chen. Als wir beruhigt waren, gingen wir zu einem der Tische. Die Gäste, die dort sassen, machten uns augenblicklich Platz. Wir setzten uns auf die Sessel aus poliertem Stahlrohr und behielten die Türen im Auge.

Ein kleiner Kerl kam vorsichtig an den Tisch und sagte etwas auf Italienisch, das ich nicht verstand. Er war um die vierzig und trug einen sorgfältig gestutzten schwarzen Schnurrbart und eine weisse Jacke. Wir nahmen an, dass es sich um den Besitzer handelte.

«Eine Runde für alle», sagte ich, zeigte auf ein Glas und deutete mit der Hand in den Raum. Er verstand, was ich meinte, schnippte mit den Fingern und sagte erneut etwas auf Italienisch. Wir bekamen zu trinken, darunter auch Bier für die Jungs, und die Stimmung in der Bar wurde ein wenig gelöster. Gänzlich entspannen aber würden die Gäste sich nicht, solange mitten unter ihnen eine Bande feindlicher Soldaten sass, die frisch aus der Schlacht kamen und Witze rissen.

In der Bar waren hauptsächlich italienische Zivilisten, und sie hatten allen Grund, nervös zu sein. Sie hatten versucht, aus Bengasi zu fliehen. Viele von ihnen waren Zeuge der Kämpfe geworden, ehe wir sie hierher zurückgeschickt hatten.

«Wisst ihr», sagte ich zu meinen Kameraden und wiegte mich im Sessel, «wir sollten den Laden einfach kaufen, was meint ihr?» Ein Lächeln erschien auf ihren Gesichtern. Nach mehreren schlimmen Monaten kehrte unser Sinn für Humor zurück. Wir hoben die Kiste auf die Marmortheke und riefen den Besitzer zu uns.

«Was soll der ganze Laden kosten?», fragte ich lächelnd und wies in die Runde. Der Mann musterte mich mit leerem Blick. Ich versuchte es noch einmal, diesmal langsamer und mit übertriebenen Gebärden.

«Wir möchten die Bar kaufen – Tische, Stühle, die ganze Einrichtung. Wir zahlen mit Lire. Wie viel?»

Er begriff immer noch nicht.

Ich zog mein Bajonett, und der Mann zuckte zusammen. Dann öffnete ich die Kiste und wies mit der Bajonettspitze auf den Inhalt. «Hier, Geld. Unser Geld. Lire, viele Lire.»

Er riss die Augen auf. Offensichtlich war er interessiert. Für uns waren es nur Papierbündel, doch der Mann mit dem Schnurrbart begriff sehr schnell die Möglichkeiten.

In der halben Stunde, die wir blieben, verbreitete sich die Nachricht. Wir wussten nicht, ob die Gegend sicher war; deshalb wurde es Zeit, dass wir uns verabschiedeten und verschwanden, zumal der Besitzer mitsamt Familie noch vor uns abdampfte und die Kiste mit den Lire mitnahm. Ich bin mir sicher, dass der Preis mehr als fair war, und ich erzähle heute noch gern, dass ich Miteigentümer eines libyschen Lokals bin.

Wir kehrten in das geordnete Chaos des Bataillons zurück. Die Jungs fanden, wir hätten bis Tripolis durchbrechen sollen, solange wir noch die nötige Stosskraft besaßen, aber die hohen Tiere sahen es anders und planten unseren Rückzug. Ganz unrecht hatten sie nicht, denn für die meisten unserer Fahrzeuge war eine gründliche Wartung überfällig. Die gesamte 7. Panzerdivision war sozusagen mechanisch ausgeleiert.

Wir sonnten uns noch immer im Glanz unseres überwältigenden Sieges, als am Himmel ein Omen erschien. Um 6.30 Uhr am 12. Februar wurde von der Patrouille ein Bomber gesichtet, der in nur fünfzehn Metern Höhe über der Strasse flog. Er warf mehrere schwere Bomben ab, ehe er im Dunst des Horizonts verschwand. Diesmal war es keine behäbige dreimotorige Savoia gewesen, sondern eine Junkers Ju 88 mit schwarzen Balkenkreuzen unter den Tragflächen. Die deutsche Luftwaffe war angekommen. Am gleichen Tag flog Rommel nach Tripolis,

um die Führung des Wüstenkrieges zu übernehmen. Die Deutschen stellten einen neuen Heeresverband zusammen, das Afrikakorps. Wir sollten es nicht mehr so leicht haben wie bisher.

Am frühen Morgen des 21. Februar, mit weniger als vierundzwanzig Stunden Vorwarnung, erhielten wir den Marschbefehl zurück nach Kairo via Tobruk. Ich war mit Charles Calistan zusammen. Es schien uns eine Ewigkeit her zu sein, dass wir gemeinsam Kairo erkundet hatten. Wir alle hatten zwar unsere Keuschheit bewahrt, aber wir hatten eine andere Art von Unschuld verloren: Wir alle hatten Blut vergossen.

Wir kamen nur langsam voran. Wir sollten in Formation fahren, mit hundert Metern Abstand zwischen den Fahrzeugen. Wir krochen mit fünfundzwanzig Stundenkilometern dahin, wo es gut voranging, und mit höchstens zwölf auf den schlechteren Abschnitten der Strecke. Tom «Dicky» Bird war der zuverlässige Bataillonsnavigator. Wir hatten Rationen und Wasser für zwei Tage, aber es war eine lange, trockene Fahrt. Wir durften keine ausgefallenen Fahrzeuge zurücklassen, denn wir konnten nichts erübrigen. Falls nötig, sollten wir jeden bis nach Hause schleppen.

Am zweiten Tag gab es einen ohrenbetäubenden Knall. Einer der Carrier war auf irgendetwas gefahren. Als wir uns dem Wrack näherten, sah es aus, als wäre einer der Insassen bereits tot. Ein anderer wand sich in schrecklichen Schmerzen laut schreiend am Boden. Es war George Sherlock, ein älterer Soldat und bekannter Boxer des Bataillons. Natürlich wären wir ihm sofort zu Hilfe geeilt, aber wenn der Carrier in ein Minenfeld geraten war, konnte ein solcher Versuch tödlich enden. Und wenn wir uns zusammenscharten, boten wir dem Feind ein besseres Ziel, falls wir angegriffen wurden. Deshalb mussten wir erst ergründen, was passiert war, damit wir keine Dummheit begingen. Wachsam näherten wir uns George und riefen ihm zu, er solle aushalten, doch seine

Schreie zeigten immer grössere Panik. Es hätte eine Mine oder eine Sprengfalle sein können, doch wie sich herausstellte, war der Carrier auf eine Thermosbombe gefahren, die vor zwei Wochen hier abgeworfen worden war. George blutete schlimm, aber dass er noch die Energie besass, um so laut zu brüllen, war ein gutes Zeichen. Sein Bein sah übel aus, sein Arm nicht viel besser. So schnell würde er keine Haken mehr austeilen. Als er sah, dass ich zu ihm kam, wuchs seine Panik weiter.

«Nein! Nein! Lasst bloss nicht Aveyin meine Nähe!», schrie er. Ich blieb fassungslos stehen, wie gelähmt. Der Mann brauchte dringend Hilfe!

«Lasst ihn nicht zu mir. Der schiesst, ich weiss es, der knallt mich ab.»

Jetzt wusste ich, dass er die Geschichte vom italienischen Panzerkommandanten gehört hatte.

Er war in Panik und verlor viel Blut, aber seine Angst vor mir brachte mich aus der Fassung. Ich wollte es nicht noch schlimmer machen; deshalb überliess ich es den anderen, seine Wunden zu versorgen. Doch was er gesagt hatte, ging mir nicht mehr aus dem Kopf.

Wir brachten ihn in Tobruk ins Lazarett. Dort übergaben wir auch die erbeuteten italienischen Lastwagen. Unsere anderen Fahrzeuge wurden gegen zehn Lkw für das letzte Wegstück bis Kairo ausgewechselt. Am Abend wurde Tobruk schwer bombardiert. Die Deutschen machten deutlich, dass sie jetzt mitkämpften. Sie waren so freundlich, uns nicht zu vergessen, und warfen noch ein paar letzte Bomben auf uns, ehe sie abdrehten.

Ich liebte die Geschwindigkeit und war deshalb froh, dass die Lkw dreissig Stundenkilometer schafften, aber es ging mir ziemlich schlecht. Kaum hatte ich monatelange Anspannung, Arbeit und Kampf hinter mir, versagten meine Abwehrkräfte. Ich fühlte mich hunds miserabel.

Am Nachmittag des 28. Februar hatten wir wohlbehalten Mena erreicht, einen Ort am Rande Kairos, wo unsere Vorhut mit dem Aufbau des Lagers begonnen hatte. Die Zelte und Holzhütten boten einen Anblick schierem Luxus, aber ich hatte nichts mehr davon, denn ich lag bereits mit einer rätselhaften Erkrankung im Lazarett. Die Instandsetzung begann, aber die Wüste wollte uns nicht loslassen. Während ich schwitzend und fiebernd im Bett lag, taufte ein gewaltiger Sandsturm die frischen Uniformen der Kameraden.

Deutsche Flugzeuge warfen Minen in den Suezkanal ab. 2RB musste sich an den Ufern aufstellen und beobachten, wo die Minen ins Wasser fielen. Man entschied, bei Nacht ein Netz über das Wasser zu spannen, sodass man am Morgen sehen konnte, wo die Minen eingeschlagen waren. Um das Prinzip bei Tageslicht zu demonstrieren, kamen zwei Flugzeuge und warfen Attrappen ab. Allerdings war es so, dass nur eine Maschine erwartet wurde. Es dauerte eine Weile, ehe man begriff, dass das zweite Flugzeug eine deutsche Maschine war und die Minen echt. Ich bekam nichts davon mit.

Das luxuriöse Lager erwies sich als zweischneidiges Schwert. Wir ahnten nicht, dass die Lehmziegelmauern, die unsere Zelte vor Bombensplittern schützen sollten, ideale Brutstätten für Sandmücken waren. Nachts kamen sie heraus und stachen uns. Infolge meiner geschwächten Abwehrkräfte bekam ich Sandmückenfieber: hohe Temperatur, Kopfwegh, Gliederschmerzen, Augenbrennen, Durchfall. Der Arzt sagte, meine Leber und meine Milz seien angeschwollen, und es würde eine Weile dauern, bis ich wieder dienstfähig wäre. In diesem Sommer gab es eine Sandmückenfieberepidemie, die erst aufhörte, als man auf den Gedanken kam, DDT zu sprühen.

Ich war lange krank. Das Bataillon blieb bis Ende April in der Nähe von Kairo, aber der Wüstenkrieg nahm eine Wende. Die Australier und Neuseeländer wurden abgezogen, um in Griechenland zu kämpfen, und

die verbliebenen Kräfte mit ihrem abgenutzten Gerät mussten sich zurückziehen. Schon bald beherrschte Rommels Afrikakorps die Wüste, und wir waren wieder da, wo wir angefangen hatten. Im April begann Rommel mit der Belagerung von Tobruk. Dann überschritt er am Halfaya-Pass die ägyptische Grenze, und 2RB wurde wieder in die Wüste geschickt, um sich den Panzern entgegenzustellen.

Es begann übel. Rommel drängte das Bataillon nach Buqbuq zurück. Dort schloss ich mich wieder den Kameraden an und musste erfahren, dass Second Lieutenant Montagu Douglas Scott am Halfaya-Pass gefallen war, ausgerechnet dort, wohin ich ihn ein paar Monate zuvor gefahren hatte. Wieder war ein *Chamsin* aufgekommen, während der Lieutenant viel zu nahe am Feind war, und diesmal hatte er es nicht überlebt. Er war der erste Offizier meines Bataillons, der in der Wüste sein Leben liess.

Buqbuq liegt am Meer, und als vier oder fünf Leute von uns Erlaubnis erhielten, schwimmen zu gehen, liessen wir uns nicht lange bitten. Der Strand war wunderbar – feiner weisser Sand, wie man ihn sich schöner nicht wünschen konnte. Das Meer zeigte ein tiefes Azurblau, und wir sahen gewaltige Wellen, gischtend und schäumend vor schierier Kraft.

Als wir uns an den Strand legten und von der Sonne trocknen liessen, hörten wir einen Hilferuf. Es dauerte einen Moment, bis wir entdeckten, woher der Schrei kam: Gut hundert Meter vom Ufer entfernt sahen wir einen Mann, der offensichtlich in Schwierigkeiten steckte und hilflos um sich schlug. Die Strömung musste ihn hinaus aufs Meer gezogen haben.

Nach dem ersehnten, wenn auch salzigen Bad hatte ich mich gerade erst angezogen. Nun riss ich mir die Kleidung wieder vom Leib und sprintete den Strand entlang, um besser sehen zu können. Aus zusammengekniffenen Augen blinzelte ich in das grelle Licht von Brandung

und Himmel. Das Tosen der Brecher übertönte jedes andere Geräusch.

Der Mann, den wir gehört hatten, war nicht der einzige dort draussen. Dreissig Meter hinter ihm entdeckte ich noch jemanden, der in den Wellen verschwand; offenbar ging er unter. Ich rannte ins Wasser, sprang über die Ausläufer der Wellen hinweg und kämpfte mich mit kraftvollen Gehbewegungen voran, als ich in tieferes Wasser gelangte. Als ich nicht mehr waten konnte, schwamm ich gegen die Wellen an.

Ich erreichte den Mann, und es gelang mir, ihn durchs Wasser zu ziehen. Als wir uns so weit dem Ufer genähert hatten, dass ich wieder waten konnte, waren ein paar Jungs zur Stelle und halfen mir, den Mann ans Ufer zu ziehen.

Ich war mir nicht sicher, ob er noch lebte. Er lag regungslos am Strand. Ich war geschwächt und hätte mich am liebsten neben ihn in den Sand fallen lassen, aber mir wurde schnell klar, dass ausser mir niemand wusste, was zu tun ist. Zufällig hatte ich in Liverpool einen Lebensretungskurs gemacht, während wir auf die Abreise warteten. Ich gab mir einen Ruck und begann mit der Mund-zu-Mund-Beatmung. Meine Lunge schmerzte von der Anstrengung, doch bald quoll Wasser aus dem Mund des Bewusstlosen.

Ich hielt auch nach dem zweiten Mann im Meer Ausschau, aber er war verschwunden. Der Mann, den ich gerettet hatte, war Artillerieoffizier. Er war nun wieder bei Bewusstsein und atmete. Eddie Richardson machte Meldung. Ich glaubte, er wollte nur, dass der Alte wusste, was ich getan hatte. So war Eddie nun mal.

Als wir wieder im Lager waren, brach ein *Chamsin* über das Bataillon herein. Die wogende Mauer aus heissem Sand peitschte zwischen Mensch und Maschinen hindurch. Überall war Sand, Sand, Sand. Man konnte kaum die Hand vor Augen sehen, und viele von uns hatten sich

zum Schutz eine Decke um den Kopf gewickelt. Ich trug zusätzlich zur Decke einen Verband, den ich mir über Nase und Mund geschlungen hatte, um die heisse Luft zu filtern. Auf diese Weise hatte ich mich dermassen unkenntlich gemacht, dass jemand dem Alten zeigen musste, wer ich war, als er erschien. Er trug einen Schal vor dem Gesicht. Dadurch war unser Gespräch sehr gedämpft.

«Wie ich höre, haben Sie sich am Strand nützlich gemacht, Avey. Stimmt das?»

«Jawohl.» Ich zog mir den Verband vom Mund, um überhaupt sprechen zu können.

«Sie haben einen Offizier gerettet.»

«Das stimmt.»

«Sie wissen natürlich», er schrie nun beinahe, «dass ich Ihnen dafür nichts geben kann.»

«Jawohl.»

«Aber ich kann Ihnen ein bisschen entgegenkommen. Wir brauchen noch einen Mann als Bewachung für Gefangene, die nach Südafrika gebracht werden. Also packen Sie Ihre Siebensachen, Sie fahren mit.»

«Jetzt?»

«Ja, jetzt. Lassen Sie sich nichts zuschulden kommen, dann bleiben Sie vielleicht dort, bis der Krieg zu Ende ist. Haben Sie verstanden?»

Ich weiss nicht mehr, was ich ihm darauf geantwortet habe, aber er ging bald wieder – ein weiterer geduckter Schatten im Sandsturm. Ich hatte angenehme Erinnerungen an Südafrika, aber das Schicksal ist grausam, denn meine Krankheit brach wieder aus. Mein Schädel pochte, und meine Muskeln schmerzten.

Dennoch fuhr ich mit dem nächsten Konvoi von Nachschublastern nach Kairo, während der *Chamsin* noch tobte. Mein Kopf hämmerte, und ich hielt mein Gesicht bedeckt, um Nase und Augen vom Flugsand frei zu halten. Ein paar Kameraden waren bei mir. Bald lag ich auf der

Ladefläche des Lkw und wurde hin und her geworfen von zwei Stürmen: dem *Chamsin*^ der draussen tobte, und dem Orkan in meinem Schädel. Ich fiel ins Delirium. Diesmal war es die Malaria.

Gott sei Dank hatte die Krankheit mich geschwächt. Ich weiss nicht, warum ich getan habe, wovon ich jetzt berichten muss, aber einer der Jungs erzählte mir später davon. Die Kämpfe hatten mich schon mit vielen Schrecken konfrontiert; deshalb weiss ich nicht, in welche Abgründe es mich auf der harten Ladefläche des Lkw verschlug, aber in meinem Delirium erlitt ich eine Panikattacke. Die anderen erzählten mir später, dass ich mich auf einen der Jungs gestürzt hätte, um ihm den Revolver abzunehmen, in der festen Überzeugung, dass unser aller Überleben davon abhing, dass ich die Waffe in die Hände bekam. Zum Glück konnten die anderen mich überwältigen.

Sie schafften mich in ein Lazarettzelt. Ich verlor den Überblick, wie viele Tage verstrichen, aber ich lag dort wenigstens zwei Wochen; es können auch mehr gewesen sein. Die Krankenschwestern waren süss und nett, die Chininbehandlung bitter und furchtbar. An mehr erinnere ich mich nicht – ausser natürlich an die schweren Bombenangriffe. Während meiner Genesung gab es jede Menge davon, und wenn man nur unter Segeltuch liegt, sind sie ganz schön beunruhigend.

Ich kam durch und kehrte zum Bataillon zurück. Ich war noch nicht lange wieder auf den Beinen, als ich im Frühstückszelt sass und ein Ordonnanzoffizier mich sah. «Was suchen Sie denn hier, Avey? Sie sollen in Südafrika sein.» Ich war davon ausgegangen, dass dieser kleine Ausflug wegen der Malaria hinfällig geworden wäre. Der Offizier verschwand, ohne sich meine Erklärung anzuhören. Zwei Stunden später war er wieder da. «So, das wäre erledigt. Ich habe ein Schiff für Sie, also packen Sie Ihr Zeug und begeben Sie sich im Laufschrift zum Ha-

fen. Die brauchen zwei Leute. Suchen Sie sich einen Mann aus, den Sie mitnehmen, aber beeilen Sie sich.»

Ich liess den Blick über die Holztische schweifen und entdeckte Bill Chipperfield. Bill war auf der *Otranto* in meiner Kabine gewesen. Er war ein grundehrlicher Kerl, und ich beschloss, ihn mitzunehmen.

Man fuhr uns mit einem kleinen Laster zum Hafen. Ich brauchte eine Rasur, meine Uniform war verdreckt und voller Ölflecken, und als ich das Schiff sah, auf dem wir fahren sollten, kam ich mir sehr unpassend gekleidet vor. Das Schiff war die berühmte *Île de France*, ein französischer Luxusliner, den die britische Admiralität nach dem Fall von Paris beschlagnahmt hatte. Die *île de France* besass drei hohe Schornsteine, umgeben von breiten Promenadendecks, aber der schwarz-weiße Anstrich, der einst ihre schlanken Linien betont hatte, war unter einer Schicht Schlachtschiffgrau verschwunden.

Sie war für ihre Einrichtung im Stil des Art déco berühmt gewesen, zu der Gemälde und Skulpturen gehört hatten, dazu ein Pariser Strafiencafé, Schwimmbecken und Sporthallen. Inzwischen war sie ein Truppentransporter, aber man spürte ihre Eleganz und Erhabenheit noch immer.

«Sie haben eine Einzelkabine», sagte der indische Steward, der uns durchs Schiff führte. Das war kein Versehen; wir kamen in ein auf dem Wasser treibendes Luxusapartment.

Fast konnte man noch das Parfüm der eleganten Pariserinnen riechen, die früher die Kabine bewohnt hatten; man konnte sich vorstellen, wie sie sich zum Abendessen in einem der luxuriösen Speisesäle an Bord umzogen, ehe sie wieder zum Vorschein kamen, todschick und elegant, um über das Deck zu promenieren.

Doch ich spürte den kratzigen Wüstensand in meiner steifen, verdreckten Uniform stärker den je. Als ich in meiner Kabine war, fuhr ich mit der Hand über die weichen Bettlaken und träumte. Die wunden Stel-

len an meinen Armen erschienen plötzlich mehr als Peinlichkeit denn als Abzeichen des Wüstenkrieges.

Ich hörte ein Hüstel und blickte auf, und plötzlich standen nicht nur einer, sondern zwei indische Stewards vor mir.

«Ist alles zu Ihrer Zufriedenheit, Sir?»

«Äh ... ausgezeichnet», sagte ich zögernd. Monatlang hatte ich nur Befehle gekannt, wenig Auswahl und keinerlei Komfort. Jetzt wurde ich mit reichlich Auswahl und jeder Menge Komfort für die verlorene Zeit entschädigt.

«Haben Sie alles, was Sie brauchen?»

«Alles, was ich brauche? Ja.»

«Sehr wohl.» Er war noch nicht zufrieden. «Wie möchten Sie Ihr Bad, Sir? Welche Temperatur soll das Wasser haben?»

Ich spürte, wie meine Lippen sich zu einem schiefen Grinsen verzogen.

An Bord der *Ile de France* waren Hunderte italienische Kriegsgefangene. Unsere Aufgabe bestand darin, an den Niedergängen, die zu ihren Unterkünften führten, Wache zu stehen und sie daran zu hindern, auszubrechen oder gar das Schiff an sich zu bringen. Als Bewaffnung bekam ich einen italienischen Karabiner, was mir gar nicht gefiel. Da gibt es doch wirklich Besseres, dachte ich. Unser Lee-Enfield zum Beispiel, das beste Gewehr auf der Welt. Aber die meisten Italiener waren froh, dass der Krieg für sie vorbei war; deshalb bestand kein besonders hohes Risiko.

Nach den Härten der Wüste kam einem alles wie ein Spaziergang vor. Manchmal ass ich am Tisch des Captains. Zum ersten Mal seit einer Ewigkeit bekam ich Weissbrot. In der Wüste hatte es überhaupt kein Brot gegeben.

Nach unserer Ankunft in Durban übergaben wir die Gefangenen an eine andere Einheit und meldeten uns in Clarewood Camp. Der erste Teil unseres Auftrags war erledigt.

Zu dieser Zeit herrschte in Südafrika eine Atmosphäre des Unwirklichen. Doch ich war entschlossen, die Stadt zu erkunden, und wurde an den Navy League Club verwiesen, ein hübsches kühles Lokal im Kolonialstil mit einer langen Theke. Dort gab es Musik und menschliche Wesen, wie ich sie von früher kannte: Leute mit Alltagsorgen, die nichts damit zu tun hatten, dass man ständig ums Überleben kämpfen musste. Ein endloser Strom von Gästen wollte, dass wir ihnen von der Wüste erzählten. Wir waren kleine Berühmtheiten. Mir wurde es schnell zu viel, aber wenigstens konnte man hier Tee trinken und bekam dazu sogar anständiges Brot.

Ich lernte ein hübsches Mädchen namens Joyce Merrit kennen. Sie war leitende Angestellte bei der Stinkwood Furniture Company, einer Möbelfabrik, die Tische und Stühle aus einem teuren Hartholz anfertigte. Seinen Namen verdankte dieses Holz dem Geruch, den es verströmte, wenn es bearbeitet wurde. Schon bald lud Joyce mich zu ihren Eltern ein, und nach einigen Besuchen schlugen die Merrits mir vor, bei ihnen zu wohnen statt in der Kaserne. Das war nichts Ungewöhnliches. Auch andere Kameraden waren bei südafrikanischen Familien untergekommen, und die meisten, darunter auch Bill, verbrachten dort eine tolle Zeit. Familie Merrit lebte in einer komfortablen Wohnung an einer breiten Strasse, die zur mit Palmen bestandenen Esplanade hinunterfuhrte.

Das Leben meinte es gut mit mir, und der Krieg schien eine Million Meilen weit weg zu sein. Ich mochte Joyce sehr, und wir verbrachten so viel Zeit zusammen, dass man beinahe schon sagen konnte, dass wir miteinander gingen. Sie war eine erstklassige Seglerin und fuhr mit mir auf der Jacht die Küste entlang. Ausserdem war sie eine gute Schwimmerin, die keine Miene verzog, wenn die Signalhörner aufheulten und vor Haien warnten. Sie war ein grossartiges Mädchen.

Mein Dienst beanspruchte mich ungefähr eine halbe Stunde am Tag.

Ich erhielt in Clarewood Camp eine Liste von Gefangenennummern und musste sie an die Kommandantur in Durban weiterleiten. Ich genoss das Leben mit Joyce' Familie. Der Chauffeur führ uns zum Kino, wo wir mit Drinks in der Hand auf Sesseln sassen, die von Lloyd Loom hätten sein können, und uns einen Film anschauten, während Kellnerinnen uns jeden Wunsch von den Augen ablasen.

Joyce konnte sich einige Zeit frei nehmen und schlug einen gemeinsamen Ausflug vor, denn sie wusste, wie ungern ich die ständigen Fragen über den Wüstenkrieg beantwortete. Das Bataillon hatte mich offensichtlich zur Erholung nach Südafrika geschickt, und zu meinem Erstaunen wurde meinem Urlaubsgesuch stattgegeben, sodass wir Südafrika der Länge und Breite nach durchreisten. Wir überquerten sogar die Nordgrenze nach Rhodesien, wie es damals noch hiess. Die Landschaft war himmlisch, und ständig umschwärmten uns Dienstboten. Man wagte es kaum, irgendetwas selbst zu tun. Wir hatten Sommer 1941, mitten im Krieg, und ich liess es mir in Afrika gut gehen.

Vielleicht hatte ich das grosse Los gezogen. Vielleicht konnte ich mich nach dem Krieg hier niederlassen. Doch als wir wieder in Durban waren, regte sich etwas in mir. Ständig sah ich die Männer, die auf Schiffen herkamen und sich anschickten, aufs Blaue zu gehen. Es nagte immer mehr an meinem Gewissen. Und dann begegnete ich auf der Strasse George Sherlock. Ich glaube, das gab den Ausschlag. Joyce war bei mir, als ich ihm über den Weg lief. Er rief, und ehe ich begriffen hatte, woher die Stimme gekommen war, humpelte er auf Krücken über die Strasse. Es war wunderbar, einen Mann lebendig zu sehen, den ich zuletzt gesehen hatte, wie er sich am Boden wand und vor Schmerzen schrie. Er sah gut aus, auch wenn er durch die Thermosbombe einen Fuss verloren hatte. Wir freuten uns unendlich, einander zu sehen.

Meine Entscheidung stand nun endgültig fest: Ich musste zurück zu meinem Bataillon. Als ich erfuhr, dass die *Mauretania* nach Suez auslief, ging ich mit einer Gruppe anderer Jungs an Bord. Ich hatte vor, mich zu melden, sobald wir auf See waren.

Joyce' Familie sagte ich, dass ich eine Zeitlang fort sein würde. Ich machte kein grosses Getue darum. Um ehrlich zu sein, war ich nicht offen zu Joyce: Ich verschwieg ihr, dass ich wieder aufs Blaue ging und ich vielleicht nicht zurückkehrte. Im Krieg lässt man nicht zu, dass ein anderer Mensch einem wirklich nahe kommt, und bei Joyce hatte ich vielleicht eine Grenze überschritten. Und nun stand ich davor, eine Welt gegen eine andere einzutauschen; deshalb tat ich einfach so, als legte ich einen Schalter um. Anders ging es nicht. Ich schrieb ihr später aus Ägypten und versuchte es ihr zu erklären, aber getan war getan.

Fünf Jahre nach dem Krieg besuchte Joyce England und schrieb mir vorher, weil sie erfahren wollte, wie es mir ging. Ich war zu der Zeit bereits verheiratet. Ich habe Joyce nie wiedergesehen.

Man hatte mir eine Fahrkarte in die Sicherheit Südafrikas geschenkt, und ich hatte sie zerrissen. Ich kehrte in den Krieg zurück. Ich hatte das Gefühl, nicht anders handeln zu können, aber ich gab Joyce auf und alles, was vielleicht aus uns geworden wäre, hätte ich mich anders entschieden. Wie blöd man doch sein kann.

Das Schiff war voller Südafrikaner in Heldenlaune, und es wurde viel gesungen an Bord, meist in Afrikaans. Ich habe die Sprache nie gelernt, aber die Melodien, die nachts über die verdunkelten Decks zu mir drangen, blieben mir im Gedächtnis.

Es fiel mir schwer, die gute Stimmung der Südafrikaner zu teilen. Ich wusste, was ihnen bevorstand, aber ich wollte kein Spielverderber

sein. Sie würden schwere Zeiten durchmachen, und ich würde einiges davon mitbekommen. Leicht würde es für keinen von uns.

Als wir ausser Reichweite der Küste waren, meldete ich mich bei einem britischen Offizier an Bord. Seine Antwort war vorhersehbar und unverblümt: «Was für ein Schwachsinn.» Mehr sagte er nicht. Er konnte es kaum glauben, das war nicht zu verkennen. Man fand rasch eine Koje für mich, aber in der Hitze schliefen wir ohnehin meistens an Deck.

Als ich wieder aufs Blaue kam, gab es weiteren Ärger. Durch meine Rückkehr hatte ich gegen einen Befehl verstossen, doch ohne Erlaubnis *anwesend* zu sein, war ein zu ungewöhnlicher Vorwurf, als dass man mich deshalb zu irgendetwas vergattern konnte. Ich bekam die übliche «Zigarre», aber das wars auch schon, denn es wurden dringend Männer gebraucht. Die Deutschen hämmerten an die Tür. Unsere vergangenen Siege waren tot und begraben. Sie gehörten zu einem anderen Krieg. Alles sprach nur vom General der Panzertruppen Erwin Rommel, dem Wüstenfuchs. Die Deutschen waren bis zur ägyptischen Grenze vorgestossen und belagerten Tobruk.

6. Kapitel

In Marsa Matruh holten wir die Bren-Carrier ab und fuhren los, um uns dem Bataillon anzuschliessen. Ich war mit ein paar alten Kameraden zusammen, und als Les Jackson aufkreuzte, waren wir komplett. Wir freuten uns, einander wiederzusehen, aber wir redeten nicht viel. Ich bin froh, dass er mich nie gefragt hat, wo ich gewesen war. Während ich tagsüber von einer schönen jungen Seglerin das Lavieren lernte und abends von vorn bis hinten bedient wurde, hatten Les und die Jungs in

ihren sandigen Schützenlöchern Büchsenfleisch oder fettigen Maconochie-Eintopf heruntergewürgt. Diese Löcher im Sand gehörten nun General Auchinleck. Zu meinem Entsetzen war General Wavell nach mehreren militärischen Fehlschlägen als Oberbefehlshaber Nahost abgelöst worden.

Les war in Ordnung. Er liess nicht gern die Peitsche knallen, aber er bekam die Dinge stets auf die Reihe, und wenn er den Carrier kommandierte, sass ich am Steuer. Da gab es keine Diskussion. Er hatte Vertrauen zu mir und beauftragte mich damit, unseren neuen MG-Schützen einzuweisen. Wir beluden den Carrier mit Munition, machten uns bereit zum Abmarsch und hielten unbeirrt auf unseren letzten gemeinsamen Einsatz zu.

Die Offensive mit dem Ziel, Tobruk zu entsetzen, wurde als Operation «Crusader» bekannt. Wie immer liessen die hohen Tiere uns im Dunkeln, aber mittlerweile konnten wir recht gut Vorhersagen, was passieren würde. Das Ziel war, die Hafenstadt zu retten, Rommel hinauszudrängen und verlorenes Gebiet zurückzuerobern. Der Hauptvorstoss würde auf dem Trigh Capuzzo erfolgen, einer langen Wüstenstrasse, die

an Sidi Rezegh südlich von Tobruk vorbeiführte. Der Feind sollte gezwungen werden, eine grosse Panzerschlacht auf von uns ausgewähltem Gelände zu führen. Die belagerte Garnison von Tobruk sollte ausbrechen und uns unterstützen.

Als ich den Namen Sidi Rezegh zum ersten Mal hörte, hatte er keine Bedeutung für mich.

Ich gehörte noch immer der B-Kompanie an, die von Captain Tony Franklin geführt wurde. Die Kompanie wiederum gehörte zur Hugo-Kolonne, benannt nach dem Major, der uns befehligte, Viscount Hugo Garmoyle. Unsere Aufgabe bestand darin, den Feind westlich des Hauptstosskeils anzugreifen.

Dieser Teil der Wüste war mit tiefen Senken übersät. Sie waren so zahlreich, dass die Karten zehn verschiedene Namen für die einzelnen Varianten verzeichnen. Eine Mulde konnte als *Agheiret* bezeichnet werden oder als *Agheret*, vorausgesetzt, sie war kein *Ghot*, *Giof*, *Gof* oder *Got*. Alternativ nannte man sie *Hatiet*, *Rugbet* oder sogar *Sghifet*, sie durfte allerdings nicht mit einem *Deir* verwechselt werden – eine Mulde, in der man lagern konnte. Grosse Mulden eigneten sich gut als Versteck. An den kleinen kam es leicht zu Kettenbrüchen.

Wir sammelten uns nahe der libyschen Grenze, vierundsechzig Kilometer vom Meer entfernt, in einer abweisenden, mittlerweile jedoch vertrauten Landschaft aus Sand und Geröll, in der es zahllose kleine Salzpflanzen gab, die einst Seen gewesen waren. Am Tag darauf, um 6 Uhr morgens am 18. November, durchschnitten wir den Drahtzaun der Grenzabspernung und brachen auf. Als die Sonne aufging, schien sie hell, aber nicht heiss. Luftspiegelungen gab es keine, und überall sahen wir Panzer und andere Fahrzeuge, die durch die Wüste gen Tobruk rollten.

Viele waren vor uns hier gewesen. Die ausgetrocknete Landschaft war übersät mit muslimischen Gräbern in allen Grössen, die zumeist durch aufeinandergestapelte Steinbrocken gekennzeichnet waren. Es gab Zisternen aus der Römerzeit, und in den zutage tretenden Felsen gab es uralte Wohnhöhlen. Viele waren hier durchgekommen, aber nur wenige waren geblieben. Der Grund dafür war augenscheinlich.

Selbst unter besten Bedingungen waren die Carrier so durstig wie ein australischer Rifleman im Sweet Melody, aber wir kämpften uns voran und durchquerten die Sandflecken, wobei wir mit dem Sprit umgingen, als hätten wir ihn im Überfluss. Wie immer achtete ich sehr darauf, dass die Ketten nicht absprangen, dass der Motor lief und der Sand mir nicht in die Augen kam.

Der Bataillonsstab folgte uns mit drei Stunden Abstand. Die Leute redeten später von einer «Atmosphäre unterdrückter Erregung», die die Kolonne beherrscht habe. Ich kann mich aber nicht erinnern, allzu sehr auf den Kampf aus gewesen zu sein. Les und ich waren eine Einheit, und wir taten bloss unsere Pflicht. Der Bataillonsstab fand sogar Zeit zum Waschen, Rasieren und Frühstückchen.

Die RAF leistete gute Arbeit. Den ganzen Tag sahen wir keine Spur feindlicher Flugzeuge am Himmel, aber wir kamen an zwei abgestürzten und ausgebrannten Stukas vorbei, ein Anblick, der uns ein wenig tröstete. Unser erster echter Feindkontakt erfolgte am späten Nachmittag, als wir in ein kurzes Gefecht gegen fünf italienische Panzer gerieten. Beim Bataillon war man guter Dinge und freute sich schon auf «ein Bier in Tripolis». Wie sich herausstellen sollte, konnten die Burschen froh sein, später ein Bier in Kairo trinken zu können. Ich kann mich

nicht erinnern, dass bei uns jemand ähnliche Gedanken hegte, als wir das Lager aufschlugen. Wir verbrachten die Nacht in einer Kette flacher Hügel, die von tiefen Mulden umgeben waren, und schliefen auf kiesiger Erde in einer Landschaft voller Gräber.

Wir standen früh auf, damit niemand uns im Schlaf überraschte. Der Morgen war klar und kalt und begann mit einem Gefecht, an das wir gewöhnt waren, einem weiteren Schusswechsel mit italienischen Panzern. Wir jagten sie nach Norden in Richtung der Quelle bei Bir el Gubi, und die neuen Crusader-Kampfwagen der 22. Panzerbrigade unterstützten uns. Bir el Gubi war von feindlichen Lkw umgeben, ein verlockendes Ziel, doch was als Nächstes geschah, war nicht minder aufregend und entsetzlich, und wir hatten Plätze auf der Haupttribüne.

Die feindlichen Lastwagen waren nicht das, was sie zu sein schienen: Sie dienten zur Tarnung gut eingegrabener Panzerabwehrkanonen. Bald sah man nur noch Rauch- und Staubwolken. Unsere Panzer führen mitten durch die feindlichen Stellungen und überrollten die Italiener in ihren Schützengräben, aber den Panzerabwehrkanonen waren sie nicht gewachsen, und es gab schreckliche Verluste.

Über Funk erhielten wir Befehl, vorzustossen und Gefangene zu machen. Es hiess, Bir el Gubi sei erobert, doch als der Rauch sich hob, war zu sehen, dass es dort noch sehr lebhaft zuging und sowohl Artillerie als auch Paks feuerten. Zu unser aller Glück wies Captain Franklyn den Befehl zum Vormarsch zurück. Am späten Nachmittag hatte die 22. Panzerbrigade sechzig italienische Panzer abgeschossen, dabei aber fünfundzwanzig neue Crusader verloren. Das liess nichts Gutes hoffen für den Tag, an dem sie zum ersten Mal auf deutsche Panzer trafen.

Bei Einbruch der Dunkelheit rückten wir vor, um zu erkunden, ob

von unseren abgeschossenen Crusadern noch welche zu retten waren. Einige qualmten noch, und überall auf dem Schlachtfeld lagen Tote und Verwundete beider Seiten. Mindestens zwei unserer Panzer hatten nur die Ketten verloren. Von Bir el Gubi her drangen Motorengeräusche und Rufe zu uns. Als wir hörten, dass Italiener näherkamen, legten wir uns auf die Lauer und konnten einen Gefangenen machen.

Am nächsten Tag, dem 20. November, begruben wir meinen Freund Bill Manley. Der gute alte Bill. Er musste durch einen sauberen Schuss gestorben sein, denn er war tot, als ich ihn erreichte, und ich kann mich nicht erinnern, dass sein Körper weitere Wunden aufwies. Im ersten Morgenlicht betteteten wir ihn zur Ruhe. Es gab keine Zeremonie, kein Gebet, nichts. Ich ging auf die Knie, schaufelte so viel feinen Sand weg, wie ich konnte, und versuchte zu verhindern, dass er in die flache Grube nachrutschte. Wir brachen Bills Erkennungsmarke ab, die um seinen Hals hing, und legten ihn in das flache Grab in der Wüste. Ich versuchte, ihm nicht ins Gesicht zu schauen, während ich ihn mit Sand bedeckte. Bill war einer von den Jungs gewesen, die gern über die Heimat sprachen, über die Familie und über Dinge, die wirklich zählten. Das taten wir anderen im Allgemeinen nicht. Keiner von uns wollte enge Bindungen eingehen, und in Augenblicken wie diesem, wo man im Sand kniete und ihn auf die Leiche eines Menschen schaufelte, wusste man, weshalb man nicht darüber sprach. Wir häuften sämtliche Steine, die wir finden konnten, auf das Grab, damit streunende Hunde nicht an die Leiche heran konnten. Dann standen wir auf, ohne ein Gebet gesprochen zu haben. Ich entfernte den Schlagbolzen aus Bills Gewehr, pflanzte das Schwert auf und rammte es mit dem Lauf nach unten in den Sand zu seinen Füßen. Dann drehte ich mich um und liess ihn allein in der Wüste zurück.

Lange nachdem alles vorüber war, wurden die Schlachtfelder aufgeräumt. Die Leichen brachte man auf die Militärfriedhöfe, aber viele

viele wurden nicht gefunden, und man listete sie auf dem Denkmal von El Alamein auf. Bills Name steht auch dort, also liegt er noch immer, wo ich ihn zurückliess, im feinen Sand irgendwo südlich von Sidi Rezegh.

Wieder wurden wir vorgeschickt, um zu erkunden, ob Bir el Gubi noch immer besetzt war. Wir fanden es in dem Moment heraus, als schwere Artillerie und Pak das Feuer eröffneten. Die Südafrikanische Brigade traf kurz darauf ein. Wir warnten die Jungs, aber ihre Vorhutkompanie marschierte geradewegs in die Gefahrenzone. Die armen Hunde wurden übel zusammengeschossen. Einige davon gehörten sehr wahrscheinlich zu den Burschen, deren Lieder auf der *Mauretania* unsere Stimmung aufgehellt hatten, als wir an der afrikanischen Küste entlanggeschippert waren.

Zum Glück gelangte einer unserer Offiziere zum Hauptkontingent der Lkw mit den Südafrikanern, ehe sie in Reichweite der Italiener waren, und sie gruben sich ein. Siebenundzwanzig Ju-87-Sturzkampfbomber erschienen mitsamt Jagdschutz über uns. Normalerweise waren die Stuka-Piloten ausgezeichnete Flieger, aber dieser Verband warf seine Bomben auf einen leeren Flecken Wüste. Nur einer Maschine gelang der übliche steile Sturzflug, aber der Pilot vermasselte es, indem er nicht rechtzeitig hochzog und seiner Bombe ins Ziel folgte. Der Anblick erregte Spott, und es wurde behauptet, die Piloten seien Italiener, aber ich bezweifle, dass die Deutschen ihre Sturzkampfbomber italienischen Piloten überliessen. Vielleicht hatten Anfänger hinter dem Steuerknüppel gesessen.

Wir näherten uns unseren Zielen. Vierundzwanzig Kilometer nördlich lag der Hügelkamm, von dem man den Trigh Capuzzo überblickte. Auf diesem *Dschebel* stand die Grabmoschee von Sidi Rezegh, ein weisses Gebäude mit einer Kuppel. Dort befand sich ein grosser Feldflugplatz. Die 7. Panzerbrigade hatte ihn bereits angegriffen und Mes-

serschmitts und Stukas zerstört, indem sie die Rümpfe mit den Panzern überrollte. Die Brigade zahlte dafür mit hohen Verlusten. Meine Freunde in der A-Kompanie unter Major Sinclair hatten zwei Carrier durch Panzerabwehrkanonen verloren. Später entdeckte ich, dass der Angriff als «eine der herausragendsten Leistungen des Wüstenkrieges» bezeichnet wurde.

Die Eroberung des Hügelkamms erlaubte unseren Kräften, die sogenannte Achsen-Strasse nach Tobruk zu beobachten, aber der Angriff machte nur langsame Fortschritte. Sie reichten nicht aus, um der Garnison in der belagerten Hafenstadt eine Gelegenheit zum Ausbruch zu verschaffen, damit sie sich mit uns vereinen konnte.

Ich habe die militärgeschichtlichen Bücher gelesen, deshalb weiss ich, was schiefging.

Die Deutschen teilten unseren Appetit auf eine Panzerschlacht nach unseren Bedingungen nicht. Sie suchten sich die richtigen Augenblicke zum Zuschlagen aus und setzten ihre überlegenen Waffen ein, um uns in Einzelgefechten auszuschalten, die uns sehr teuer zu stehen kamen. Am Morgen des 21. November lenkte ich den Carrier aus einem *Nullah* hinaus. Als ich über den Rand fuhr, entdeckte ich in neunhundert Metern Entfernung einen deutschen Panzer. Die Kanone schwenkte herum, und er feuerte blitzschnell auf uns. Mir blieb gerade genug Zeit für eine rasche Wende, und der Carrier tauchte wieder in die Senke ab.

Am frühen Nachmittag traf Major Sinclairs A-Kompanie auf die Deutschen. Fünfundsiebzig deutsche Panzer stürzten sich auf unsere Kameraden. Es war ein Chaos aus Sand und Staub, Granatenexplosionen und brennenden Fahrzeugen. Unsere Leute waren hoffnungslos in

der Unterzahl, und ihre Panzerabwehrkanonen wurden gleich zu Anfang ausgeschaltet. Die Überlebenden gingen in den *Wadis* in Deckung und sassen, als es dunkel wurde, zwischen Panzern im Süden und Infanterie im Norden in der Klemme. Schon bald hatten die Deutschen Sinclair und seine Leute einkassiert.

Les und ich waren fast die ganze Nacht im Carrier hin und her gejagt, zusammen mit dem Rest von Garmoyles Kolonne. Am Morgen suchten wir im Tal südlich des Flugplatzes Schutz, als wir beunruhigende Nachrichten vom Bataillonsgefechtsstand erhielten, der unter Beschuss lag. Der Gefechtsstand bestand nur aus drei kleinen Lkw mit Funkantennen, die auf dem nackten Boden völlig exponiert waren; der Bataillonsstab hatte sich hinter den Fahrzeugen verschanzt. Über Funk hörten wir ihre verzweifelten Hilferufe.

Fünf Crusader-Panzer wurden zu ihrer Rettung losgeschickt, doch die Deutschen schossen sie mühelos in Brand. Zwei der Laster standen bereits im Flammen, und das Bataillon funkte, dass es in Gräben in Deckung gehe. Unter den wenigen Geschützen, die übrig waren, war eine Bofors-Fliegerabwehrkanone, doch ihre Granaten waren ungeeignet und prallten von den deutschen Panzern ab. Die Bedienung einer Pak, die auf einem Lkw montiert war, wurde ausgeschaltet. Einer unserer Offiziere, Lieutenant Ward Gunn, rannte unter schwerem Beschuss hundertfünfzig Meter weit, um das Geschütz zu übernehmen. Er schoss zwei feindliche Panzer ab, ehe er getötet wurde. Dafür wurde er posthum mit dem Viktoriakreuz ausgezeichnet. Mehrere Stabsangehörige brachten sich robbend in Sicherheit, bevor die deutsche Infanterie sie erreichen konnte.

Als Major Sinclair und seine Männer abgeführt wurden, schlug eine Artilleriesalve mitten in der Gruppe Gefangener ein, und im Staub und Durcheinander ergriff der Major die Flucht. Sinclair fand ein *Sangar* und verbarg sich unter einer Zeltplane, während deutsche Soldaten in

zehn Metern Entfernung einen Lkw plünderten. Der Major verbrachte eine kalte Nacht unter freiem Himmel, ehe er zu uns stiess. Am Ende fehlten zwei Offiziere und vierzig Mann von der A-Kompanie. Nur zwanzig kamen unbeschadet davon. Die A-Kompanie gab es nicht mehr.

Operation «Crusader» war in Auflösung begriffen. Uns gingen Panzer und Munition aus. Der Feind hatte den Flugplatz von Sidi Rezegh zurückerobert, und das sollte für meine engsten Kameraden vernichtende Folgen haben. Wir hatten aus der Entfernung beobachtet, wie die Granaten auf dem Flugfeld einschlugen, wo die A-Kompanie in der Klemme gesessen hatte, doch plötzlich befanden wir uns selbst im Zentrum des Kampfes.

Die 4. Panzerbrigade zog sich durch unsere Stellungen zurück, und auch die Carrier am Flugplatz wurden langsam zurückgedrängt.

In diesem Augenblick erschien auf dem Hügelkamm südlich vom Flugplatz, keinen Kilometer entfernt, eine Gruppe feindlicher Panzer. Sie passierten einen unserer Züge in nur dreissig Metern Abstand, aber selbst auf diese Entfernung konnte ihnen keine unserer Waffen etwas anhaben, weder die Bren-MGs noch die unbrauchbare Boys-Panzerbüchse. Bei dem Gefecht zwischen unseren 25-Pfünder-Feldkanonen und den deutschen schweren Panzern waren wir hoffnungslos unterlegen, doch Garmoyle liess nicht locker, ging von einem Geschütz zum nächsten, ermutigte die Bedienungen und erteilte Befehle. Ich habe es selbst nicht gesehen, doch es gibt eine Geschichte, dass eine Granate direkt neben ihm einschlug, während er gelassen von einem Geschütz zum anderen schlenderte. Ein Gefreiter sagte zu seinem Kameraden: «He, guck mal, da ist eine Granate direkt auf den Major gefallen.»

«Und was hat er gemacht?», fragte der andere.

«Einen längeren Schritt.»

Die Geschützbedienungen und Garmoyles Beispiel hielten den deutschen Vorstoss bis zum Einbruch der Nacht auf, aber viele unserer Fahrzeuge fielen in Feindeshand, ehe sie sich weit genug entfernen konnten.

Diese letzte Nacht in Freiheit war ziemlich ruhig, wenn man bedenkt, welches Chaos ringsum herrschte. Wir zogen uns ein gutes Stück vom Hügelkamm zurück. Andere Einheiten lagerten mittlerweile bei uns. Während der ganzen Nacht trafen immer wieder kleine Panzergruppen der 22. Panzerbrigade ein. Ich tauschte meine leichten Stiefel für die Wüste gegen schwerere aus Leder und zog mir meine Lederweste über. Ich rechnete damit, dass bald etwas Übles geschah.

Im ersten Morgenlicht des 22. November standen wir wieder im Gefecht. Fünfzig unserer verbliebenen Kampfwagen hielten einen feindlichen Panzerangriff auf. Dann schien es neue Hoffnung zu geben, als die leichten Panzer der 4. Panzerbrigade herbeieilten, nachdem sie sich nach Nordwesten durchgekämpft hatten. Brigadier Jock Campbell führte sie in die Schlacht. Er fuhr ihnen auf einem kleinen Laster voran, und sein blauer Schal flatterte wie eine Flagge. Sie stürzten sich auf den Feind, aber ihr Angriff war eher tapfer als wirksam. Die leichten Panzer trafen in kleinen Gruppen ein und wurden in kleinen Gruppen abgeschossen.

Wir befanden uns in einer gefährlichen Position am Rande des Flugfeldes von Sidi Rezegh. Über Funk wurden viele verworrene Diskussionen geführt, was daher kam, dass wir andere Namen für die Orte erhalten hatten als die *nth Hussars*. Es lief gar nicht gut. Wir erhielten Befehl, einem Kurs von 22⁰ zu folgen, weil es die geeignetste Angriffslinie über eine Ebene ohne jede Erhebung sei. Man riet uns, vor feindlichen Panzern auf der Hut zu sein, die umherstrichen und auf Beute lauerten.

Mit zwei blauen Flaggen, auf Armeslänge ausgestreckt, befahl der Zugführer uns, nebeneinander vorzurücken. Ich zog meine Lederweste

zurecht, während ringsum die Motoren der Carrier grollend zum Leben erwachten. Es war heiss, und ich schwitzte. Ich hatte ein weisses Taschentuch an das Lenkrad gebunden, um mir die Stirn daran abzuwischen. Ich legte den Gang ein, und der Carrier machte einen Satz nach vorn und wiegte sich auf den Gleisketten, als wir Geschwindigkeit aufnahmen. Bald waren wir den vier anderen ein kleines Stück voraus. Ich hatte keine Ahnung, in was man uns hineinschickte.

Plötzlich senkte sich der Boden vor uns ab, und ich musste nach Osten schwenken, um dem Rand eines Steilabbruchs zu folgen. Wie aus dem Nichts eröffneten Maschinengewehre das Feuer, und die Panzerung klingelte wie ein Amboss unter Hammerschlägen. Jetzt sassen wir in der Tinte.

Les sagte kein Wort. «Schiess, um Himmels willen!», brüllte ich den MG-Schützen hinter mir an. Er gehorchte, ich hörte die ohrenbetäubenden Feuerstösse des Brens, das über mich hinweg schoss. Ich spürte die Hitze der Rohrmündung, und Patronenhülsen regneten mir in den Nacken und fielen in den Fussraum des Carrier.

Dann wurde es hinter mir still. Ich hörte das Metall klappern, als der MG-Schütze das Magazin wechselte. Währenddessen prasselten die Kugeln weiter auf uns ein und liessen den Carrier vibrieren, als wäre ein pneumatischer Bohrer an den Panzerplatten angesetzt worden.

Les, der neben mir sass, konzentrierte sich darauf, mit der Boys-Panzerbüchse zu feuern. Ich hatte meinen Sitz in die Gefechtsposition gesenkt und blickte nicht mehr über den Rand der Panzerung hinweg, sondern durch die Glasscheibe des Sehschlitzes. Ich neigte mich dabei nach rechts, von Les weg, und blickte schräg durch den Schlitz für den Fall, dass eine Kugel ihn durchschlug.

Bei jedem Schuss drückte der Rückstoss den MG-Schützen nach hinten, und das Rattern des Bren ging im Lärm der auftreffenden Ge-

schosse des Maschinengewehrs fast unter. Wieder gab es eine Pause. Wieder hörte ich, wie der Schütze eilig das Magazin wechselte. Die Panzerplatten sangen und dröhnten unter dem auftreffenden Feuer. Ich hatte Mühe, den Carrier zu steuern, während die Patronenhülsen auf mich hinunterregneten. Dann, schlagartig, herrschte hinter mir Stille. Der Lärm der auftreffenden Geschosse hielt an, nur das Bren war verstummt. Meine Ohren klingelten, aber das Verstummen unseres MGs war schrecklich. Ich wusste sofort, dass der Schütze getroffen war. Dann erhielten wir von beiden Seiten Beschuss.

Wir führen in einem schmalen Trichter, deutsche MGs zu beiden Seiten. Links von uns waren sie hinter dem Rand des Steilabbruchs verborgen, rechts auf gleicher Höhe mit uns. Les, der unablässig gefeuert und nachgeladen hatte, wollte auf eine Geschützstellung schießen.

«Halt!», rief er.

«Bist du verrückt? Dann sind wir ein stehendes Ziel!»

Die Deutschen feuerten bereits auf die Ketten und die Laufräder. Wenn sie den Mechanismus beschädigten, hatten wir keine Chance mehr.

In einem Blizzard aus Kreuzfeuer führen wir auf eine der Maschinengewehrstellungen zu. Les hatte Schwierigkeiten mit der Panzerbüchse, und ohne MG-Schütze waren die einzigen brauchbaren Waffen, die wir noch besaßen, die Handgranaten neben dem Sitz und der Carrier selbst, der einigen Schaden anrichten konnte.

«Ich kriege diese Mistkerle», brüllte ich Les zu, eher trotzig als züversichtlich, während wir in das MG-Nest pflügten. Der Carrier schlitterte auf seinen Ketten, als wir in die Stellung führen, und wir hörten, wie Metall unter den Gliedern zerquetscht und verbogen wurde. Ich war mir sicher, dass die MG-Schützen auf der Stelle tot waren, aber wir waren umzingelt.

Ich schnappte mir eine Handgranate, zog mit den Zähnen den Stift

und warf sie, indem ich den Arm über die Panzerung hob. Ob die Explosion irgendetwas ausrichtete, liess sich unmöglich sagen. Ich konnte nichts sehen. Stahlsplitter sirrten durch die Luft. Ich warf eine zweite Handgranate, dann noch eine und hoffte bei jeder Detonation inständig, dass Stille folgte. Vergebens.

Als die Kugel mich traf, fühlte ich es anfangs kaum. Es war eher so, als hätte ich einen heftigen Schlag gegen den Oberkörper erhalten, während ich mich gereckt hatte, um die letzte Handgranate zu werfen. Ich war angeschossen.

Die deutsche Stielhandgranate, die in den Carrier hüpfte, nahm ich kaum wahr.

Ich war nach hinten geschleudert worden und lag betäubt im Fussraum vor dem Fahrersitz. Dann gab es einen unglaublich lauten Knall. Es fühlte sich an, als würden mir dicke Stahlbolzen in die Ohren gehämmert. Alles schien ganz langsam abzulaufen, und ich hatte das Gefühl, als würde mein Kopf sich unter der Wucht der Druckwelle ausdehnen und wieder zusammenziehen.

Wäre die Granate in meine Hälfte des Carrier gefallen, wäre es mein Tod gewesen, aber das Getriebegehäuse zwischen mir und Les hatte die heissen Granatsplitter nach oben abgelenkt und mich gerettet. Von der Druckwelle muss ich bewusstlos geworden sein, und der Carrier war von der Kante des Steilhangs zehn Meter tief abgestürzt.

Als ich wieder zu mir kam, war das Innere des Carrier rot, und ich war von warmem, klebrigem Blut bedeckt. Was vom armen alten Les übrig war, lag auf mir verteilt – sein Blut und Gott weiss was sonst noch.

Und es war immer noch nicht vorbei. Ein deutscher Soldat tauchte vor mir auf, eine schwarze Silhouette vor der grellen Sonne. Wenn er vorhatte, mich zu erschiessen, dann war's das gewesen. Doch er zertrümmerte mich aus dem Carrier. Er war wütend, und ich erwartete keine Sonder-

behandlung, nicht hier, nicht nach allem, was ich getan hatte. Ich hatte soeben seine Kameraden zermalmt. Doch was auch geschehen würde, mir war es in diesem Augenblick egal. Und neben mir sah ich den guten alten Les. Ein menschlicher Umriss war noch erkennbar, aber das war auch alles. Die Stielhandgranate war genau in seinem Schoss explodiert.

Der deutsche Soldat schoss nicht. Ich sah, wie seine Lippen sich bewegten. Er durchsuchte den Carrier nach Munition. Durch das hohe Pfeifen in meinen Ohren hörte ich aus der Ferne immer noch Schüsse. Die anderen Carrier waren in Schwierigkeiten. Dann entdeckte ich den MG-Schützen. Er lag zusammengekrümmt am Boden und bewegte sich nicht, und sein Arm war übel zugerichtet. Ein anderer junger Deutscher kam herbei. Er schaute sich die glänzenden Dellen in den Seiten des Carrier an, wo Hunderte Kugeln uns getroffen hatten, fuhr mit den Fingerspitzen darüber und lächelte, als wäre er zufrieden mit seiner Zielgenauigkeit.

Als ich an meiner Lederweste hinunterblickte, an der überall Les' Überreste klebten, wurde mir klar, weshalb ich verschont geblieben war, als die Deutschen den Carrier gestürmt hatten: Es hatte so ausgesehen, als wäre ich ebenfalls in Fetzen gerissen worden. Sie hatten mich für tot gehalten.

Meine erste Reaktion auf Les' Anblick, den die Granate ins Himmelreich gebombt hatte, war: «Gott sei Dank, dass mir das nicht passiert ist.» Später, viel später sagte man mir, dass diese Reaktion normal gewesen sei, weil jeder überleben will, aber stimmt das wirklich? Ich weiss es nicht. Bis heute nicht. Wie ich bereits sagte: Den ganzen Krieg hindurch versucht man, alles Mögliche vor sich selbst zu rechtfertigen.

Les war der Bursche mit den funkelnden Augen gewesen. Seit Liverpool hatte ich ihn gekannt. Ich hatte mit seiner Schwester Marjorie getanzt; ich hatte mit seiner Familie am Küchentisch gegessen, über ih-

re Witze gelacht und mit ihnen gegessen. Mir erschien es damals einfach nicht richtig, so reagiert zu haben, und es liegt mir heute noch genauso sehr auf der Seele wie vor siebzig Jahren. Aber man tut, was man tun muss, um durchzukommen. Der Geist ist ein mächtiges Ding. Mit seiner Hilfe überwindet man Mauern.

Sidi Rezegh wurde später als «vergessene Schlacht» bezeichnet, und eine Fussnote bei einer vergessenen Schlacht zu sein, das ist schon was.

7. Kapitel

Der MG-Schütze war schrecklich zugerichtet. Sein Arm war von den Kugeln beinahe abgetrennt worden, und er verlor viel Blut. Ich rechnete nicht damit, dass er überlebte. Ein deutscher Soldat legte ihm eine Aderpresse an und machte Drehbewegungen mit den Händen, und ich schnappte auf: «Alle fünfzehn Minuten.» Er wollte, dass ich die Presse regelmässig öffnete, aber ich bekam nie die Gelegenheit dazu. Ich wurde auf eine Trage gehoben und weggeschafft. Der zusammengesessene Carrier und Les blieben hinter uns zurück.

Ich habe nie erfahren, was mit seinem Leichnam geschehen ist. Seine Überreste waren noch dort, zusammengesunken auf seinem Sitz, als sie mich fortbrachten. Les'Name steht nun auf dem Denkmal von El Alamein. Ich hoffe, jemand hat ihn anständig begraben.

Eine vergessene Schlacht? Es war ein blutiges Desaster. Von unseren Carriern gingen allein bei jenem Angriff vier verloren. Ich hatte oberflächliche Wunden an Bein und Kopf und eine ernstere Verwundung am Oberarm. Es sollte noch einige Zeit vergehen, ehe ich erfuhr, dass Eddie Richardson, Regimental Eddie, das Gefecht überlebt hatte. Sein Carrier hatte in voller Fahrt über den Rand des Steilhangs gesetzt und war glücklich auf einem Riesenhaufen Benzinkanister gelandet. Er überlebte sowohl den Hinterhalt als auch den Flug und kam wie ich in Gefangenschaft. Ich glaube, ich habe ihn Monate später in einem Durchgangslager aus der Ferne gesehen, aber ich kam nicht zu ihm durch.

Bill Chipperfield, mit dem ich auf der *Otranto* in einer Kabine gele-

gen hatte und der mit mir nach Südafrika gekommen war, lebte ebenfalls nicht mehr. Er war tot wie zwanzig andere Kameraden aus 2RB, die in den ersten beiden Tagen des Kampfes um Sidi Rezegh fielen. Viele von anderen Einheiten wurden getötet. Ich habe ihre Leichen überall auf dem Schlachtfeld liegen sehen. Second Lieutenant Jimmy McGrigor fiel, als eine Granate in den Gefechtsstand der Hugo-Kolonnie einschlug. Er war in Ordnung gewesen, dieser Jimmy. Er hatte mit uns gesprochen wie mit Menschen, nicht wie mit Tagedieben.

Die Belagerung von Tobruk wurde aufgehoben, aber Rommel liess sich davon nicht aufhalten. Er griff wieder an und stiess tief nach Ägypten hinein vor, bis er im darauf folgenden Sommer bei El Alamein gestoppt wurde, einen oder zwei Tagesmärsche vor Alexandria. Dort drehte die britische 8. Armee den Spiess ein letztes Mal um, vertrieb Rommel endgültig aus Ägypten, drängte durch Libyen vor und marschierte in Tunesien ein. Charles Calistan spielte bei El Alamein eine heroische Rolle und zerstörte beinahe eigenhändig zahlreiche deutsche Panzer, aber da war ich schon längst in einer völlig anderen Welt.

Die deutschen Krankenträger brachten mich zu einem Hauptverbandsplatz, legten mich auf einen Stahltisch und zogen mir die blutige Weste aus. Ein Stabsarzt kam, ein Militärarzt im Majorsrang. Ich spürte seine Hände am ganzen Körper, als er mich auf weitere Verwundungen abtastete. Ich lag auf dem Rücken und starrte auf das Segeltuchdach des Rundzeltes. Der Arzt wurde unterbrochen, als Sanitäter einen italienischen Offizier hereinbrachten, dem der Fuss abgerissen worden war. Zu meinem Erstaunen jagte der Stabsarzt sie mit scharfen Worten aus dem Zelt, damit er sich auf mich konzentrieren konnte.

Was für ein eigenartiges Gefühl, ein hilfloser Kriegsgefangener zu sein, der auf einen Stabsarzt des feindlichen Heeres angewiesen ist! Er entfernte den Schmutz und die Granatsplitter aus meinen Wunden und verband mich. Zum Glück hatte die Kugel den Knochen verfehlt. Ich war zutiefst erleichtert.

Angst hatte ich keine. Ich weiss noch, wie ich mich fragte, wie ich hatte zulassen können, dass die Deutschen mich einkassierten und dass ich jetzt nie Offizier werden würde. Ich wurde in ein grösseres Zelt gebracht, in dem sich in einer Ecke Nachschubkisten stapelten. Es war seltsam, unter einem Dach zu liegen. Man sah nicht viele Zelte in der Wüste; wir hatten immer unter freiem Himmel geschlafen.

«Möchten Sie etwas zu essen?» Die Frage überraschte mich. Ein junger Bursche mit sonnengebleichtem Haar hatte mich auf Englisch angesprochen. In den Reihen des Afrikakorps waren viele gebildete Männer, und etliche sprachen fliessend Englisch. Ich hatte seit Tagen nicht mehr anständig gegessen; deshalb fiel mir die Antwort nicht schwer. Er brachte mir Brot und Marmelade. Ich war erstaunt. Ich hatte seit Südafrika kein Brot mehr gesehen.

Erst jetzt wurde mir klar, dass ich überleben würde. Ich wurde auf ruhige, unaufgeregte Weise gut versorgt. Ich ging davon aus, dass gute Behandlung Kriegsgefangener an der Tagesordnung war. Erst später, als ich einer anderen Sorte deutscher Truppen begegnete, wurde mir klar, dass das Afrikakorps eine Klasse für sich darstellte.

Man sagte mir, dass der Krieg für mich zu Ende sei, aber ich wusste, das stimmte nicht. Ich war noch immer im Dienst und würde im Dienst bleiben, bis der Krieg endete. Das schwor ich mir damals, und das sollte sich noch zu meinem Nachteil auswirken. Dennoch, die Deutschen hatten mich zusammengeflickt und mir vermutlich das Leben gerettet, und so folgte zunächst ein eigentümlich ruhiges Zwischenspiel. Bei Nacht

stand kein Posten im Zelt; das Sanitätspersonal hatte keine Angst vor mir, denn die Leute wussten, dass ich zu einer Flucht nicht imstande war. Ich weiss nicht mehr, wie lange es dauerte, bis ich verlegt wurde, aber am Ende lud man mich – noch immer im Liegen – ins Heck eines kleinen Fahrzeugs. Mit mir lag dort ein anderer verwundeter Soldat, aber er sprach kaum ein Wort.

Die Fahrt war lang und schmerzhaft. Die Strassen waren schlecht, und ich hatte Mühe, in der beengten Kabine zu atmen. Ich versuchte mir die paar deutschen Brocken ins Gedächtnis zu rufen, die ich auf der Schule gelernt hatte. Nach einer Weile gelang es mir, mich aufzurichten, und ich schlug gegen die Rückwand des Fahrerhäuschens, doch es gab keine Reaktion. Wir konnten kaum atmen. «Luft, Luft!», rief ich auf Deutsch und schlug wieder gegen das Blech.

Der Lastwagen hielt. Ich hörte, wie der Fahrer nach hinten kam. Er öffnete die Türen und brüllte etwas, das ich nicht verstand. Dann fuhr er mit offenen Laderaumtüren weiter. Es wurde sehr staubig, aber das war immer noch besser, als zu ersticken. Die Fahrt muss über mehr als vierhundertfünfzig Kilometer gegangen sein. Wir hielten mehrere Male. Vielleicht übernachteten wir sogar irgendwo, ich weiss es nicht mehr. In Bengasi wurde ich in ein grosses Lazarettgebäude gebracht und kam in ein Bett mit Eisengestell am Ende eines langen, sauberen Krankensaals mit hohen Fenstern. Ich war der einzige alliierte Soldat in dem Saal und wurde von den italienischen und deutschen Verwundeten ferngehalten.

Die Krankenschwestern waren Deutsche oder Italienerinnen und sprachen nur mit mir, wenn es sein musste. Sie kamen mit sauberen Verbänden auf einem Tablett, wiesen mich an, mich so oder so zu bewegen, taten ihre Arbeit und gingen wieder. Ich schlief viel. Langsam wurde ich kräftiger, und das erste richtige Essen seit Langem war ein Hochgenuss.

Ich hatte noch immer meine Lederweste. Sie war durch die Explo-

sion übel zugerichtet, aber ich konnte sie weitgehend von verkrustetem Blut befreien. Der Rest bildete einen Fleck, der sich nicht mehr entfernen liess. Ich konnte die Weste nicht tragen, ohne an Les zu denken.

Dann wurde ich rasch und ohne grosse Erklärung verlegt. Die Briten rückten auf Bengasi vor, und die Deutschen wollten keine Gefangenen zurückgeben, verwundet oder nicht. Ich wurde auf der Ladefläche eines Lkw zum Hafen gefahren. Dutzende anderer gefangener Alliierten warteten darauf, an Bord eines alten, ramponierten Frachters gebracht zu werden. Ich konnte nicht sagen, wie viele bereits im Laderaum waren. Auf den Decks standen Holzkisten gestapelt. Wir sollten nach Italien transportiert werden, und dort bestand keinerlei Chance auf Entkommen. Man führte uns zu einer Gangway am Heck und in einen Laderaum hinunter. Seit meiner Gefangennahme hatte ich keinen Kontakt zu alliierten Mitgefangenen gehabt, aber ich rollte nur meine Weste zu einem behelfsmässigen Kissen zusammen, setzte mich ans Schott und kümmerte mich um meine Angelegenheiten. Es war eng in dem Laderaum, und die Luft war heiss und stank nach menschlichen Ausdünstungen. Schon bald, nachdem wir ausgelaufen waren, bekamen wir unsere Rationen: Jeder erhielt einen grossen quadratischen Hundekuchen von vielleicht zwanzig Zentimetern Kantenlänge, der so hart war, dass man ihn mit den Zähnen nicht zerbrechen konnte. Etwas anderes zu essen gab es nicht.

Nach einiger Zeit verrieten mir das ständige Wummern der Motoren und ein langsames Schaukeln, dass wir unterwegs waren. Mittlerweile liess sich die stinkende Luft kaum noch atmen. Wir riefen: «Luft! Luft! Luft!», die Hände wie ein Megafon um den Mund gelegt. Unser Geschrei wurde zu einem rauhen Spiel der Verzweiflung, und alles schloss sich an. Wir waren schon heiser vom Schreien, als das Luk geöffnet wurde. Gierig sogten wir die frische Seeluft ein und füllten unsere Lun-

gen, als wäre der Sauerstoff rationiert. Dann liessen wir uns nieder, um den Rest der Reise über uns ergehen zu lassen. Während die Stunden verstrichen, sassen und schliefen wir auf immer dem gleichen Flecken aus hartem Stahl.

Die Nacht verstrich und fast der ganze nächste Tag. Der Hundekuchen wurde kein bisschen appetitlicher. Ich spähte durch die Lücken im Lukendeckel und sah, dass wir Richtung Abend fuhren. Das Licht über uns wurde heller, während die Sonne am Himmel sank.

Ohne Vorwarnung gab es einen lauten Krach im vorderen Teil des Rumpfes. Das Schiff machte einen gewaltigen Satz im Wasser, als würde eine riesige Welle es umherschleudern. Eine weitere Explosion krachte. Ich wusste, dass es ernst war.

Sofort brach Panik los. Männer drehten sich um und eilten zu dem schmalen stählernen Niedergang, der an Deck führte. Posten mit Karabinern versperrten ihnen den Weg. Der Anblick war entsetzlich. Ordnung und Disziplin waren vergessen. Keiner half dem anderen; jeder kämpfte für seine eigene Rettung. Es war hässlich, aber ich würde das Gleiche tun müssen.

Ich konnte noch immer den Himmel sehen. Ein dünnes Seil, das eine Ecke der Persenning über dem Luk gehalten hatte, hing nun in den Laderaum hinunter. Ich packte es und stellte fest, dass es irgendwo über mir festgemacht war. Trotz meiner Armwunde zog ich mich Hand über Hand an dem Seil hoch und klemmte es zwischen den Füßen ein, um meine Arme zu entlasten. Als Kind hatte ich so etwas oft geübt. Ich erreichte das obere Ende des Seils, packte die herunterhängende Ecke der Persenning und zog mich daran hoch, bis ich den Lukenrand packen und meine Beine über die Kante schwingen konnte. Das Schiff war in Seenot. Der Bug lag tiefer als das Heck. Ich dachte keine Sekunde lang nach. Das Meer war ruhig; deshalb riss ich mir die Stiefel von den Füßen und sprang. Als ich das gedämpfte Geräusch von Wasser hörte, das

in meinen Ohren zischte und knackte, verlangsamte sich die Zeit für einige Sekunden. Im Laderaum sassen noch viele Männer fest. Ich wusste, dass sie vielleicht nie mehr herauskommen würden und dass diejenigen, die den Einschlägen näher gewesen waren, schon nicht mehr lebten.

Ich tauchte auf und durchstiess dabei eine dicke Schicht aus Öl, das an meinem Gesicht und in den Haaren kleben blieb. Ich durfte das Zeug nicht in die Lunge bekommen. Es war dunkel und schwer, und es fühlte sich an, als wollte es mich auf den Meeresgrund ziehen. Es war nur eine Frage der Zeit, bis das Schiff mit Mann und Maus unterging. Ich wusste, dass ich vom Schiff wegschwimmen musste, wollte ich nicht in die Tiefe gerissen werden, also trat ich mit aller Kraft Wasser, und es gelang mir tatsächlich, durch das Öl zu kraulen.

Doch die Gefahr war längst nicht gebannt. Im Wasser waren noch mehr Männer. Einige schlugen hilflos um sich. Ein schnelles Boot, eine Art kleiner Zerstörer, preschte fast augenblicklich zwischen uns, doch er war nicht gekommen, um uns zu retten. Es war ein italienischer U-Boot-Jäger. Ich wusste nun, dass keine Minen explodiert waren, sondern Torpedos. Wir waren von einem alliierten U-Boot torpediert worden, das noch irgendwo unter mir durch die Tiefe kreuzte. Der U-Boot-Jäger machte weite Sichelschnitte durch die Überlebenden, peitschte hin und her in dem Versuch, das U-Boot zu finden, und ragte über uns auf wie eine Klippe aus grau gestrichenem Stahl. Einige Männer im Wasser reagierten panisch.

Ich hörte deutsche und italienische Rufe, aber jeder, der dem U-Boot-Jäger im Weg war, wurde unter Wasser gedrückt oder von den Schiffsschrauben zerfetzt. Dann fielen die Wasserbomben. Nach kurzer Stille drangen ein gedämpfter Knall und eine Druckwelle aus der Tiefe, die sich anfühlte wie ein Hammerschlag gegen die Brust. Sie jagte eine Wassersäule in die Höhe und wühlte die See ringsum weiss auf. Ich war

hundert Meter entfernt und spürte es dennoch am ganzen Leib. Wieder gab es einen Knall, dem weitere folgten, bis der U-Boot-Jäger sich nach einer letzten Durchfahrt schliesslich an den Horizont zurückzog.

Wir waren allein. Das Licht wurde rasch schwächer. Aus der Meereshöhe war das getroffene Schiff nicht zu sehen. Wahrscheinlich lag es gefährlich tief im Wasser, und ein Teil der Decksladung war in die Fluten geschleudert worden. Ich bin immer davon ausgegangen, dass es gesunken ist.

Ich entdeckte eine grosse Holzkiste, die im Wasser trieb, und schwamm durch das Öl zu ihr. Es dauerte eine scheinbare Ewigkeit. Als ich die Kiste erreichte, klammerten sich bereits mehrere Italiener daran fest. Durch ein Loch in einer Ecke konnte ich sehen, dass sie leer war. Diese knarrende Kiste war das einzige Rettungsfloss, das wir hatten. Allmählich kam ich wieder zu Atem. Ich erkannte, dass ich etwas unternehmen musste, sonst würde ich im winterlichen Mittelmeer ertrinken. Also versuchte ich, die glitschigen Latten zu packen. Nachdem ich mehrmals zurückgerutscht war, konnte ich mich endlich auf die Kiste ziehen und war ganz aus dem Wasser. Ich musste gegen niemanden kämpfen, aber wenn jemand versucht hätte, mich herunterzuziehen, hätte ich mich vehement gewehrt. Wenn man wirklich entschlossen ist, kann man so etwas schaffen. Aber das Schwimmen und Klettern hatte mich unglaublich viel Kraft gekostet, und als ich auf der Kiste lag, war ich ausgepumpt und lag erschöpft auf dem Bauch.

Ich bemerkte, dass die Kiste zerbrechlich war und in den Wellen, die nun aufgepeitscht wurden, vielleicht nicht lange halten würde. Die anderen waren zu schwach, um sich aus dem Wasser zu ziehen. Ich dachte nicht daran, einem von ihnen zu helfen. Jemandem die Hand zu reichen hätte die Gefahr heraufbeschworen, selbst wieder ins Wasser gezogen zu werden. Ich musste an mein wichtiges Ziel denken: Überle-

ben. Ohne das gab es nichts. Ich durfte dieses Ziel nicht aus den Augen verlieren.

Die See blieb kabbelig. Lautlos verschwanden die Italiener einer nach dem anderen. Gerade noch waren sie da, dann waren sie verschwunden. So geschah es und nicht anders.

Als die Sonne im Meer versank, wurden die Wellen kleiner. Es war kein Land in Sicht, und meine Körperwärme verflog. Bald war es dunkel, und ich war allein unter dem weiten Himmel, allein mit dem Licht der Sterne, in einer einsamen Kulisse aus Wellen, Wind und knarrendem Holz.

Ich hielt mich in der langen kalten Nacht auf der Kiste und hoffte auf Rettung, aber das Meer blieb leer. Mein Bewusstsein kam und ging, während ich auf dem Bauch lag. Als die Sonne aufging, glaubte ich Land zu sehen, eine goldene Stadt auf einem Hügel. Vielleicht habe ich tatsächlich die Sonne auf Steingebäuden gesehen; vielleicht war es eine Halluzination. Die Zeit verstrich, und ich kam wieder kurz zu Bewusstsein. Diesmal war Land in Sicht, und es war so nahe, dass ich es kaum fassen konnte. Die Wellen schlugen auf die Felsen am Rand einer hell gefärbten Landzunge. Dennoch war es ein schwacher Trost, denn selbst diese Entfernung konnte ich nicht schwimmend zurücklegen.

Als ich wieder ganz zu mir kam, lag ich zwischen zwei Felssäulen eingeklemmt, knapp ausserhalb des Wassers. Ich lebte, und die Berührung des festen Steins war mir nach dem Schwanken und Ächzen der Holzplanken auf den Wellen eine Wohltat. Noch immer war ich von Kopf bis Fuss voller Öl.

Ich konnte den sanften Rhythmus der Wellen hören und war überzeugt, die Erde unter mir hebe und senke sich mit der Dünung. Meine Kehle war ausgedörrt, meine Lippen waren gesprungen und schmeckten nach Salz, Öl und Schmutz. Es dauerte seine Zeit, bis meine Kräfte zurückkehrten und ich versuchen konnte, mich zu bewegen.

Ich befand mich am Rand einer Höhle voller Geröll. Ich erhob mich auf die Knie und versuchte, mich hinzustellen, aber meine Beine gaben in dem Augenblick nach, in dem ich sie belastete; deshalb blieb ich eine Zeitlang liegen, um Kraft zu schöpfen, sodass ich es noch einmal versuchen konnte. Ich muss ungefähr zwanzig Stunden lang auf der Holzkiste gelegen haben. Erinnern konnte ich mich nur an eine einzige Nacht, aber wegen der häufigen Bewusstlosigkeit konnte ich mir nicht einmal da sicher sein.

Als ich wieder gehen konnte, entdeckte ich hinter der Höhle eine Landschaft aus Sträuchern und karger Erde, die von Bergen überschattet wurde. Die vereinzelt stehenden Bäume boten mir ein wenig Deckung, aber ich hatte keine Kraft mehr in den Gliedern, und auch meine innere Kraft war fast aufgebraucht. Mich liess der Gedanke nicht los, dass ich mich entweder ergeben oder verhungern müsste. Meine blossen Füsse waren vom Wasser weich geworden. Die Steine, auf die ich trat, schmerzten.

Ich taumelte weiter, bis ich auf einen alten Mann traf, der vor einer kleinen Bauernhütte arbeitete. Ich hielt mich gar nicht erst damit auf, mir die Frage zu stellen, ob der Mann mir freundlich gesinnt war oder nicht; ich ging direkt zu ihm und bat mit einer Geste um Wasser. Mir blieb keine andere Wahl. Er hatte mein Kommen nicht bemerkt und fuhr entsetzt zusammen, als er mich sah. Ich war triefnass und ölverschmiert.

Sein Gesicht war runzlig und wettergegerbt, doch sein Haar war dunkel und kräftig. Er lief nicht weg, hielt aber Abstand und spähte an mir vorbei, um zu sehen, ob ich wirklich allein war. Als er dann sprach, klang es überhaupt nicht italienisch, und das verwunderte mich. Vielleicht waren wir gar nicht in Italien.

«Englisch, englisch», sagte ich und kreuzte die Handgelenke, um ihm zu zeigen, dass ich gefesselt gewesen war. Sein Gesicht entspannte

sich, aber er behielt mich aufmerksam im Auge und kam nicht näher. Ich zeigte meinen Weg entlang aufs Meer, machte wellenartige Bewegungen und ein Explosionsgeräusch, ahmte ein sinkendes Schiff nach. Der Alte musterte mich still und ausdruckslos; dann schien er zu einer Entscheidung zu gelangen. Er murmelte etwas und winkte mich zur Tür der Hütte. Drinnen war es dunkel, und als wir ausser Sicht waren, entspannte er sich noch ein wenig mehr.

Ich setzte mich, und er gab mir eine zerbeulte Blechtasse mit Wasser, das erste Trinkbare seit mindestens vierundzwanzig Stunden. Ich trank gierig, und der alte Mann füllte den Becher nach. Erst jetzt bemerkte ich den erdigen Geschmack des Wassers, aber ich leerte den zweiten Becher genauso schnell. Der Alte stand da, den Blick auf mich gerichtet. «Essen?», fragte ich und führte eine Hand zum Mund. «Nahrung?» Er suchte im Dunkeln herum; dann reichte er mir eine Handvoll Rosinen. Der intensive Geschmack stach mir in den Rachen. Nachdem ich etwas Brot gegessen und noch mehr Wasser getrunken hatte, warf ich mich in die Ecke und schlief.

Als ich erwachte, fühlte ich mich groggy. Der Alte war noch da. Er brachte mir Eier und einen Kuchen mit Trockenobst. Ich nickte dankbar, worauf er sich zurückzog und mir beim Essen zuschaute. Nach dem Hundekuchen auf dem Schiff war es ein Festmahl. Als ich fragte, wo ich sei, musterte er mich mit leerem Blick und sagte erneut irgendetwas, das ich nicht verstand. Mir kam eine Idee. Ich nahm einen Stock und zeichnete den ungefähren Umriss Griechenlands auf die festgestampfte Erde. Der Mann starrte verwirrter denn je auf meine Kritzelei, bis ich den unverkennbaren Stiefel Italiens links daneben malte. Plötzlich wurde der Alte lebhaft und stiess eine Salve von Wörtern hervor, die er mehrmals wiederholte. Er nahm den Stock und zeigte mit Nachdruck auf die drei Finger, die ich gezeichnet hatte, um Südgriechenland dar-

zustellen. Dort also war ich. Die heftige Reaktion des Alten verriet mir, dass er die Italiener hasste, die sein Heimatland besetzt hatten.

Dank gutem Essen und viel Ruhe kam ich wieder auf die Beine. Ich weiss nicht, wie lange er mich beherbergte, aber ich konnte nicht für immer bei dem Alten bleiben. Wenn er mit mir erwischt wurde, stellten die Italiener ihn an die Wand, so viel war klar. Ausserdem wusste ich nicht genau, inwieweit ich ihm trauen konnte, auch wenn meine Zweifel mir rückblickend ungerecht erscheinen. Jedenfalls, ich wollte weiter.

Er schenkte mir ein Paar alte Segeltuchsandalen, die ich mit einem Stück Schnur an meinen nackten Füssen festband, und reichte mir ein grobes Hemd, das ich unter meiner Uniformjacke trug. Meine Uniform wollte ich unbedingt behalten. Ich kannte zwar das Risiko, aber wenn ich in Zivilkleidung aufgegriffen wurde, konnte ich als Spion erschossen werden. Ich bin mir sicher, dass der Alte froh war, als ich ging.

Die Reise war einsam, und ich musste ausser Sicht bleiben, denn die Olflecke auf meiner Uniform hätten Aufmerksamkeit erregt. Ausserdem kannte ich die Geographie Süd griechenlands kaum und hatte keine Vorstellung, was vor mir lag. Meine Uhr hatte das Wasser überstanden, und ich benutzte sie, um mich in Richtung Norden zu orientieren. Ich mied die Strassen, überquerte bewaldete Hügel und ging durch Olivenhaine. Ich hielt mich von Ortschaften fern und trank Wasser aus Bächen und Rinnsalen, wo immer ich sie fand. Ich war schwach und lethargisch, aber ich zwang mich, weiterzugehen. Bald war ich über den Punkt hinaus, an dem der Hunger schmerzte, und ich wusste, dass ich mir mein Essen stehlen musste, denn jeder Kontakt zur Bevölkerung war gefährlich. Wer mir half, konnte erschossen werden. Für alle Beteiligten war es die beste Lösung, wenn ich zum Dieb wurde.

Am Tag arbeiteten die Menschen zumeist im Freien, oft in einiger Entfernung von ihren Hütten. Einzubrechen war leicht; es erinnerte ein wenig an die Spähtruppeinsätze in der Wüste: Man musste einen guten Sichtpunkt finden, sich tarnen und beobachten. Sobald ich wusste, dass es ungefährlich war, ging ich hinein, aber viel war nicht zu finden. Die Menschen waren arm und litten unter der italienischen Besatzung. Ich ging nie mit vollem Bauch, aber einmal fand ich einen Kuchen mit Trockenobst wie der, den der alte Knabe mir gegeben hatte.

Als mir klar geworden war, dass ich mich in Griechenland befand, hatte ich die Hoffnung gehegt, eine Zeitlang in Freiheit bleiben zu können, aber das gesamte besetzte Europa zu durchqueren und es bis nach Hause zu schaffen, konnte ich mir kaum vorstellen. Während die Tage vergingen, wurde ich schwächer. Noch immer mit Öl beschmiert und nun auch mit Sand und Staub verkrustet, taumelte ich in eine kleine Gruppe Männer und Frauen, die auf einem Feld arbeiteten. Ich machte ihnen mehr Angst als sie mir. Ich bat um Wasser. Sie verstanden und reichten mir einen langen Beutel. Ich trank, so viel ich konnte, und marschierte rasch weiter.

Kurz darauf bemerkte ich, dass Bewaffnete auf meiner Fährte waren. Ich befürchtete, dass es sich um Italiener handelte. Hatte jemand mich verraten? Ich floh in einen grossen Olivenhain und kauerte mich hin, um mich zu verstecken, doch es war hoffnungslos. Meine Verfolger begannen zu schiessen. Ich war umzingelt und hatte keine Möglichkeit zur Flucht. Hätte ich Widerstand geleistet, hätten sie mich getötet, also kam ich mit erhobenen Händen heraus. Sie fesselten mich und führten mich zu einem Lkw. Wieder war ich in Gefangenschaft.

Die Fahrt war lang. Ich wurde in ein überfülltes Lager gebracht, in dem alliierte Kriegsgefangene, Briten und Südafrikaner, zusammen mit griechischen Partisanen festgehalten wurden. Es war ein entsetzlicher Ort, der aus Biwakzelten bestand, die auf einem Acker errichtet worden

waren. Es regnete viel; es schneite sogar. Viele Gefangene litten unter Ruhr und anderen Seuchen. Als ich eintraf, gab es dort keine Latrinen, sodass die Gefangenen ihr Geschäft dort erledigten, wo es gerade ging, und sie waren dermassen geschwächt, dass das überall sein konnte. Dieser Acker war ein schrecklicher Ort. Nicht umsonst nannten die Gefangenen ihn «Ruhr-Acker». Schliesslich gaben die Italiener nach, und ein Graben wurde ausgehoben, drei Meter lang und gut einen Meter tief. Schon bald war er voll, und mehrere Kubikmeter menschlicher Ausscheidungen stanken buchstäblich zum Himmel.

Für Peinlichkeiten war kein Raum. Ich hatte in der Wüste schon Ruhr gehabt und kannte sie gut, die Übelkeit, die Magenschmerzen, den Drang. Man sass dicht nebeneinander, eine Reihe von Hinterteilen, die über die Kante des Grabens gereckt wurden. Ich erinnere mich an einen Jungen mit schmalen Gesicht, der in fürchterlichem Zustand war und neben mir kauerte. Irgendwie verlor er das Gleichgewicht und rutschte die Kante hinunter in das Loch. Der arme Kerl stand bis zur Taille in der Scheisse.

«Das ist schon das zweite Mal heute», sagte er.

Danach wurde ich nach Norden verfrachtet und in einem grossen Lagerhaus bei Patras gefangen gehalten. Wir bekamen nur Wasser und Brot, aber wenigstens wurden wir von einem Posten herausgelassen, wenn wir zur Latrine mussten. Er stand daneben und schaute zu, während wir über einem schmalen Bach kauerten. Die Bedingungen waren ein wenig besser, aber mein Glück hielt nicht an.

8. Kapitel

Wir wurden auf ein Schiff gebracht. Unter Deck war es warm, eine angenehme Abwechslung von dem kalten Lager, und diesmal mussten wir nicht im Laderaum fahren. An Bord waren auch italienische Soldaten, die auf Heimaturlaub gingen. Einer versuchte mit uns uns zu reden und fragte erst auf Italienisch, dann auf Französisch, wer wir seien und woher wir kämen. Weit kam er damit nicht.

Einmal torpediert zu werden hatte mir gereicht, aber wenn ich mir die Karten heute anschau, glaube ich, dass wir die sichere Route genommen haben. Wir blieben an der griechischen Küste landwärts der Inseln Kefalonia und Lefkada, ehe wir in die Strasse von Korfu einfuhren und in rascher Fahrt durch die Strasse von Otranto den Absatz des italienischen Stiefels erreichten.

Wir verbrachten die Reise auf dem Boden sitzend. Nachts sang ein Ire mit weicher Stimme ein trauriges Lied, und zwei Südafrikaner erzählten von ihrer Heimat. Schliesslich erreichten wir einen Hafen voller Wachtposten, vielleicht Bari oder Brindisi, und wurden zu einem von Bäumen umschlossenen Stoppelfeld geführt. Dort waren bereits Hunderte von uns. Es gab keinen Stacheldrahtzaun, sodass mehr Soldaten gebraucht wurden, um uns zu bewachen. Einige von uns befanden sich in einem schrecklichen Zustand; Gesichter und Gliedmassen waren vom Vitaminmangel angeschwollen.

Man gab uns nur wenig zu essen. Diejenigen, die noch bei Kräften waren, brachen schon bald einen Streit darüber vom Zaun. Wir brüllten und drohten den Posten mit der Faust, bis die Sache aus dem Ruder lief.

Wir konnten von Glück sagen, dass niemand erschossen wurde. Am Ende bekamen die Italiener die Lage wieder in den Griff, und fünf von uns wurden von den anderen abgesondert. Sie ketteten uns mit Händen und Füßen an Bäume, und wir verbrachten fluchend einen erbärmlichen Tag. Ich war gewohnt zu bestimmen, wo es langging. Jetzt war ich angekettet wie ein Tier. Dass ich voller Erwartung, aufregende Abenteuer zu erleben, mit der *Otranto* von Liverpool ausgelaufen war, schien eine Ewigkeit her zu sein. Drei oder vier Tage liess man uns auf dem Acker; dann wurden wir in ein richtiges Lager verlegt.

Das Lager bestand aus langen Stein- und Betonbaracken, die in fünf Säle mit Holzpritschen für je ungefähr fünfzig Mann unterteilt waren. Wir erhielten jeder zwei warme Decken und einen dünnen Strohsack als Matratze. Das Lager hiess «Campo Concentramento Prigioniero di Guerra, Sessantacinque». Für uns war es das Kriegsgefangenenlager PG65. Es lag in der Nähe von Altamura in Süditalien.

Einer der italienischen Offiziere war ein Maggiore, ein Major, der aussah wie James Cagney. Er war ein anständiger Kerl und hat gegrinst wie ein Schneekönig, als wir es ihm einmal sagten. Wir wurden nicht zur Arbeit gezwungen, und es gab keine Brutalität, aber der extreme Essensmangel machte das Lager dennoch zu einem entsetzlichen Ort.

Wir hatten ein Küchengebäude, das ausserhalb der Baracke lag, und die Italiener brachten Bäume ins Lager, damit die Kochfeuer in Gang gehalten werden konnten. Einer der Jungs, der noch bei Kräften war, hackte sie klein. Wahrscheinlich bekam er dafür Sonderrationen. Ein riesiger Kochtopf wurde auf die Flammen gesetzt, und hinein kam, was immer es gab, und normalerweise gab es nichts ausser Makkaroni. Wenn die Suppe fertig war, wurde sie in Aluminiumbehältern, die fünfzig Liter fassten, durchs Lager gefahren und ausgegeben. Jeder bekam

am Tag nur eine Kelle dünner Flüssigkeit. Anfangs gab es ein kleines Stück Brot dazu, das aber bald auf die halbe Grösse schrumpfte. Zum Frühstück gab es noch einen Schluck Ersatzkaffee, und das war es. Ich spürte, wie mein Körper verfiel. Keiner von uns war bei guter Gesundheit ins Lager gekommen.

Die Läuse in unseren Klamotten wurden satter als wir. Wenn ich mein Hemd auszog, konnte ich hundert von ihnen zwischen den Fingern zerquetschen. Nach einer halben Stunde waren hundert neue da. Sie trieben einen in den Wahnsinn.

Bald nach unserer Ankunft mussten wir in einer Reihe antreten und wurden gefragt, was wir im Zivilberuf taten. Das Englisch des Dolmetschers war nicht besonders, und ich blieb misstrauisch; deshalb behauptete ich, ich sei ein Fassadenkletterer. Der Dolmetscher sah von seiner Liste auf, sichtlich verwirrt.

«Was sind Sie?»

«Fassadenkletterer», wiederholte ich.

«Wasadenkletterer?», fragte er und blickte fragend auf seinen Vorgesetzten, was der davon hielt. Der Vorgesetzte liess sich nichts anmerken. Der Dolmetscher schrieb etwas auf und ging zum Nächsten.

Als die ersten Rotkreuzpakete eintrafen, wädhnten wir uns im siebten Himmel, auch wenn wir jedes Paket unter vielen Männern aufteilen mussten. In den Paketen entdeckten wir Dosen mit KLIM – Milchpulver, dessen Name rückwärts gelesen «Milk» ergab –, kleine Büchsen Kaffee oder Tee, Dosen mit Obst oder Käse, Schokolade, Zucker, Rosinen und manchmal Trockenei.

Die Langeweile war erdrückend. Im Lager gab es keine militärische Disziplin. Wir waren uns selbst überlassen. Wir hatten nichts, um Brot zu schneiden, aber wir hatten winzige Spiegel aus Metall, und ich fand eine Möglichkeit, sie zu zerteilen und Klängen daraus zu fertigen. Ich montierte Holzgriffe daran, sodass brauchbare Brotmesser entstanden,

und tauschte sie gegen Essen. Das Leben im Lager beruhte auf Tauschhandel. Man brauchte etwas, womit man feilschen konnte. Als die Monate vergingen, machte ich mich daran, eine Art Mini-Koffer aus flach geklopften KLIM-Behältern herzustellen. Gott allein weiss, wieso. Ich hatte kaum etwas, was ich hineinlegen konnte, und der Koffer hatte auch nichts mit irgendeinem wagemutigen Fluchtplan zu tun. Ich klopfte die Dosen platt; dann falzte ich ihre Kanten und hakte sie ineinander, sodass ein grösseres Blech entstand, das ich zurechtbiegen konnte. Die Arbeit half mir, die langen Tage zu überstehen, und zum Schluss kam eine Art Blechdose dabei heraus.

Wir bekamen zwar Tee und Kaffee vom Roten Kreuz, aber wir hatten keine Möglichkeit, Wasser zum Kochen zu bringen. Ich beschloss zu improvisieren und bastelte eine geschlossene Trommel mit rotierenden Lüfterschaufeln darin wie bei einem Hamsterrad. Mit einem Rohr verband ich die Trommel mit einer kleinen Blechdose voll Kohle und zündete die Kohle an. Wenn ich nun den Lüfter ankurbelte, hatte ich einen Hochofen im Miniaturformat. Die Kohle glühte rot auf, und darüber konnte man eine Blechdose mit Wasser zum Kochen bringen. Ich war sehr stolz auf meine Konstruktion, die es uns erlaubte, endlich wieder heissen Tee zu trinken. Andere machten sich daran, das Gerät nachzubauen und zu perfektionieren, und es war ein grosser Erfolg.

Heute vermute ich, dass den Italienern schlichtweg die Nahrungsmittel fehlten, um uns anständig zu verpflegen. Die einfachen Soldaten, die als Wachtposten eingesetzt wurden, bekamen nur wenig mehr zu essen als wir. Wir trockneten unsere gebrauchten Teeblätter und konnten sie bei den Männern gegen andere Dinge eintauschen.

Ich litt noch immer unter der Schmach, in Gefangenschaft geraten zu sein. Ich traute kaum jemandem und hielt mich weitgehend abseits. An ein paar Gefangene erinnere ich mich allerdings noch. Da war ein

Cockney namens Partridge, der anderen Gefangenen Gefälligkeiten erwies, ohne etwas dafür zu verlangen. Ein anderer, er hiess Bouchard, war ausgemergelt und erschreckend dünn. Er verbrachte die ganze Zeit damit, das Lager auf der Suche nach Essbarem zu durchstreifen. Wir unterhielten uns manchmal, sprachen aber nie über unser Zuhause. Warum sollten wir uns quälen?

Später hörte ich, dass aus den anderen Lagern Gefangene zur Entlassung nach draussen gebracht und dann von Zivilisten bespuckt und misshandelt wurden. Wir blieben, wo wir waren. Hin und wieder kam ein katholischer Pfarrer und las für die Frommen unter uns eine Messe. Aber selbst das geschah durch den Zaun hindurch. Ins Lager kam der Priester nie.

Wir versuchten auf jede erdenkliche Weise, die Monotonie zu durchbrechen. Wenn jemand etwas zu sagen wusste, zu welchem Thema auch immer, konnte er den Worten freien Lauf lassen. Die Themen reichten von Geschichte und Erdkunde bis hin zu Ingenieurwissenschaft. Einer redete stundenlang über seine Drehbank und die Grundlagen des Drehselns von Holz, des Drehens von Metall und des Gewin-deschneidens.

Nach einiger Zeit wurden zusätzliche Hütten errichtet, denn das Lager war bereits überfüllt und musste erweitert werden. In Italien gab es normalerweise keine Zwangsarbeit; deshalb bot man uns 150 Gramm Brot mehr am Tag, wenn wir bei den Bauarbeiten halfen. Wir nahmen das Angebot sofort an. Die Verpflegungslage war ernst.

Die Hütten sollten ausserhalb des Zaunes errichtet werden. Man wollte sie erst fertigstellen und dann den Stacheldrahtzaun um sie herum erweitern. Sich endlich einmal ausserhalb des Zaunes bewegen zu dürfen, war ein unglaubliches Gefühl für uns. Vielleicht fanden wir Lebensmit-

tel, die wir uns unter den Nagel reissen konnten, oder eine Gelegenheit zur Flucht.

Ich war einer von sechs Mann, die auf das Dach geschickt wurden, um die Ziegel mit Beton zu befestigen. Auf diese Weise erhielt ich einen ersten Blick auf die Umgebung. Nur ein einziger Posten bewachte uns, und er stand unten. Mein Magen schmerzte vor Hunger. Auf der Flucht konnte es nicht schlimmer sein. Ich entschloss mich zu handeln und fragte den Posten, ob ich herunterkommen dürfe, um mich zu erleichtern. Widerwillig stimmte er zu.

Ich wusste genau, dass er uns nicht alle gleichzeitig im Auge behalten konnte. Kaum war ich ausser Sicht, verschwendete ich keine Sekunde und rannte los, so schnell ich konnte.

Ich rechnete damit, dass jeden Augenblick hinter mir Geschrei losbrach, aber nichts geschah, und ich konnte einige Entfernung zwischen mich und das Lager bringen, ehe ich mich ausruhte. Ich weiss nicht, wann der Posten Alarm schlug, aber ich war zu dem Zeitpunkt schon weit weg.

Ich hatte ein Stück Brot und ein wenig Käse dabei. Das war die einzige Vorbereitung, die ich getroffen hatte. Ich beschloss, die Küste zu meiden und nach Norden zu gehen, bis ich die neutrale Schweiz erreichte. Ich versuchte es optimistisch zu sehen: Von hier aus war die Wahrscheinlichkeit, dass ich es bis nach Hause schaffte, grösser als von Griechenland aus. Dennoch musste ich Hunderte von Kilometern Feindesland durchqueren.

Unterwegs folgte ich dem altbewährten Muster: Ich wich Strassen und grösseren Ortschaften aus und stahl mir mein Essen auf abgelegenen Bauernhöfen. So wurde ich zwar nicht gefasst, bekam aber auch nicht gerade viel zwischen die Zähne. Das Beste, was ich ergatterte, war hin und wieder zweifelhaft aussehendes Gemüse und etwas, das ein wenig

nach Anis schmeckte und wahrscheinlich Fenchel war. Seitdem habe ich keinen Fenchel mehr essen können. In den nächsten drei oder vier Tagen legte ich zu Fuss eine grosse Strecke zurück, aber ich blieb hungrig und wurde schwächer. Ich kam über ein kleines Weizenfeld, doch das Getreide wurde bereits grau und verfaulte am Stängel. Italien war kein glückliches Land. Ausserdem begann es wie aus Eimern zu schütten.

Ich suchte Schutz in einem kleinen verlassenen Gebäude und wartete, dass der Regen aufhörte. Als es draussen dunkel war, hörte ich Stimmen. Mein Unterstand war umzingelt, und mir wurde befohlen, herauszukommen. Man hatte mich gesehen.

Nervös trat ich in die Finsternis hinaus. Ich konnte nicht sehen, wie viele italienische Soldaten auf mich warteten, aber es spielte auch keine Rolle, sie hatten mich. Ich wurde auf einen Lkw gesetzt und weggeschafft. Die Soldaten machten sich nicht die Mühe, mich zu fesseln, und ich wurde auch nicht geprügelt. Sie brachten mich rasch zum Lager zurück, und ich verbrachte einen Tag und eine Nacht in einer Bestrafungszelle. Dann ging das entsetzliche Einerlei wieder los. Meine Flucht war ein ungeplanter Versuch gewesen, entstanden aus Langeweile. Jetzt war ich wieder am Anfang und musste mich damit abfinden.

Das Leben im Lager wurde von der Ruhr bestimmt – und damit meine ich nicht bloss eine unangenehme Magenverstimmung, sondern eine lebensbedrohliche, erniedrigende Krankheit, die uns alle Kraft entzog und geschwächt, apathisch und voll Schmerzen zurückliess. Wir verloren Gewicht, und wie es unausbleiblich ist, wenn so viele Kranke zusammen sind, waren entwürdigende Vorfälle an der Tagesordnung. Sobald man sich beschmutzt hatte, war es fast unmöglich, sich nur mit dem kalten Wasser, das zur Verfügung stand, vernünftig zu säubern. Ich sah Männer über diese Demütigung weinen – erwachsene Männer mit

getrocknetem Durchfall an den Beinen. In diesem Lager starben viele an vermeidbaren Krankheiten und Auszehrung. Einmal lag die Leiche eines Mannes tagelang in einem Schuppen, ehe man ihn begrub. Ich erinnere mich an ihn, weil ich seine Hose erbt. Meine war zerrissen und schmutzig, und der Rest meiner Uniform befand sich in einem beinahe genauso schlimmen Zustand.

Ich war froh, die Hose bekommen zu haben, ob sie nun von einem Toten stammte oder nicht. Es war praktisch, und das zählte. Doch als die Tage vergingen, bekam ich einen üblen Juckreiz, und diesmal war es etwas Schlimmeres als Läuse. Ein fleckiger, pickliger roter Ausschlag erschien an den Innenseiten meiner Oberschenkel. Er breitete sich schnell aus, bis ich ihn in der ganzen Leistengegend und Gott weiss wo noch hatte. Ich war von Krätze befallen: Kleine Milben hatten sich in meine Haut gegraben und ihre Eier gelegt. Wenn ich mich kratzte, brach die Haut auf und blutete, und ich wusste, dass ich mir in all dem Schmutz leicht eine Entzündung holen konnte. Einen Tag voller Schmerzen überstand ich, aber nachts kam es mir vor, als würde meine Haut brennen und sich aufrollen.

Die Ruhranfälle und der ständige Hunger hatten zur Folge, dass ich schrecklich lethargisch wurde und immer mehr abmagerte. Wenn ich zu schnell aufstand, wurde mir schwarz vor Augen, und ich kippte um. Nach einer Weile machte ich das hinter der Baracke absichtlich, damit ich das Bewusstsein verlor. Auf diese Weile verging die Zeit schneller. Wenn ich bewusstlos war, merkte ich eine Zeitlang nichts von dem Hunger, den Läusen und dem quälenden blutigen Ausschlag. Die meisten von uns taten so etwas. Die Folter durch die Krätze dauerte wochenlang, vielleicht sogar Monate. Erst als ein Stück Karbolseife ins Lager kam, mit dem ich mich waschen konnte, bekam ich die Krätze allmählich unter Kontrolle. Mein Körper war in einem entsetzlichen Zustand, aber in

meinem Kopf fühlte ich mich nicht als Gefangener. Der Feind hatte mir vieles angetan, aber meinen Geist gebrochen hatte er nicht.

Dieses Jahr in Italien war die Hölle. Viele von uns starben an Krankheit und Entkräftung. Als wir hörten, dass einige von uns verletzt werden sollten, bezweifelte ich, dass es viel schlimmer kommen konnte. Ich war zu schwach, um aus dem Lager zu marschieren. Es waren keine Offiziere bei uns, und es gab keine nennenswerte militärische Disziplin. Das Höchste, was wir zustande brachten, war ein langsames, lustloses Schlurfen zu den Lkw. An einem Seitengleis wurden wir auf Viehwaggons verladen. Früher wäre ich einfach aufgesprungen, aber jetzt bedeutete es einen echten Kampf, nach oben zu kommen. Ein Schild an der Aussenseite besagte: *Für vierzig Mann oder zehn Pferde*. Für alle gab es einen Eimer, von dem ich mich so weit entfernt hielt wie nur möglich. Viele von den Jungs hatten noch immer Ruhr. Ich liess mich in die Ecke sinken, froh, einen Platz unter dem einzigen Fenster ergattert zu haben, ein quadratisches Loch von dreissig Zentimetern Länge, über das Stacheldraht gespannt war. Dort kamen Luft und Licht herein, und man sah einen sehr begrenzten Ausschnitt der Welt, die draussen vorüberzog. Ausserdem war es die einzige Möglichkeit, den Eimer auszuleeren, der schon bald überzulaufen drohte. Irgendetwas musste unternommen werden.

Zwei Mann hoben den Behälter an das Fenster, aber einen Eimer voller Exkremete durch ein mit Draht verhauenes Loch auszugiessen, das sich über Kopfhöhe befand, konnte nur eine Riesensauerei zur Folge haben. Sehr viel vom Inhalt schlug zurück und lief innen am Waggon herunter, wo ich gesessen hatte. Die beiden Jungs bekamen einiges zu hören. Sämtliche Scheisse von Schanghai, und alles auf meinem Platz.

Wir hatten den altbekannten Hundekuchen zu essen und einen Behälter mit Wasser für uns alle. Wir wussten nicht, wohin es ging. Als der Zug langsam nach Norden dampfte, kamen wir an längst verlassene-

nen Stränden vorbei. Einmal sah ich ein Schild mit der Aufschrift «Rimini». Von dem Ort hatte ich vor dem Krieg gehört. Wir fuhren landeinwärts und durchquerten Dörfer, wo die Menschen aus den Häusern kamen und uns winkten. Vielleicht hielten sie uns für italienische Soldaten.

Ich wusste nicht, dass wir auf der gleichen Strecke fuhren, auf der die italienischen Juden und andere «Feinde des Reiches» nach Norden in die Konzentrationslager gebracht wurden. Unsere Waggons stanken vielleicht und waren verdreckt, aber wir hatten wenigstens genug Platz, um uns hinzulegen. Die Juden wurden viel enger zusammengepfercht und durchquerten ganz Europa, bis sie an einen schrecklichen Zielort gelangten, an dem es keinen Schutz durch die Genfer Konvention gab – nicht, dass sie uns bisher viel genutzt hätte.

Nach Tagen auf der Schiene wurde die Strecke kurviger, stieg an und führte schliesslich über den Brenner. Wir waren in Österreich. Durch den Stacheldraht konnte ich einen ersten Blick auf die Alpen werfen. Ich war von ihrer Erhabenheit tief beeindruckt; gleichzeitig ging mir der Widerspruch nicht aus dem Kopf. In meiner Heimat war es anders. Ihre Schönheit schien mit der Schönheit ihrer Menschheit verbunden zu sein. Sie hatte mich zu dem Mann gemacht, der ich war. Ich fragte mich, wie solche Schrecken in einem Land geschehen konnten, dem so viel natürliche Schönheit geschenkt worden war. Dabei wusste ich nicht einmal die Hälfte.

Als der Zug hielt, stand «Innsbruck Hauptbahnhof» auf den Schildern. Wir wurden auf ein Nebengleis gebracht und in geschlossene Lastwagen verladen. Jetzt waren Deutsche die Wächter. Nach einer langen Reise durch zumeist offenes Land hielten die Lkw auf einer kleinen Waldlichtung, wo wir uns erleichtern durften. Augenblicklich war ich angespannt wie eine Sprungfeder, denn die deutschen Wächter montierten ein Maschinengewehr auf ein Dreibein. Die Mündung zeigte in un-

sere Richtung. Ich befürchtete, sie würden uns hier und jetzt niedermähen. Wir waren Kilometer vom nächsten möglichen Zeugen entfernt. Wenn sie zu brüllen anfangen, sollte ich dann weglaufen oder versuchen, die MG-Schützen anzugreifen? Der Augenblick verging. Die Deutschen bauten die Waffe wieder ab, und wir stiegen zurück in die Lastwagen.

In den nächsten Monaten kam ich durch eine Reihe von Gefangenenlagern. Ich war mir nicht immer sicher, wo ich war, und in der Rückschau ist schwierig zu sagen, in welcher Reihenfolge ich sie durchlief. Nach einer langen Fahrt kamen wir jedenfalls in ein Lager, wo wir in einen Hof gesperrt wurden. Auf der anderen Seite eines Stacheldrahtzauns befanden sich russische Kriegsgefangene.

Im Laufe der Tage versuchte ich mit ihnen zu sprechen, doch ohne gemeinsame Sprache kamen wir nicht weit. Sie waren in einem entsetzlichen Zustand, versuchten aber, sich nicht unterkriegen zu lassen, und gaben für uns sogar eine Show, indem sie hinter dem Stacheldraht tanzten. Aber sie waren klapperdürre und unterernährt und schafften es kaum. Sie boten einen kläglichen Anblick. In der Luft hing ein scheusslicher Gestank. Es dauerte Tage, bis wir begriffen, dass er von verwesenden Leichen stammte. Die Russen mussten Zwangsarbeit leisten und wurden dabei langsam zu Tode gehungert. Ihre Rationen reichten nicht, um sie am Leben zu erhalten. Wir erfuhren, dass sie in ihrer Verzweiflung die Verstorbenen noch ein paar Tage auf ihren Pritschen liegen liessen, damit sie wenigstens deren Rationen erhielten.

Den Ratten allerdings ging es prächtig. Sie waren so gross wie Katzen und ernährten sich mit Sicherheit von Menschenfleisch. Man konnte es an ihnen riechen. Vor Stacheldrahtzäunen hatten sie keinen Respekt. Ich schlief auf dem Boden und wachte nachts auf, wenn sie über mich hinweghuschten. Ich spürte ihren Atem in meinem Gesicht. Sie stanken.

Vor Jahrhunderten war einer meiner Vorfahren Rattenfänger. Hätte er gesehen, wie Mitte des 20. Jahrhunderts, in einer Zeit der technischen Wunder, Ratten sich von Menschen ernährten – er hätte vermutlich geglaubt, die Zivilisation sei zusammengebrochen. Und er hätte recht gehabt.

Ausserdem wurden wir von merkwürdigen Tierchen gestochen, die grösser waren als Katzenflöhe. Wir nannten sie Bettwanzen; ich weiss nicht, was sie wirklich waren. Wenn man sie zerdrückte, verspritzten sie das Blut, das sie einem ausgesaugt hatten.

Ich bekam schon bald Arger. Als ich eines Tages das Lager durchquerte, hielt mich ein deutscher Offizier an und stauchte mich zusammen. Ich hatte ihn nicht gegrüsst. Ich versuchte ihm zu erklären, dass wir in der British Army vor niemandem ohne Schirmmütze salutierten, aber das wollte er nicht hören. Einer der Jungs brüllte mir zu, ich solle die verdammte Ehrenbezeugung machen und nicht mehr daran denken. Widerstrebend tat ich es, und der Deutsche war zufrieden.

Nach einer Weile wurden wir in Gruppen aufgeteilt, und man schickte mich mit den Russen in ein Kohlebergwerk. Ich trat an der Tagöffnung in den Förderkorb und stürzte in die Dunkelheit, während sich der zerbrechliche Korb unter der Belastung knarrend verzog und kurz vor dem Auseinanderbrechen stand. Die bewaffneten Wächter am Boden des Schachtes befahlen uns weiterzugehen, bis wir den Flöz erreichten. Mit den Russen sprachen sie kaum; sie prügeln sie einfach in die gewünschte Richtung. Ich war der einzige Engländer, und mir blieb solche Brutalität erspart. Ich musste von morgens bis abends die Kohle in eine Lore schaufeln. Bei der Arbeit stand ich im Wasser. Es war bitterkalt. Helme oder Schutzkleidung gab es nicht, und den Russen ging es noch schlimmer. Viele gingen barfuss und schlugen am Flöz mit schweren Werkzeugen die Kohle ab. Es war mir nicht erlaubt, mit ihnen zu sprechen.

Ich war drei oder vier Tage dort unten gewesen, als ich einen Wächter brüllen hörte. Seine wütende Stimme übertönte das Scharren der Schaufeln und das Geräusch der Hacken in der Dunkelheit. Sie verprügelten einen Russen. Er hatte sich die nackten Füße mit dünnen Gummistreifen umwickelt, ein improvisierter Schutz vor den spitzen Steinen, über die wir gehen mussten. Ich wusste sofort, dass er sie von einem nicht mehr benutzten Förderband geschnitten hatte, das ich in einem aufgegebenen Seitengang gesehen hatte.

Der Wächter war ausser sich und brüllte etwas von Sabotage. Weitere Russen wurden vom Flöz weggezerrt, und zu zehnt stiess man uns gegen die Wand. Dort standen wir dann mit geschwärzten, verschmiereten Gesichtern. Niemand bettelte oder jammerte. Dazu war keine Zeit. Einen Befehl hörte ich nicht. Das Schreien verstummte. Die fünf Soldaten hoben die Karabiner, und einer von ihnen schoss ohne zu zögern. Ein ohrenbetäubender Knall hallte durch die kaum beleuchteten Gänge. Während der erste Wächter seinen Karabiner durchlud, feuerte der zweite.

Mir blieben nur Sekunden, um zu reagieren. Ich konnte nirgendwohin fliehen. Wenn ich in dieser gottverlassenen Kohlengrube sterben sollte, wollte ich wenigstens einen von ihnen mitnehmen. Sterben würde ich sowieso. In rascher Folge fielen weitere Schüsse. Dann trat Stille ein. Fünf Kugeln, und fünf Russen lagen tot im Kohleschlamm. Ich war der Achte in der Reihe gewesen.

Ich hatte den Blick auf das Erschiessungskommando gerichtet, so dass ich nicht gesehen hatte, wie die Russen zusammenbrachen. Doch in meinen Ohren klingelte es noch, als wir abgeführt wurden. Ich hatte dem Tod zwar schon gegenübergestanden, aber damals hatte ich wenigstens kämpfen können und hatte eine Chance gehabt. Diesmal hatte mein Überleben von der Willkür eines rücksichtslosen Feindes abgehan-

gen. Wie schrecklich hilflos ich doch war, wie ausgeliefert. Ich hatte bei meiner eigenen Rettung keine Rolle gespielt. Was in diesem Höllenloch passiert war, erschütterte mich tiefer als alles, was ich bis dahin erlebt hatte – und wohl auch alles, was nachher kam.

Man führte mich in einen spärlich möblierten Raum. Der Wächter stiess mich brutal zu einem Stuhl, und ein Offizier begann mit der Befragung. In gebrochenem Englisch wollte er wissen, ob ich hinter der «Sabotage» gesteckt habe. Hatte ich die Russen dazu aufgestachelt? Wer hatte den Befehl erteilt? Ich konnte nichts darauf antworten. Einen Plan hatte es nicht gegeben, nur einen erschöpften armen Kerl, der versucht hatte, seine kalten, wunden Füsse zu schützen. Wenn ich irgendwelche Dummheiten vorhätte, sagte der Offizier, würde man mich erschiessen. Ich glaubte ihm aufs Wort.

Die Drohungen entmutigten mich; dennoch arbeitete in meinem Innern ein Motor, der noch nicht ganz zum Stillstand gekommen war. Ich wurde zu einem Zug gebracht und mit einer anderen Gruppe Gefangener eingeladen. Diesmal führen wir in normalen Passagierwaggons mit einem Gang auf der einen Seite und kleinen, einfachen Abteilen auf der anderen. Wohin es ging, wussten wir nicht. Ich bat darum, die Toilette benutzen zu dürfen, und stellte fest, dass sie sich am Ende des Waggons befand, in der Nähe einer unbewachten Tür. Der Posten stand zu weit entfernt. Ich kannte die anderen nicht, aber ich hatte eine Fluchtmöglichkeit für uns entdeckt. Als der Zug hielt, öffneten wir die Tür, sprangen auf die Gleise und rannten in die nahen Felder. Ungefähr ein Dutzend von uns kam heraus, ehe der Zug sich wieder in Bewegung setzte. Unsere Flucht war unkoordiniert, und wir trennten uns und rannten in sämtliche Richtungen davon.

Ich war seelisch völlig ausgelaugt. Die Erschiessung im Kohlebergwerk hatte ihren Tribut gefordert.

Ich hätte die Lektion schon in Italien lernen sollen: Eine Flucht will vernünftig geplant sein. Wir trugen Uniform, und man sah auf einen Kilometer Entfernung, dass wir keine Deutschen waren. Ich weiss nicht, wie viele von uns gefasst wurden, aber ich blickte schon bald wieder in eine Waffenmündung. Zum Glück wurde nicht geschossen, aber meine Flucht war zu Ende, und ich wurde in einen Raum gebracht, verhört und ein wenig herumgestossen. Danach brachte man mich in ein Lager, das Lamsdorf hiess, soviel ich weiss. Ich habe es nie genau erfahren. Jedenfalls war ich nun als ein gewohnheitsmässiger Unruhestifter bekannt.

Nach kurzer Zeit wurde ich ins das Straflager bei Graudenz in Nordpolen geschafft. Ich musste mich ausziehen, und ein Mann stäubte mich mit einem streng riechenden weissen Pulver ein. Besondere Aufmerksamkeit legte er auf die Stelle zwischen meinen Beinen und die Achselhöhlen. Mein Haar wurde kurz geschnitten, und ich wurde wie ein Verbrecher von vorn und von der Seite fotografiert. Um meinen Hals hing eine Tafel mit einer Nummer. Ich war Gefangener 220543.

Man brachte mich in eine spartanische Baracke, in der schon drei Engländer und ein Schotte einsassen. Sie waren raue Burschen mit geschorenen Köpfen und sahen aus, als verdienten sie es, dort zu sein. Wir hatten nicht viel gemeinsam. Man liess uns zur Körperertüchtigung kurz auf einen kleinen Hof, der von hohen Mauern umschlossen war. Man konnte dort nichts tun, ausser endlos im Kreis zu laufen. Ich hatte nicht viel zu sagen. Ich litt noch immer sehr unter der Erschiessung in der Kohlengrube.

In der Baracke gab es keine Matratzen, nur nackte Holzpritschen. Um zu schlafen, musste ich die Latten in der Mitte herausnehmen, damit meine knöchigen Hüften Platz hatten, sonst liess der Schmerz sich nicht ertragen. Die Holzfaserdecke war so dünn, dass ich hindurchsehen

konnte. Als ich mich in der ersten Nacht einmal umdrehte, riss ich mit dem Ellbogen prompt ein Loch mitten hinein.

Man führte mich in einen weiteren kahlen Raum, in dem zwei Offiziere an einem Tisch sassen. Als das Verhör begann, bauten sich die Bewacher links und rechts von mir auf. Ich blickte auf ihre schweren gewienerten Stiefel und hatte das Gefühl, ich würde gleich eine Abreibung bekommen, aber die Vernehmung lief ganz zivil ab. Ich war erleichtert. Die Deutschen glaubten noch immer, dass ich mit den Russen unter einer Decke steckte, aber meine Uniform verlieh mir einen gewissen Schutz, solange sie mir nichts beweisen konnten.

Ich hörte von schrecklichen Dingen, die in anderen Teilen des grossen Lagers vor sich gehen sollten, aber mir geschah nichts. Man hatte mich zur Strafe hierhergeschickt, aber wenigstens musste ich nicht mehr in der entsetzlichen Kohlengrube schuften. Nach ungefähr drei Wochen war ich wieder unterwegs. Diesmal fuhr ich mit dem Zug, bewacht von zwei Mann.

9. Kapitel

Der Zug hielt an einem kleinen Bahnhof. Der Bahnsteig lag sehr tief, und ich musste mehrere Stufen hinunterklettern, um aus dem Waggon zu kommen. Man führte uns einen Feldweg entlang. Nach ungefähr drei Kilometern kamen wir in ein Lager, das in einer hübschen Landschaft lag. Verglichen mit allem, was ich bisher gesehen hatte, konnte ich es kaum fassen. Das Lager umfasste zehn mit Geschick errichtete Holzgebäude, und es gab Rasenflächen. Die Anlage wurde von einem einfachen Drahtzaun umschlossen. Hier wird es uns ziemlich gut gehen, sagte ich mir. Ein paar Hundert gefangene alliierte Soldaten waren schon drin. Die Gebäude hatten elektrisches Licht, fließendes Wasser, Latrinen, auf denen man sitzen konnte, und Zentralheizung. Auf den Doppelstockpritschen lagen mit Stroh gefüllte Matratzen und sogar brauchbare Decken. Ich hörte irgendwann, das Lager sei für die Hitlerjugend errichtet worden. Danach sah es auf jeden Fall aus.

Von den anderen Gefangenen erfuhr ich, wo wir uns befanden: nicht weit südlich einer polnischen Stadt namens Oswiecim.

Am nächsten Morgen wurden wir um halb sieben geweckt. Wir marschierten durch die Tore und zweieinhalb Kilometer über Felder und durch Wald, bis die schöne Landschaft abrupt verschwand. Vor uns lag eine riesige Baustelle, die sich in sämtliche Richtungen ausbreitete. Rauch quoll aus Schornsteinen und Dampfkränen. Das düstere Gerippe eines höllischen Fabrikkomplexes wuchs in Eisen und Beton aus dem Schlamm empor. Darüber tanzte ein Schirm aus Sperrballons an Stahlkabeln. Dieses Areal war unser Ziel.

Überall auf der Baustelle sahen wir merkwürdige Gestalten, die sich schleppend bewegten – Hunderte, Tausende von ihnen. Alle trugen zerlumpte, schlecht sitzende gestreifte Hemden und Hosen, die mehr nach Pyjamas als nach Arbeitsanzügen aussahen. Sie hatten graue Gesichter und geschorene Köpfe, die von winzigen Mützen nur unvollständig bedeckt waren. Sie erinnerten an sich bewegende Schatten, gestaltlos und verschwommen, als könnten sie jeden Augenblick ins Nichts verblasen. Ich wusste nicht, wer oder was sie waren.

Die anderen Kriegsgefangenen nannten sie «Stripeys», die «Gestreiften». Sie sagten mir auch den eingedeutschten Namen für die polnische Stadt Oswiecim. Er lautete Auschwitz.

Den bemitleidenswerten Gestalten war fast alles genommen worden, was das Menschsein ausmacht, das sah ich sofort. Auf ihrer Kleidung trugen sie den Davidsstern. Sie waren Juden.

Wir wurden in «Arbeitskommandos» von zwanzig bis dreissig Mann aufgeteilt und zu verschiedenen Fabrikbaustellen abgestellt, die alle in einem eigenen eingezäunten Bereich lagen. Die Arbeit begann sofort. Wir mussten Baumaterial und schwere Rohre auf der Baustelle transportieren und Kabel legen. Ich sah sofort, wie es ablief: Wenn schwere Lasten gehoben werden mussten, wurde nach den armen Gestreiften gerufen, die plötzlich, als wären sie der Erde entstiegen, um das Rohr, das Ventil oder das Kabel herumschwärmten, das bewegt werden sollte. Sie mussten so zahlreich erscheinen, weil sie körperlich so schwach waren. Ich sah Männer, die Zementsäcke buckelten, und andere, die sich mit Schubkarren abmühten.

Brutale Vorarbeiter standen neben ihnen, Knüppel oder dicke geknotete Seile in der Hand. Diese Vorarbeiter waren die «Kapos». Selbst Lagerinsassen, entschieden sie über Leben und Tod ihrer Mithäftlinge, und sie nutzten diese Macht ohne jede Hemmung. Ich verabscheute sie auf der Stelle. Bald schon wurde ich Zeuge, wie ein Häftling wegen

irgendeiner Lappalie von einem Kapo totgeschlagen wurde. Ich konnte es nicht fassen, dass ein Menschenleben so billig war. Selbst in der Wüste hatten wir den Tod intensiver wahrgenommen. Hier gab man nicht einmal den Preis einer Gewehrpatrone aus, um das Leben eines «Gestreiften» zu beenden. Stiefel und Knüppel reichten.

Zu dieser Zeit wurden die jüdischen Häftlinge von uns getrennt gehalten. Wenn einer von ihnen mit uns sprach, riskierte er, erschossen oder totgeschlagen zu werden. Nachts kehrten wir in unser vergleichsweise angenehmes Lager zurück, während die «Gestreiften» weggeführt wurden, Gott allein wusste, wohin.

Die Fabrik wurde vom Chemieriesen IG Farben errichtet, vor allem, um «Buna» zu produzieren, synthetischen Gummi für Hitlers Kriegsmaschinerie, ausserdem Methylalkohol als Brennstoff. Die Baustelle war in Ost-West-Richtung über drei Kilometer lang und mehr als anderthalb Kilometer breit. Innerhalb dieses stacheldrahtgesicherten Geländes, das wie ein grosses Raster angelegt war, gab es zahlreiche einzelne Baustellen, überragt von einer grossen Industrieanlage mit vier hohen Schloten. Bei uns hiess sie «Queen Mary», nach dem Luxusliner mit den drei markanten Schornsteinen. Offenbar konnte da jemand nicht zählen. Überall wurden Werkshallen, Türme und Kamine hochgezogen, Gitterbrücken und Rohrleitungen in grossem Massstab gebaut. An jedem Block führten Schmalspurgleise entlang, auf denen alles herangeschafft wurde, was nötig war, um die Anlage fertigzustellen und in Betrieb zu setzen. Überall, in jedem Spalt und jedem Winkel dieses industriellen Altraums, sah man die armen Schattenwesen in ihrer schmutzigen Zebrakleidung. Viele waren zu schwach, um zu stehen, geschweige denn, um Lasten zu heben oder gar zu tragen. Mittlerweile war mir klar, dass sie zu keinem normalen Arbeitslager gehörten. Diese Menschen wurden gezwungen, sich zu Tode zu schuften.

Es war die Hölle auf Erden. Die Hölle auf Erden. Es gab kein Gras, nichts Grünes, nur Schlamm im Winter und Staub im Sommer. Die Natur – ganz zu schweigen vom Grossen Architekten selbst – hatte diesen Ort verlassen. In der ganzen Zeit, die ich dort war, sah ich keinen einzigen Schmetterling, keinen Vogel, keine Biene.

Schon bald war klar, dass die Wachmannschaften die strenge Gruppentrennung nicht durchsetzen konnten. Es hätte die Arbeitsabläufe verlangsamt, und an oberster Stelle stand, dass die Arbeit so schnell wie möglich getan wurde.

Deshalb dauerte es nicht lange, und wir schufteten Seite an Seite mit den Juden und taten die gleiche Arbeit wie sie, aber wir waren nicht den Prügeln und den willkürlichen Morden ausgesetzt. Wir sollten dort nicht sterben, die Juden schon. Das war der Unterschied. Wann immer der Wind von Westen kam, nahmen wir einen widerlich süsslichen Gestank wahr, der aus mehreren Schornsteinen drang, die sich in einiger Entfernung erhoben.

Ein paar Tage lang arbeitete ich neben einem armen Kerl, der Franz genannt wurde, wenn ich mich recht erinnere. Ich erkannte ihn in der Menge seiner Mitgefangenen. Eines Tages kam er nicht mehr. Ich passte einen Moment ab, als die Kapos gerade nicht hinsahen, und fragte einen der Männer aus Franz Kommando, was aus ihm geworden sei. Er zeigte mit beiden Händen nach oben und sagte: «Er ist durch den Schornstein gegangen.»

Es fiel mir wie Schuppen von den Augen. Wer zum Arbeiten zu schwach war, wurde ermordet und verbrannt. Es waren Krematorien, die den widerlichen Gestank verströmten. Nun wusste ich Bescheid, aber Hörensagen allein genügte mir nicht.

Auf einem der Rückmärsche vom IG-Farben-Werk brach ein Streit zwischen britischen Kriegsgefangenen und Wehrmachtsposten aus. Unsere Jungs verhöhnten die Deutschen und buhten sie aus, und ich war

mittendrin. Irgendwann gingen die deutschen Soldaten auf uns los, um uns zur Räson zu bringen; sie rempelten uns und schubsten uns herum, während der deutsche Feldwebel, der den Trupp kommandierte, Befehle brüllte. Er war ein grosser Kerl, und ausgerechnet in dem Augenblick, als ich mich aus dem Handgemenge löste, fiel sein Blick auf mich. Der Feldwebel entriss einem Posten den Karabiner, packte ihn mit beiden Händen und wollte mir den Kolben mit aller Kraft ins Gesicht stossen. Ich bemerkte es gerade noch rechtzeitig, wich aus und hörte das hässliche Geräusch zerberstender Knochen: Einer der Deutschen direkt hinter mir hatte die Wucht des Hiebes seitlich gegen den Kopf abbekommen. Er brach zusammen. Sein Gesicht war nicht mehr wiederzuerkennen. Falls der Kolben des neun Pfund schweren Karabiners, der ihm gegen die Schläfe gerammt worden war, ihn nicht sofort umgebracht hatte, lebte er jedenfalls nicht mehr lange. Wir kehrten in Reih und Glied zurück und machten uns auf Vergeltung gefasst. Sie blieb aus. Den Feldwebel habe ich nie wiedergesehen.

Unser Lager war einfach zu gut, als dass wir ewig dort bleiben konnten. Anfang 1944 wurden wir auf ein Gelände verlegt, das nur ein paar Meter vom Südrand des IG-Farben-Komplexes entfernt lag. Die Gestreiften waren irgendwo östlich von uns, ausser Sicht, aber so nahe, dass wir nachts Schreie und manchmal Schüsse aus ihrem Lager hörten.

Unser neues Gefangenenlager war primitiv und nackt und überfüllter als das erste. Im Winter hingen in den Baracken die Eiszapfen von der Decke, und in den warmen Monaten wimmelte es von Mücken. Wir hatten eine primitive Latrine, nur eine Reihe von Löchern in einer Planke über einer Grube, aber selbst das war zu wenig für ein Lager unserer Grösse.

Wir hörten, dass E715, wie man das Lager nannte, zuvor russische Kriegsgefangene beherbergt hatte. Gerüchten zufolge hatte die SS sie weggeführt, um Platz für uns zu schaffen, und sie in einen primitiven Stollen gebracht, der später unser Luftschutzbunker werden sollte. Dort waren die Russen angeblich mit Giftgas ermordet worden. Ob das stimmte, liess sich schwer sagen. An einem Ort wie diesem erschien jedenfalls alles denkbar.

Ich weiss heute, dass sowjetische Kriegsgefangene den ersten Experimenten mit Giftgas zum Opfer gefallen sind. Im September 1941 wurden Hunderte von ihnen in einem Keller des Hauptlagers von Auschwitz mit Zyklon B ermordet. Das «Verfahren» funktionierte, aber es war dem Lagerkommandanten nicht effizient genug. Er liess eines der Krematorien umbauen, sodass das feste Zyklon B durch Löcher im Dach geschüttet werden konnte. Zyklon B gibt den hochgiftigen Zyanwasserstoff ab, Blausäuredampf. Bei diesen Experimenten starben neunhundert Menschen. Das Räderwerk des mechanisierten Mordes war in Gang gesetzt worden.

Damals entfachten die Gerüchte, dass in unserem Lager Menschen vergast worden waren, meine Wut und verstärkten meinen Wunsch, endlich zu erfahren, was hier wirklich vor sich ging. Russen wurden fast so schlecht behandelt wie Juden. Wir hatten mehr Glück. Unsere Wächter kamen normalerweise aus der Wehrmacht und waren weniger brutal als die SS, aber niemand in Auschwitz legte die Menschlichkeit der Soldaten des Afrikakorps an den Tag.

Der deutsche Unteroffizier, den wir in E715 am häufigsten zu Gesicht bekamen, war ein Mann namens Mieser. Er tauchte auf, sobald es Schwierigkeiten gab, und er war bei jedem Morgenappell anwesend.

Während des Appells waren wir so störrisch, wie wir nur wagten. Man zählte uns schliesslich nicht zu unserem Vorteil ab. Miesers Auf-

forderungen, still zu sein – «ruhig», sagte er jedes Mal –, wurden von den Jungs schnell nachgeäfft. Sobald er auftauchte, brüllten wir ihn nieder und riefen alle zusammen «ruhig, ruhig, ruhig». «Ruhig» war unser Spitzname für Mieser. Das Ganze war kaum mehr als ein Dummejungenstreich, aber unserer Moral tat es gut. «Ruhig» neigte zum Übereifer, und manche von uns hassten ihn, aber er war bei Weitem nicht der Schlimmste.

Den Lagerkommandanten – den «Hauptman», wie wir ihn nannten – sahen wir sehr selten. Ich hatte nur einmal mit ihm zu tun. Als wir eines Nachts im Regen von der Arbeit zurückkehrten, stand ich neben einem Cockney namens Phil Hagen. Wir befanden uns in einem kleinen, von Stacheldraht umzäunten Bereich und wurden von den Posten durchsucht. Sie brauchten nicht lange, und sie hatten bei Phil ein totes Federvieh gefunden, das in seiner Hose versteckt war – ein Huhn oder eine Ente, die er sich irgendwo unter den Nagel gerissen hatte.

Wenn wir bei etwas Verbotenem erwischt wurden, bestrafte die Deutschen jedes Mal mehr Leute als nur den Schuldigen. Es wurde viel gebrüllt und gebuht, und die Wächter zogen ihre Pistolen und feuerten ein paar Schüsse in die Luft.

Ich stand neben Phil, und so wurden wir beide abgeführt und über Nacht in eine eiskalte Bestrafungszelle vor dem Lager gesperrt. Wir bekamen weder Essen noch Wasser. Als wir am nächsten Morgen vor den Kommandanten gebracht wurden, behauptete Phil, der Vogel habe ihn angegriffen, und er sei gezwungen gewesen, ihn in Notwehr zu töten. Einen Augenblick, während gedolmetscht wurde, herrschte Schweigen; dann lachte der Kommandant laut auf, und die Anspannung verschwand. Es wurde kein Wort mehr über die Sache verloren.

Über zwei Gräueltaten, die gegen unsere Männer verübt wurden, hat man im Lager viel geredet. Ich war zwar nicht dabei, aber ich habe alles darüber gehört.

«Jock» Campbell war ein schlagfertiger junger Kerl, und trotz der schrecklichen Bedingungen im Lager sah er meist gepflegt, beinahe geschneigelt aus. Eines Abends kehrte die Kolonne zum Lager zurück, als Jock eine Zwangsarbeiterin entdeckte, die sich abmühte, einen schweren Behälter zu tragen. Jock verliess die Kolonne, um der Frau zu helfen. Man befahl ihm, in die Reihe zurückzukehren. Als er sich weigerte, fing er sich einen Stich mit dem Bajonett ein, der allerdings nicht tödlich war, wie sich herausstellte.

Einige Aussagen deuteten auf einen Soldaten namens Benno Franz als Täter hin. Ich war nicht Zeuge des Vorfalls; deshalb kann ich nichts dazu sagen. Ich sah nur Campbell am Boden liegen, und einige Jungs kümmerten sich um ihn, während wir vorbeigeführt wurden. Die Wunde war hässlich, aber Franz – oder wer auch immer – hatte nicht mit voller Kraft zugestossen. Heute bin ich mir ziemlich sicher, dass Campbell überlebt hat.

Am 23. Februar 1944 arbeitete Corporal Reynolds vom Royal Army Service Corps an der Buna-Werk-Baustelle, als ihm befohlen wurde, an einer über zwanzig Meter hohen, vereisten Gerüstbrücke hochzuklettern. Reynolds weigerte sich und erklärte, ohne geeignetes Schuhwerk würde er in den Tod stürzen. Er wurde auf der Stelle erschossen. Die Schuld wurde einem Offizier namens Rittler gegeben; andere sagten, auch hier sei Benno Franz der Schuldige. Ich erinnere mich, an dem Tag einen Schuss gehört zu haben, aber ich schaute nicht nach, was los war; Schüsse waren nichts Ungewöhnliches. Diese Vorfälle machten die gute Stimmung zunichte, die sich bei uns eingestellt hatte.

Ein paar Gefangene im Lager E715 gelangten irgendwann zu der Ansicht, man käme mit den Bedingungen am besten zurecht, wenn man die karge Freizeit mit kreativer Beschäftigung füllte. Sie versuchten mit Theateraufführungen die Stimmung in den Baracken zu heben und zu

zeigen, dass wir noch nicht besiegt waren. Ein kluger Kopf hatte die Idee, «Sweeney Todd» aufzuführen, als bräuchten wir einen dämonischen Barbier, der unserem mondänen Leben zusätzliche Würze verlieh. Ständig starben Menschen um uns herum.

Vielleicht hatte jemand eine subversive Allegorie im Sinn; ich weiss es nicht. Ich weiss nur noch, dass die deutschen Wächter kamen, um zu sehen, was wir vorhatten. Es gab noch andere Produktionen von zweifelhaftem Charakter, aber so etwas war nicht meine Art, mit der Wirklichkeit fertig zu werden. Wir waren Zeuge einer niemals endenden Abscheulichkeit, und ich wollte mich nicht davon ablenken lassen.

Wenn es um Fussball ging, sah ich die Sache jedoch anders, und viele unserer Jungs sahen es genauso. Wir waren auch nur Menschen. Ein paar T-Shirts und Shorts kamen ins Lager, und jemand überlegte sich, ein internationales Turnier zu spielen. Die Mannschaften sollten England, Schottland, Wales und Südafrika sein, aber es gab nicht genügend Männer aus jeder Nation. Soweit ich mich erinnere, war Burt Cook der einzige Südafrikaner, der Fussball spielte; deshalb waren die Nationalitäten lediglich die Namen der Mannschaften. Ich spielte zweimal als Rechtsaussen für Südafrika und schoss ein Tor im Finale, das wir für uns entschieden.

Die Spiele fanden auf einem Feld östlich vom Haupteingang statt. Ich nehme an, es waren Maschinengewehre aufgestellt für den Fall, dass wir zu übermütig wurden. Doug Bond, der Jahre später ein Freund von mir wurde, stand für England im Tor, aber damals kannte ich ihn nicht. Die Gelegenheit, Fussball zu spielen, wollte ich mir jedenfalls nicht entgehen lassen, und ob es richtig war oder nicht, ich genoss es.

Wenn ich heute zurückschaue, muss ich gestehen, dass wir naiv waren. Nach dem Turnier stellten wir uns zu Mannschaftsfotos auf und blickten alle lächelnd und mit rosigen Gesichtern in die Linse Heute

glaube ich, dass wir Teil eines ausgeklügelten Propagandaschachzugs waren. Soweit ich mich erinnere, war der Fotograf ein Zivilist, und uns wurden später die Fotos ausgehändigt. Ungefähr zur gleichen Zeit bekamen wir frische Uniformen, die zwar nicht neu, aber besser waren als alles, was wir am Leib trugen. Viele von den Jungs mussten Aufstellung nehmen und wurden in ihren neuen Monturen fotografiert.

Für die Deutschen war das ein Geschenk. Der Wehrmacht half es, sich von den Methoden abzugrenzen, die die SS den Juden gegenüber anwendete. Offenbar hatte jemand vorhergesehen, dass nach dem Krieg die eine oder andere Frage gestellt werden würde. Ausserdem dürfte es den Lagerkommandanten geholfen haben, sich die Rotkreuzbeobachter vom Leib zu halten. Aber diese Leute erwiesen sich ohnehin als leichtgläubig. Einige ihrer Berichte über die Zustände in unserem Lager, die ich später las, hatten mit der Wahrheit wenig zu tun.

In den Berichten hiess es, wir hätten Fussball spielen dürfen, wann immer genügend Wächter zugegen waren. Das ist völliger Unsinn. Ein anderer Rotkreuzbericht besagte, die Arbeit sei nicht anstrengend, und es gebe keinerlei Beschwerden. Ausserdem hiess es, wir hätten fließend Warmwasser, und als wäre das noch nicht absurd genug, behaupteten Rotkreuzbeobachter, sie hätten Insassen unseres Lagers beim Tennis spielen gesehen. In einem wenigstens mussten die Deutschen einräumen, dass die Rotkreuzleute recht hatten: Die Latrinen reichten nicht für unsere Anzahl, und das Trinkwasser war schlecht.

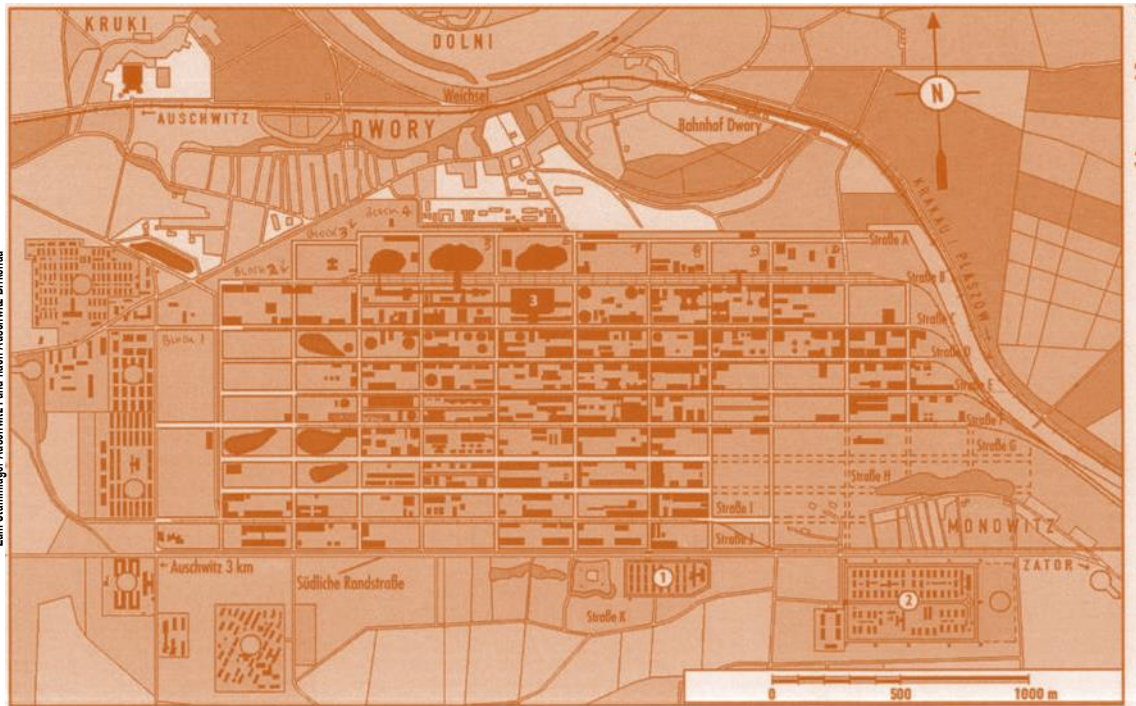
Es herrschte eine Atmosphäre ständiger Anspannung und argwöhnischer Wachsamkeit. Man wusste nie, wem man trauen konnte. Stets wurde davon gesprochen, dass es in unserer Mitte Spitzel gebe; wir nannten sie «Spürhunde». Ich kannte die Geschichte von Miller, und ich erinnere mich sogar, ihn gesehen zu haben. Er war ein Bursche, der sich auszudrücken verstand. Er traf allein von Lamsdorf kommend bei uns

ein und behauptete, den Green Howards anzugehören, einem kleineren Regiment. Er erregte sofort Argwohn. Die Erlebnisse während seines Kriegsdienstes und seine Kenntnisse über das Regiment seien unstimmig, hiess es. Ein paar Jungs, unterstützt von Coward und seinen Gefolgsleuten, die ständig um ihn herum waren, hörten sich um. Sie kamen zu dem Schluss, dass Miller ein Spürhund war – ein Spitzel, der ins Lager eingeschleust worden war, um uns auszuhorchen.

Es heisst, sie hätten Miller auf der Latrine überwältigt, ihn umgebracht und seine Leiche in die Grube darunter geworfen. Ich war nicht dabei, aber ich habe damals nie bezweifelt, dass es stimmt. Im Lager gab es genügend Männer, die zu so etwas imstande waren. Den Deutschen schien es egal zu sein, dass ein Mann verschwunden war. Sie gingen der Sache niemals nach.

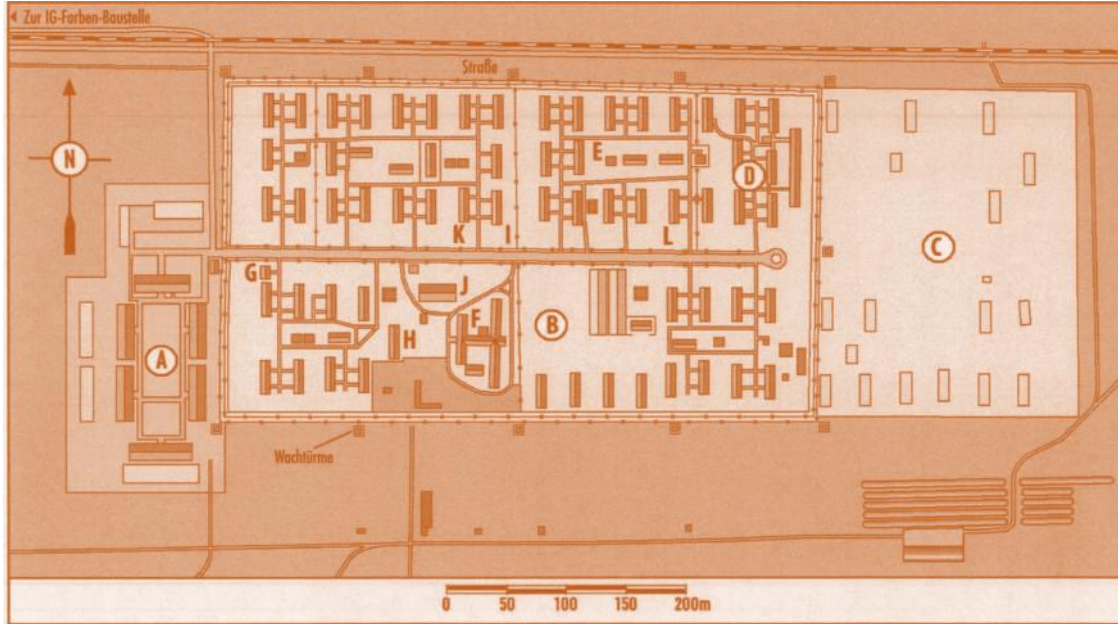
Industriekomplex Buna-Monowitz der IG Farben 1944

Zum Stammlager Auschwitz I und nach Auschwitz-Birkenau



- 1 Kriegsgefangenenlager E715
- 2 Auschwitz III, Auschwitz-Monowitz
- 3 Die «Queen Mary»

Konzentrationslager Auschwitz III (Buna-Monowitz) Ende 1944



- A Kaserne für SS-Wachmannschaften
- B Appellplatz
- C Geplante Lagererweiterung, nie fertiggestellt
- D Baracken für kranke Häftlinge und Leichenhaus
- E Strafbunker
- F Küchenbaracke
- G Häftlingsorchester
- H Bordell – Denis Avey nennt es das «Frauenhaus»
- I Kleiderkammer
- J Schmiede
- K Lagerhaus
- L Lagerkantine/ Häftlingsorchester

Lager
 Kontrollstreifen
 Stacheldrahtzaun mit Hochspannungsdraht
 Stacheldrahtzaun

10. Kapitel

Wir arbeiteten jeden Tag elf Stunden. Vergessen Sie alles, was Sie in Spielfilmen über Gefangenenlager gesehen haben, in denen die Männer in Kricketpullovern herumlaufen und ein bisschen Gartenarbeit oder Turnübungen machen, um ihre Fluchttunnel zu tarnen, während sie Pfeife rauchen und die Deutschen veräppeln. Vielleicht ging es in den Offizierslagern so zu, aber für uns, für die Unteroffiziere und Mannschaften, bedeutete Kriegsgefangenschaft Schwerstarbeit, die allerdings nicht annähernd so hart ausfiel wie für die «Gestreiften».

Jeden Tag musste ich mit ansehen, wie auf der Fabrikbaustelle Juden ermordet wurden. Einige wurden totgetreten und totgeprügelt, andere brachen zusammen und starben im Dreck an Entkräftung und Hunger. Ich wusste, dass das Gleiche überall im Lager geschah, bei jedem Arbeitskommando. Die Juden konnten ihr Ende vielleicht ein wenig hinauszögern, aber es war unausweichlich: Sie bekamen nicht genug zu essen, um überleben zu können. Gegen Mittag gab es die scheussliche Kohlsuppe. Wir bekamen sie kaum herunter; dabei war die Suppe halbwegs nahrhaft, während das Zeug, das die jüdischen Häftlinge bekamen, kaum mehr war als stinkendes Wasser. Von Zeit zu Zeit gelang es uns, den Deutschen vorzutäuschen, wir wären mehr Leute in unserem Arbeitskommando. Auf diese Weise bekamen wir mehr Suppe, als wir brauchten. Wir konnten sie den Juden nicht offen geben; wir liessen sie irgendwo stehen, wo sie herankamen. Wenn die Wächter oder die Kapos etwas mitbekamen, rissen sie den Juden die Suppe fort und kippten sie aus. Anschliessend wurden die «Schuldigen» meist durchgeprügelt.

In den Buna-Werken saugten die Wärter jedem erschöpften Menschen das letzte bisschen Leben und Arbeitskraft aus, und wenn er verbraucht war, schickten sie ihn in den Tod. Ich kannte die Bezeichnungen damals noch nicht, aber die Juden mussten nach Westen, entweder in das Stammlager aus Ziegelbauten, das Konzentrationslager Auschwitz I, oder in das neue, ausgedehnte Lager aus Holzbaracken, Auschwitz II oder Auschwitz-Birkenau. Dort wurden sie früher oder später ermordet, viele gleich nach ihrer Ankunft. Hinter allem standen die SS und der Vorstand der IG Farben. Die Kapos – jene Häftlinge, die mit der Aufsicht über ihre Mitgefangenen betraut waren – konnte ich auf den Tod nicht ausstehen. Sie waren Dreckskerle. Viele von ihnen trugen an ihrer Häftlingskleidung das grüne Dreieck der Berufsverbrecher. Ihr Überleben hing davon ab, dass sie die anderen Häftlinge unter der Knute hielten. Wenn die Kapos ihre privilegierte Stellung verloren, standen sie ohne Freunde da und überlebten nicht lange.

Man hört oft von der Unmenschlichkeit des Menschen gegenüber dem Menschen, aber in Auschwitz stellte sich die Frage nach «Menschlichkeit» oder «Unmenschlichkeit» gar nicht – was dort geschah, war bestialisch. Liebe und Hass besaßen keine Bedeutung; Gleichgültigkeit war das bestimmende Element. Ich fühlte mich durch jeden gedankenlosen Mord, gegen den ich nichts unternehmen konnte, persönlich herabgesetzt und lebte in einem Zustand ständiger Unmoral.

Für die jüdischen KZ-Häftlinge hatte alles, was eingetauscht werden konnte, einen unschätzbaren Wert. Es konnte ihr Leben verlängern. Sie mussten eine Möglichkeit finden, sich jeden Tag zusätzliche Kalorien zu sichern, sonst hatten sie keine Chance. Allerdings mussten sie dabei ungeheure Risiken auf sich nehmen.

Im Vergleich zu ihnen waren wir privilegiert, aber auch nur im Vergleich. Wir erstritten uns hin und wieder einen freien Sonntag, und uns wurden kleine Erleichterungen zugestanden. Allerdings musste ich zuvor erst unerwartet mit einem der Vorgesetzten auf der IG-Farben-Bau-stelle in Streit geraten.

Halbwissen kann gefährlich sein. Nur Brocken einer Sprache zu beherrschen, kann an einem Ort wie Auschwitz in den Tod führen. Ich hatte einem der Bauleiter ins Gesicht gesagt, er sei ein «Schwindler», weil er uns ohne Pause sieben Tage die Woche schufteten liess. Der Kerl war ausser sich vor Wut. Als die Wärter gerufen wurden, um mich abzuführen, wusste ich, dass ich die Wirkung dieses Wortes unterschätzt hatte.

Am Ende wurde ein Dolmetscher gerufen, um zu vermitteln, ein schottischer Soldat, der ein besseres Deutsch sprach als ich. Er erklärte, dass es im Englischen eine milde Zurechtweisung sei, jemanden «swindler» zu nennen, etwa so, als würde man «Schlingel» zu ihm sagen. Im Deutschen war es eindeutig schlimmer. In Wirklichkeit war auch «Schwindler» noch sehr milde gegenüber dem, was ich wirklich dachte, aber das Argument des Schotten glättete die Wogen. Ich hatte noch mal Glück gehabt.

Jedenfalls leisteten wir Schwerstarbeit, um kriegswichtige Güter für die Deutschen zu produzieren, und das machte uns stinksauer. Wir beschwerten uns, dass es gegen die Genfer Konvention verstosse, uns zur Arbeit zu zwingen. Zu meinem Erstaunen wurde diese Beschwerde weitergereicht, und wir wurden in ein Bürogebäude auf dem Gelände der IG Farben bestellt. Ich gehörte zu den fünf Mann, die ausgesucht wurden, unseren Standpunkt zu vertreten. Ich konnte kaum glauben, dass man überhaupt bereit war, uns anzuhören, aber wir wurden in ein Büro geführt. Dort allerdings mussten wir feststellen, dass ein höherer Offizier der Besprechung vorsass. Das war kein gutes Zeichen.

Er hörte sich unsere Beschwerde an. Dann zog er seine Pistole aus der Tasche an seinem Koppel, knallte sie auf den Tisch und sagte: «Das hier ist meine Genfer Konvention. Sie machen, was ich sage.»

Wir wurden wieder an die Arbeit geschickt. Von nun an aber waren wir entschlossen, alles zu tun, um den Deutschen ein paar Knüppel zwischen die Beine zu werfen.

Ich musste oft Botengänge für einen deutschen Ingenieur erledigen. Er trug einen weichen Filzhut und Schaftstiefel oder Gamaschen, wenn er auf der Baustelle war, und er war redselig und schien mich sympathisch zu finden. Wir hatten Pläne gemacht, die Arbeit zu sabotieren, zu der die Deutschen uns zwangen, und dass der Mann mich mochte, erleichterte uns die Sache. Durch ihn lernte ich auch Paulina kennen, eine junge ukrainische Zivilarbeiterin, die in seinem Büro beschäftigt war. Nach dem deutschen Überfall auf die Sowjetunion hatten die Nazis sie und viele andere Ukrainerinnen quer durch Europa verschleppt und zur Arbeit gezwungen. Zivilarbeiter hatten grössere Freiheiten als die jüdischen Häftlinge. Sie trugen keine gestreifte Häftlingskleidung und waren nicht zur Vernichtung vorgesehen, aber auch ihr Leben hing an einem seidenen Faden. Sie brauchten Mut, um uns zu helfen, und Paulina half uns sehr. Sie kam vom Schwarzen Meer, war jung und hatte ein breites Gesicht und welliges blondes Haar. Sie verriet uns, wann Sonderlieferungen von Maschinen oder Maschinenteilen erwartet wurden, damit wir versuchen konnten, den Transport zu sabotieren.

Wenn es zu schwierig war, im Büro des Ingenieurs zu reden, trafen wir uns in einem kleinen Kesselhaus. Der Heizer war ebenfalls Zwangsarbeiter, und ich warnte ihn jedes Mal vor. Er wusste, was los war, aber er zog uns dennoch auf, indem er die Finger ineinanderhakte und anzüglich «Amour, amour» wisperte.

Der Heizer hatte eine Wellblechplatte in der Wand hinter dem Kessel losgeschraubt, sodass einer von uns entkommen konnte, falls die SS in den Schuppen kam. Das war aber nie der Fall.

Was Paulina uns mitteilte, war Gold wert. Wir tauschten Schilder an Eisenbahnwaggons aus, damit sie zu falschen Bestimmungsorten führen. Wir streuten Sand in die Achslager, damit sie heissliefen und schneller ersetzt werden mussten. Wir verbogen die Schaufeln an Kühllüftern, damit sie vibrierten und nach und nach die Maschine beschädigten. Wir klemmten spitze Steine unter Elektrokabel, die wir unterirdisch verlegten, in der Hoffnung, dass sie irgendwann die Isolierung durchstachen und die Leitung lahmlegten. Als wir die riesigen Gasometer vernieten sollten, entwickelten wir eine Methode, den Kopf der Niete mit der Hammerfinne so zu bearbeiten, dass sie sauber gesetzt wirkte, in Wirklichkeit aber Spiel hatte, sodass sie sich mit der Zeit lockerte und ein Leck entstand. Ich schlich mich auf die Höfe der Bauunternehmer, suchte die Sauerstoffflaschen für das Autogenschweissen, öffnete mit einem Schlüssel die Ventile und liess das Gas ausströmen. Freigesetztes Acetylen roch man, Sauerstoff nicht. Es war die perfekte Sabotage. Zum ersten Mal seit meinen Wüstentagen konnte ich meine technischen Kenntnisse einsetzen. Auf diese Weise machte ich mich gerne nützlich.

Paulina tat noch mehr für mich, als Informationen zu beschaffen. Sie besorgte mir mehrmals richtige Mahlzeiten und brachte sie mir auf einem Teller. Ich weiss nicht, woher das Essen kam, aber ich genoss es in vollen Zügen. Paulina mochte mich, aber mehr war nicht zwischen uns. Als sie mir ein Foto von sich schenkte, behielt ich es immer bei mir. Ich trug es in meiner Uniform, brachte es später mit nach Hause und besitze es noch heute. Sie schenkte mir auch einen schlichten Siegelring mit den mysteriösen Initialen FD und der Jahreszahl 1943.

Selbst solche unbedeutenden Geschenke waren in Auschwitz selten und von aussergewöhnlichem menschlichen Wert. Ich trug den Ring, bis ich wieder in der Heimat war.

Viele unserer Sabotageakte hätten wir ohne Paulina nie zuwege gebracht. Was wir taten, zielte auf eine allmähliche, schleichende Wirkung ab. Das musste so sein, denn alles Spektakuläre wäre entdeckt worden, und irgendjemand hätte dafür gezahlt. Dieses Risiko konnten wir nicht eingehen.

Die Ausschachtungsarbeiten für die Buna-Gummifabrik waren im April 1941 begonnen worden. Heinrich Himmler, der Reichsführer-SS, hatte den IG Farben Tausende von Zwangsarbeitern versprochen, die das Werk errichten sollten. Doch keine einzige Lieferung synthetischen Gummis hat die Fabrik je verlassen. Ich hoffe, dass wir damals unseren Beitrag dazu geleistet haben.

Tag und Nacht waren wir von Brutalität und Unmenschlichkeit umgeben. Einmal blickte ich in Richtung der Kantinegebäude der IG-Farben-Baustelle und sah, wie ein jüdischer Häftling in einer Mülltonne nach etwas wühlte, das er essen oder eintauschen konnte, nach schimmeligem Gemüse vielleicht, nach einem Zigarettenstummel oder einem Stück Draht.

Er bewegte sich wie in Zeitlupe. Hunger und Erschöpfung hatten seine Sinne abgestumpft; nur das Verlangen nach Nahrung war noch lebendig. Für ihn hiess es essen oder sterben.

Mir blieb keine Zeit, ihn zu warnen. Die uniformierte Wärterin, von denen es auf dem Gelände nur sehr wenige gab, sah der Mann erst, als sie direkt hinter ihm stand. Sie streckte ihn mit einem Hieb zu Boden und stellte sich breitbeinig über ihn. Viel brauchte es nicht mehr, um ihn zu töten: Sie nahm einen grossen Stein auf, hob ihn in ihren lederbehandschuhten Händen über den Kopf und zerschmetterte dem Mann den Schädel.

Sie war nicht die einzige Wärterin, die ich sah. Jemand machte mich auf eine Frau in einer massgeschneiderten Uniform aufmerksam, die in einer Gruppe das Lager durchquerte. Ihre harte Miene entstellte ihr jugendliches Gesicht. Mir kam zu Ohren, dass es sich um Irma Grese handelte, die berühmte Aufseherin aus dem Vernichtungslager Auschwitz-Birkenau am anderen Ende der Stadt. Für ihre sadistischen Taten büsste sie im Dezember 1945 am Strang.

Einige SS-Wärter waren alt oder kriegsversehrt, aber ich hatte keinerlei Sympathien für irgendeinen von ihnen. Sie waren nicht das Afrikakorps. Sie sahen, was in Auschwitz vor sich ging. Es liess sich nicht verbergen.

Einmal kam ein SS-Mann zu mir, als ich im Freien arbeitete. Er hatte hohle Augen und einen steifen Arm. Der Mann stellte sich neben mich und begann mit sich selbst zu reden, wobei er mit leerem Blick vor sich hin startete. Er war MG-Schütze an der Ostfront gewesen und erzählte von einem russischen Grossangriff, der mit dem Pfiff einer Pfeife begonnen hatte. Sie kamen zu Tausenden, sagte er, und egal, wie viele er mit dem MG niederhächte, es wurden immer mehr. An meiner Seite durchlebte er die Schlacht noch einmal. Der Lauf seines Maschinengewehrs verzog sich von der Hitze durch das pausenlose Feuern. Die Waffe war nutzlos. Die Russen waren nicht aufzuhalten. Er wurde verwundet, und vielleicht verlor er den Verstand. Ich sagte nichts. Wie konnte man an einem Ort wie Auschwitz Mitleid mit diesem Mann empfinden?

Am Ende seines Monologs richtete er sich auf und ging ohne ein Wort des Abschieds weiter. Drei Tage später begegnete ich ihm wieder. Er blickte durch mich hindurch.

Ich erinnere mich, wie ich Metallrohre gehalten habe, damit ein blonder Zwanzigjähriger mit frischem Gesicht Flansche anschweissen konnte. Er war ein ziviler deutscher Arbeiter.

Diese Leute waren uns ein Rätsel, aber ich wollte unbedingt mehr wissen. Ich versuchte ihn anzusprechen, befragte ihn über Musik und wollte wissen, wieso die Nazis den Jazz so hassten. Ich dachte, wenn ich ihn überrumpelte, sprach er vielleicht über seine Vergangenheit und offenbarte irgendetwas Nützliches. Doch er war bereits vom Hass vergiftet und behauptete, die Juden hätten sein Land zugrunde gerichtet. Wir fanden keine Gemeinsamkeit, doch plötzlich hörte er auf zu schweissen und sang:

Küss mich, bitte, bitte, küss mich, eh die letzte Bahn kommt,
küss mich ohne Pause.

Dieses unschuldige Lied passte nicht an diesen monströsen Ort, doch er bemerkte es nicht und machte sich wieder an seine Schweissarbeit.

Ein anderer Häftling steht für mich stellvertretend für den Mut und die Tüchtigkeit, die von den Nazis vernichtet wurden. Sein Name war Victor Perez, ein sephardischer Jude aus Französisch-Tunesien. Er war ein Weltklasseboxer im Fliegengewicht gewesen. 1943 hatte man ihn in Paris verhaftet. Als sportbegeisterter Junge kannte ich ihn als «Young» Perez, der Anfang der Dreissigerjahre nach Grossbritannien gekommen war und geboxt hatte. Ich sprach auf der IG-Farben-Baustelle nur ein einziges Mal mit ihm, und selbst da nur sehr kurz. Als ich ihm sagte, dass ich von seinem grossen Kampf gegen Johnny King in Manchester wisse, musste er innehalten und nachdenken, ehe er sich erinnerte. Er war nur noch ein Schatten des gut aussehenden jungen Boxers, dessen Fotos ich kannte. Jahre später erfuhr ich, dass man ihn gezwungen hatte, auf dem Appellplatz von Auschwitz III um sein Leben zu boxen, während die SS-Leute auf den Kampfausgang wetteten.

Im Januar 1945 wurde er von der S S auf dem Todesmarsch erschossen.

Mir reichten unsere kleinen Sabotageakte nicht. Der Boden, über den wir gingen, hatte viel Blut getrunken. Der widerliche Geruch hing ständig über dem Lager und vermischte sich mit dem Gestank unserer Ausscheidungen und den Industriedämpfen. Die Fragen häuften sich.

Ich glaubte, abgehärtet zu sein gegen die Brutalität von Auschwitz. Wollte man überleben, ging es nicht anders. Jeder, der in Auschwitz einsass, hatte seine eigene Geschichte, aber das schiere Ausmass des Leids liess die persönlichen Tragödien in einem Meer aus Schmerz und Elend untergehen.

Zwei Männer traten aus der Menge hervor, als ich am wenigsten damit rechnete, und die kollektive, anonyme Qual Tausender wurde zum persönlichen Schicksal zweier leibhaftiger Menschen. Die beiden waren Hans und Ernst, jüdische KZ-Häftlinge, die mich aus völlig unterschiedlichen Gründen berührten.

Hans lernte ich kennen, als ich im ersten Stock eines Ziegelbaus arbeitete, der allmählich Gestalt annahm. Das Dach war noch offen, aber man hatte gerade damit angefangen, auf einem der Flure dicke Rohre zu verlegen. Ich konnte den Flur nicht einsehen und war deshalb leicht zu überraschen, falls ein Aufseher des Weges kam.

Was ich tat? Ich kritzelte mit Kreide eine mathematische Formel auf eines der grossen Rohre, die darauf warteten, installiert zu werden. Ich hatte meine Umgebung völlig vergessen. Das Ganze war völlig sinnlos, aber ich versuchte, etwas von meinem Vorkriegs-Ich zu retten, indem ich die Gewissheiten heraufbeschwor, die ich gekannt hatte. Ich ver-

suchte mir eine umständliche Methode ins Gedächtnis zu rufen, mit der man die Fläche eines Dreiecks bestimmen konnte, den Satz des Heron:

$$A = \frac{1}{2} \cdot s \cdot (s - a) \cdot (s - b) \cdot (s - c)$$

Da stand ich nun, ein Stück Kreide in der Hand, auf einem halb fertigen Gang nahe dem Epizentrum der nationalsozialistischen Vernichtungsmaschinerie und starrte auf Symbole und Buchstaben auf einem Rohr.

Hans sah, dass ich allein war, und packte die Gelegenheit beim Schopf. Er kam zu mir und fragte mich, ob ich eine Zigarette hätte. Dann fiel sein Blick auf mein Formelgekritzel. Er sagte nur: «Ich weiss, was das ist.» Der tägliche Kampf um Essen und Überleben war für einen Moment vergessen. Wir hielten inne und blickten auf die Formel, und ein paar Herzschräge lang schienen wir Zwiesprache zu halten mit den Jahrhunderten menschlicher Weisheit und menschlichen Erfindungsgeistes, mit der Welt des Anstands und der Gelehrsamkeit, die von den Nazis hinweggefegt worden war.

Hans war ein holländischer Jude mit hohen Jochbeinen und schmalem Gesicht – ein gebildeter Mann, das erkannte ich schon in dem Augenblick, als ich ihm zum ersten Mal begegnete. Später kam mir zu Ohren, dass seine Familie vor dem Krieg in Amsterdam ein Kaufhaus oder so etwas betrieben hatte. Viel mehr erfuhr ich nie über ihn. Ich bin mir nicht einmal sicher, ob Hans sein richtiger Name war, aber ich nannte ihn so. Namen zu kennen war gefährlich. Wenn man verhört wurde, konnte es für den Träger des Namens das Ende bedeuten, denn die SS bekam aus jedem alles heraus, was sie wissen wollte, und dann war der Betreffende ein toter Mann. Wenn ich mich überhaupt vorstellte, nannte ich mich Ginger.

Als ich wieder in die Gegenwart zurückkehrte, wurde mir bewusst,

dass Hans in Lebensgefahr schwebte, und ich scheuchte ihn weg. Hätte ein Wärter beobachtet, wie er mit mir sprach, wäre es aus mit ihm gewesen. Hans verschwand augenblicklich, aber dieser kurze Moment hatte einen tiefen Eindruck auf mich gemacht, und von da an hielt ich nach ihm Ausschau. Dass ich Hans kennenlernte, war der Beginn des grössten und tollkühnsten Wagnisses, auf das ich mich je eingelassen habe.

Zuerst aber bekam ich selbst Schwierigkeiten, denn nachdem Hans verschwunden war, entdeckte ein Aufseher die mit Kreide hingekritzelte Gleichung. Er rief Hilfe herbei. Eine Delegation in Uniform erschien und stand in verduzttem Schweigen vor den geheimnisvollen Zeichen auf dem Rohr. Dann folgte das Unausbleibliche. Ich wurde zur Vernehmung in einen kleinen Glaskasten von Büro im Erdgeschoss geführt.

Zwei SS-Offiziere verhörten mich. Sie waren überzeugt, dass mein Geschreibsel eine verschlüsselte Geheimnachricht war, und nun wollten sie wissen, was diese Nachricht bedeutete und an wen ich sie gerichtet hatte.

«Das ist kein Kode, das ist eine Formel», sagte ich. «So wie der Satz des Pythagoras.» Den Satz des Heron zu erklären, machte mir einige Mühe; deshalb wirkten die SS-Leute nicht sonderlich überzeugt. «Es hat mit Dreiecken zu tun», sagte ich. «Man berechnet damit die Fläche eines Dreiecks.» Da stand ich nun und versuchte der SS die Sätze des Pythagoras und des Heron begreiflich zu machen, doch mit ihrem gebrochenen Englisch und meinen paar Brocken Deutsch kamen wir nicht weit. Die Deutschen konnten meine Handlungsweise nicht begreifen. Aber ich neige nun mal dazu, solche merkwürdigen Dinge zu tun.

An einem kalten Tag lernte ich den zweiten Häftling kennen, der eine unauslöschliche Spur in meinem Leben hinterlassen sollte. Mein Rücken schmerzte von der Anstrengung, Rohre quer über die Baustelle zum Schweisser zu schleppen, damit er Flansche anbringen konnte. Das

Gebäude der dreistöckigen Filtrationsanlage war fast fertig gestellt. Jetzt installierten wir das Innenleben, und das bedeutete erheblich mehr Arbeit.

Ich rauchte damals kaum, aber Zigaretten waren in Auschwitz die einzige allgemein anerkannte Währung. Man konnte damit beinahe das Leben eines Mannes kaufen. Doch es gab noch andere Anwendungsmöglichkeiten.

Mehrere ältere deutsche Ingenieure, die den Bau beaufsichtigten, trafen ein, um die Fortschritte zu begutachten. Sie gingen umher, rollten ihre Pläne aus und wieder zusammen und machten sich Notizen. Dann standen sie beisammen, diskutierten und machten sich wichtig.

Ich tat, was ich immer tat, wenn sie in der Nähe waren. Ich ging so nahe an sie heran, wie ich konnte, und steckte mir eine Zigarette an mit der alleinigen Absicht, ihnen Rauch ins Gesicht zu pusten, was sie gar nicht gern hatten. Die anderen Jungs machten mit. Wir mussten vorsichtig sein. Wenn wir zu aggressiv oder zu offensichtlich vorgingen, konnte es Ärger geben. Aber die Deutschen verstanden die Botschaft.

Das Rauchen bot ausserdem die Möglichkeit, den jüdischen Gefangenen Zigaretten zustecken, ohne Aufmerksamkeit zu erregen. Ich hasste es, wenn ich ihnen einen Stummel hinschnipsen musste und sie sich deswegen in den Dreck warfen, aber das war immer noch besser, als gar nichts zu tun. Selbst mit einer Zigarettenkippe konnte man sich in Auschwitz etwas ertauschen.

Als ich die Filtrationsanlage verliess und das Hämmern und das helle Licht der Schweissbrenner hinter mir zurückblieben, bemerkte ich sofort, dass ein junger jüdischer Häftling mich nicht aus den Augen liess. Ich nahm an, dass er wartete, ob ich vielleicht eine Zigarette fallen liess. Sein Kopf war wie bei den anderen kahlgeschoren, aber er hatte irgendetwas Besonderes an sich. Sein Gesicht zeigte mehr Ausdruck. Und er sah noch nicht aus wie ein wandelnder Leichnam, obwohl ich

wusste, dass es nicht mehr lange so bleiben würde – irgendwann sahen sie alle so aus. Ich weiss noch, wie einmal Transporte mit ungarischen Juden eintrafen. Unter ihnen waren grosse, kräftige Kerle. Nach vier Monaten bestanden sie nur noch aus Haut und Knochen, und viele lebten schon nicht mehr.

Der junge Bursche war vielleicht neunzehn Jahre alt und irgendwie anders als die anderen. Ich bemerkte sofort, dass seine Zebrakleidung dicker war als bei den meisten und nicht so abgewetzt; vielleicht war sie sogar sauberer als üblich. Das machte mich zuerst misstrauisch. Vielleicht war er einer der wenigen Bevorzugten, der «Prominenten», die auf fragwürdige Art und Weise in der Lagerhierarchie aufstiegen. Das erschien mir zwar nicht sehr wahrscheinlich, aber sicher konnte ich nicht sein.

«Wie heisst du?», fragte ich.

«Ernst», antwortete er. «Und du?»

Irgendwie bewirkte sein Verhalten, dass meine Vorsicht nachliess. Er hatte etwas an sich, das ich auf Anhieb mochte.

«Du kannst Ginger zu mir sagen», sagte ich. Ich glaube, ich gab ihm eine Zigarette, und dann trennten wir uns. Das war alles. Bis ich ihn wiedersah, vergingen ein paar Tage. Wir blickten uns nicht an; das war viel zu gefährlich, solange man beobachtet werden konnte. Deshalb redeten wir, während wir gingen. Ernst hatte Schwierigkeiten mit seinem Englisch. Aber kaum hatte ich verstanden, was er mir mitzuteilen versuchte, als sich alles änderte, denn er sagte unbeholfen: «Ich habe Schwester in England.»

Das haute mich beinahe um. Hatte ich richtig verstanden? Er hatte eine Schwester in England? Ich blickte ihn staunend an. Er war müde, sah aber nicht so ausgelaugt aus wie die anderen. In einer Mischung aus Englisch und Deutsch erklärte er mir, dass seine Schwester 1939 nach Grossbritannien hatte fliehen können – eine der Letzten, die Deutschland verliessen. Sie heisse Susanne, sagte er, und habe es nach Birming-

ham geschafft. Den Namen einer englischen Stadt, die ich kannte, aus dem Mund dieses armen Teufels zu hören, brachte mich völlig aus dem Gleichgewicht. Es schuf eine Art Verbindung zwischen uns, und ich fühlte mich ihm näher. Ich war kein gefühlsbetonter Mensch; aber in diesem Augenblick wurde mir klar, wie viele Emotionen und Gedanken ich ausblendete, um hier überleben zu können. Seine Schwester war in Birmingham in Sicherheit, und er steckte in diesem widerlichen Hölenkessel fest.

«Hast du ihre Adresse?», fragte ich. Er bejahte, sagte aber, er müsse sie sich erst wieder ins Gedächtnis rufen. Ich fragte mich, ob er bloss vorfühlen wollte. Wahrscheinlich war ihm klar, dass er nur eine einzige Chance hatte, und die wollte er nicht vermasseln. Ich musste warten.

Als ich ihn das nächste Mal traf, kannte er die Anschrift seiner Schwester genau: /Tixall Road, Birmingham. Ich prägte sie mir ein und versprach ihm, dass ich versuchen würde, seiner Schwester einen Brief zu schicken. Mit diesem Versprechen begann ein Rätsel, bis zu dessen Auflösung fast sieben Jahrzehnte vergehen sollten.

Ernst hatte ein verschmitztes, kluges Gesicht. In den wenigen Monaten, die ich ihn kannte, sah ich nie, wie er geprügelt wurde, während es für die meisten KZ-Häftlinge nur eine Frage der Zeit war, bis es geschah. Eine Verletzung oder Prügel beschleunigten den Verfall.

Als ich wieder in unserem Lager war, überlegte ich lange und ausgiebig, wie ich am besten Verbindung zu Ernsts Schwester aufnehmen sollte. Vielleicht konnte sie noch nicht gut Englisch lesen. Oder sie traute mir nicht. Schliesslich beschloss ich, den Kontakt zu Susanne über meine Mutter herzustellen, die meine bewusst verschwommenen Nachrichten wahrscheinlich am besten verstand.

Als ich den Stift aufs Papier setzte, bat ich Mutter, Susanne zu

schreiben und ihr mitzuteilen, dass ich mit ihrem Bruder im britischen Kriegsgefangenenlager sei. Ich vermittelte ihr den Eindruck, Ernst sei ein englischer Soldat, der eine Wunde an der Hand habe und deshalb nicht selbst schreiben könne, im Übrigen aber gesund sei. Das war natürlich Unsinn. Ich glaube, ich erfand sogar ein falsches Regiment für ihn. Jedenfalls teilte ich Susanne über meine Mutter mit – so direkt, wie ich es wagte –, dass sie Ernst nur helfen könne, wenn sie ihm Zigaretten schickte, so viele sie sich leisten könnte, und zwar über mich. Ich würde versuchen, die Zigaretten nach und nach an Ernst weiterzugeben. Mir war klar, wie weit hergeholt sich das anhörte, aber wenn mein Brief durchkam, wüsste Susanne wenigstens, dass Ernst noch lebte. Einen Versuch war es wert.

Ich verfasste den Brief in normalem Englisch. Normalerweise schrieb ich meiner Mutter, indem ich einen Kindercode verwendete, den meine Schwester und ich uns ausgedacht hatten.

In diesen Briefen wimmelte es von Bezügen auf unseren Bauernhof. Ich schrieb darüber, wie unser Vieh zum Schlachthaus geschickt wurde. Um die Anzahl der KZ-Häftlinge zu übermitteln, erwähnte ich die Herde und schrieb, die Zahl liege in der dritten Potenz. Ich versuchte es sogar mit biblischen Begriffen und Verweisen auf Moses. Besonders einfallsreich war es nicht, aber besser konnte ich es nicht.

Um hervorzuheben, dass ich von Juden schrieb, wies ich auf Königin Viktorias Premierminister hin, jedoch ohne den Namen Disraeli zu benutzen. Ausserdem erwähnte ich Epping Town, wo viele Juden wohnten, wie meine Mutter wusste. Es erforderte viel Fantasie, meine Hinweise zu verstehen, aber später erfuhr ich, dass sie sehr wohl begriffen hatte, was ich ihr hatte mitteilen wollen.

Die Welt musste unbedingt erfahren, was hier geschah. Ich versuchte meine Mutter aufzufordern, alles an das Kriegsministerium wei-

terzugeben. Dass ich das nicht offen tun konnte, versteht sich von selbst; deshalb nahm ich Bezug auf einen Bekannten meiner Eltern, der vor 1939 im Kriegsministerium gearbeitet hatte. Er wohnte in Ongar, und während meines Studiums war ich oft im gleichen Zug wie er nach London gefahren. Ich deutete an – so unverblümt, wie ich wagte –, dass sie versuchen sollte, den Mann zu kontaktieren. Am Ende entschied meine Mutter sich für eine andere Vorgehensweise und schrieb zwei Briefe an das Kriegsministerium. Diese Informationen waren natürlich sehr allgemeiner Natur, und ich weiss nicht, wie sie es formuliert hat. Sie war bei schlechter Gesundheit, aber sie hat sich dennoch bemüht.

Ich hatte keine Ahnung, ob die Aussenwelt überhaupt schon von den Vernichtungslagern wusste. Ich war seit 1939 in der Armee, und in der Wüste hatten uns nicht viele Nachrichten erreicht. In der Gefangenschaft hatte ich noch weniger erfahren. Heute glaube ich, die Alliierten haben zu dieser Zeit schon sehr viel über die Konzentrationslager gewusst.

Völlig von Informationen abgeschnitten waren wir allerdings nicht. In unserem Lager, E715, gab es ein verstecktes Radio. Ich habe es nie gesehen, aber ich habe gehört, dass es ein einfacher Detektorempfänger gewesen sei. Einer der Jungs hatte es gebaut. Die Teile hatte er sich zusammengetauscht und von Leuten einschmuggeln lassen, die Verbindung nach aussen hatten. Das Radio wurde sehr gut versteckt. Man vermutet, dass Charlie Coward es in seiner Obhut hatte.

Die meisten von uns hörten die Radionachrichten aus zweiter Hand von einem Mitgefangenen, der den Spitznamen «Stimmt» trug, wahrscheinlich, weil er gern die deutschen Worte «Das stimmt» benutzte. Ich glaube, er hiess George O'Mara. Er war ein netter Kerl, der von Baracke zu Baracke zog und erzählte, was er erfahren hatte. Wenn man so will, war er eine Art flüsternder Ausrufer.

Wenn wir die Latrinen in den Buna-Werken benutzten, sahen wir hin und wieder deutsche Zeitungen. Ich fand einmal ein Blatt – wahrscheinlich eine Ausgabe des *Völkischen Beobachters* –, in dem ein Artikel der SS abgedruckt war, in dem sie ihre Pläne für Grossbritannien nach dem Endsieg ausbreitete. Darin hiess es, man wolle von Whitehall aus regieren, sämtliche Kriegsgefangenen hinrichten und die englischen Mädchen von guten Ariern schwängern lassen. Für die Latrine eignete diese Zeitung sich sehr gut.

Es war eine bedrückende Propaganda, doch mich machte sie nur umso wütender. Wie schon gesagt, ich hatte mich nicht freiwillig gemeldet, um König und Vaterland zu dienen, doch was als jungliches Abenteuer begonnen hatte, war für mich zu einer Sache des Prinzips geworden – und das ausgerechnet zu einem Zeitpunkt, an dem ich am wenigsten unternehmen konnte.

Wenn ich einmal nichts zu tun hatte, besass ich recht grosse Bewegungsfreiheit. Legte ich mir ein Rohr oder anderes Baumaterial auf die Schulter, konnte ich auf der gesamten Baustelle herumgehen, ohne dass jemand mir Fragen stellte. Diese Möglichkeit nutzten wir alle. Gelegentlich begegnete ich dabei Ernst.

Einmal war ich zusammen mit ein paar anderen Briten in einer Hütte auf dem Bauhof eines Unternehmers, als Ernst hereinkam. Wir hatten uns ein paar Minuten unterhalten, als wir ein Geräusch hörten und bemerkten, dass ein Aufseher herumschnüffelte. Ernst konnte die Hütte nicht mehr rechtzeitig verlassen; deshalb versteckte er sich im rückwärtigen Teil hinter ein paar umgedrehten Tischen.

Der Aufseher kam herein, sah sich um und wollte wissen, was wir machten. Ich konnte ihn ablenken, indem ich in gebrochenem Deutsch irgendwelchen Unsinn redete, und am Ende gingen wir zusammen nach

draussen und liessen Ernst in der Hütte zurück. Er wartete noch eine ganze Weile, ehe er sich herauswagte. Obwohl er Angst gehabt haben muss, sprach er nie darüber. Als wir uns das nächste Mal ausser Hörweite der Kapos unterhalten konnten, sagte er nur, mein Deutsch sei sehr gut. Das stimmte zwar nicht, aber sein Lob schmeichelte mir trotzdem.

Bei unseren geheimen Treffen erzählte Ernst mir nie von seiner Familie. Ich wusste von seiner Schwester in England; aber das war auch schon alles. Der Brief, den ich geschrieben hatte, würde wahrscheinlich nie sein Ziel erreichen, und die Adresse stimmte vermutlich auch nicht. Ich hatte keine grossen Hoffnungen. Hinzu kamen alliierte Bombardierungen, Diebstahl und das allgemeine Durcheinander in Kriegszeiten. Ich hielt es für sehr unwahrscheinlich, dass Zigaretten geschickt wurden.



Meine »Jungen-armee« und ich. Ich bin der Erste von links und halte ein französisches Bajonett in der Hand. Das Dorf gab mir den Spitznamen »Ero«, nach dem französischen »héros« für »Held«.



Mit den Händen in den Taschen unter Freunden im Butlin-Ferienpark in Skegness, Ende der Dreißigerjahre.



Mein Vater, George Avey, genießt einen Tag am Meer.



Auf dem Trittbrett meines Wolseley Hornet Trinity im Butlin-Ferienpark, Ende der Dreißigerjahre.

Meine Schwester
Winifred und ich
während meines
kurzen Urlaubs vor
dem Aufbruch nach
Ägypten, im
August 1940.



Während der Ausbil-
dung in Winchester,
1939-1940. Ich bin
ganz links.

Cecil Plummer
(links), Charles
Calistan (Mitte) und
ich (rechts) ließen
es uns 1940 in Kairo
gut gehen, ehe wir in
die Wüste mussten.
Charles und ich box-
ten gegeneinander. Er
war ein Angloinder
und wurde sowohl
mit der Military
Medal als auch mit
der Distinguished
Conduct Medal
(DCM) ausgezeich-
net. Meiner Ansicht
nach hätte er für
seine Tapferkeit bei
El Alamein zusätz-
lich das Viktoriakreuz
verdient gehabt. Er
fiel 1944 in Italien.





Ein britischer Bren-Gun-Carrier 1940 in Ägypten. Fahrer und Kommandant nahmen im Gefecht hinter den vorderen Panzerplatten Deckung, aber der Schützenpanzer war offen und leicht mit Handgranaten zu bekämpfen. Der Bren-MG-Schütze im hinteren Teil war am schlechtesten geschützt.



Ein britischer Soldat repariert die Ketten eines Bren-Gun-Carriers, eine Arbeit, die ich in der Wüste sehr oft zu tun hatte.



Kriegsgefangene Italiener ruhen sich nach einem langen Marsch durch die Libysche Wüste aus, bewacht von einem Bren-Gun-Carrier (Dezember 1940).



Ein Bren-MG-Schütze im Gefecht bei Tobruk, Ende 1941.

Eine Ukrainerin namens Paulina (links) mit einer unbekanntem Freundin. Paulina arbeitete auf der Buna-Werke-Baustelle im Büro eines deutschen Ingenieurs und verriet den britischen Kriegsgefangenen, wann Materiallieferungen erwartet wurden. Dadurch konnten wir Sabotageakte planen. Das Foto habe ich in meiner Uniform mit nach Hause gebracht.



Eine Ecke des ausgedehnten IG-Farben-Areals. Sie zeigt das Gebäude, das wir Kriegsgefangene wegen seiner Schornsteine als »Queen Mary« bezeichneten. Das Areal bestand aus zahlreichen getrennten Baustellen und kilometerlangen Rohrleitungen und Gittergerüsten.



Die Fußballmannschaft »Südafrika« in E715. Ich sitze links in der vordersten Reihe. Ich habe immer vermutet, dass solche Fotografien ein propagandistischer Trick der deutschen Wehrmacht waren, mit der diese sich, was die Behandlung der Kriegsgefangenen betraf, von den Methoden der SS den Juden gegenüber abgrenzen wollte.



KZ-Häftlinge marschieren vom Lager Buna-Monowitz (Auschwitz III) zur IG-Farben-Baustelle. Diesen Gang machte ich zweimal mit. Die gestreifte Kleidung der Häftlinge ist vor allem am Ende der Kolonne gut zu erkennen. Im Hintergrund ist die SS-Kaserne zu sehen, am linken Bildrand das Gerüst eines Wachturms, im Vordergrund der Eingang zum Luftschutzbunker für die Posten. Der Eingang zu Auschwitz III verbirgt sich hinter dem Wachturm.



Baracken, die vermutlich zu Auschwitz III gehörten, im Schnee.

Mein Schreibtisch in den Sechzigerjahren, als ich Chefingenieur bei UMP war. Ich machte Karriere, doch es sollte noch Jahre dauern, bis meine Albträume von Auschwitz III nachließen.



Account Department	FOREIGN SERVICES <i>LONDON SW1</i>	Date 29 JUN 1966	S8
Amount in Words	TWO HUNDRED AND FOUR POUNDS ONLY.		
In respect of 1260 Number	COMPENSATION FOR NAZI PERSECUTION.		
01083 <small>Please address any correspondence to the DEPARTMENT OF ISSUE (NOT the Paymaster General) and quote the NUMBER above.</small>	MR. D.G. AVEY, DIAL HOUSE, BRAMHALL AVENUE, BRAMHALL, CHESHIRE.	Not Negotiable & Co.	If this form is presented THROUGH A BANK* within three months. H. M. Paymaster General will Pay: £ 204 - - E. S. JONES, Issuing Officer.

* The payee's endorsement is required if the form is not presented through the payee's own account.

Der Beleg über die Entschädigung, die mir die britische Regierung für meine Zeit als Kriegsgefangener zubilligte. Ich empfand sie als beleidigend.



Oben: Audrey und ich verbringen gemeinsam einen schönen Abend.

Links: Auf Ryedale nach einem Dressurreitturnier, Teil einer dreitägigen Veranstaltung.



Susanne und Ernst Lobethal als Kinder in Breslau (vor dem Krieg).

Rechts oben und rechts: Ernst als junger Mann. Bei seiner Ankunft in der USA änderte er seinen Namen zu Ernie Lobet. Ich war entsetzt, als ich hörte, dass er als Auschwitzüberlebender zur US Army eingezogen wurde und im Koreakrieg kämpfen musste.



Links: Meine Begegnung mit Ernies Schwester Susanne nach vierundsechzig Jahren. Als wir uns 1945 kennenlernten, war ich ein tief traumatisierter Kriegsheimkehrer und unfähig, ihr in Bezug auf das Schicksal ihres Bruders Trost zu spenden.



Links: Ernie (Ernst) Lobet in dem bemerkenswerten Video der Shoah-Stiftung. Aus dieser Aufnahme erfuhr ich seine ganze Geschichte.



Kopf an Kopf mit
Premierminister
Gordon Brown am
22. Januar 2010 bei
einem Empfang in
10 Downing Street,
bei dem ich als einer
von siebenundzwan-
zig »Britischen Hel-
den des Holocausts«
ausgezeichnet wurde.
Außer mir und einem
weiteren Überleben-
den erhielten alle
die Auszeichnung
postum.



September 2010:
Jetzt, wo ich über
diese schreckliche
Zeit sprechen kann,
fühle ich mich, als
hebe sich langsam
eine schwere Last von
meinen Schultern.

11. Kapitel

Als ich Hans das nächste Mal begegnete, mühten wir beide uns mit Rohren ab, die wir von einer Stelle zur anderen schleppen mussten. Elf Stunden am Tag hoben und trugen wir das schwere Baumaterial und stapelten die gewichtigen Absperrhähe auf die niedrigen Wagen der Schmalspurbahnen zwischen den Gebäuden. Sobald sie beladen waren, schoben wir sie auf den Gleisen über die Baustelle dorthin, wo die Ventile und Rohre gebraucht wurden. Sprechen konnten wir nur zwischen dem Auf- und Abladen des Materials. Auf diese Weise entwickelten wir unseren Plan.

Manchmal arbeiteten wir Schulter an Schulter und stemmten uns gemeinsam gegen den Wagen, aber selbst auf diese Nähe fiel es mir nicht leicht, aus dem Mundwinkel deutsch zu sprechen.

Diesmal wurden die Rohre an Ort und Stelle hinter einer dunklen Ziegelmauer verschweisst, die zu unserer dreistöckigen Filtrationsanlage gehörte, die allmählich Gestalt annahm. Stahltreppen wanden sich in der noch unfertigen Anlage in die Höhe. Was hier mit Menschenleben bezahlt wurde, war Buna, synthetischer Gummi, der die Kriegsmaschinerie der Nazis in Gang halten sollte. Wir kannten diesen Ort als Buna-Werke.

«*Steinmauern sind kein Gefängnis, Gitter kein Käfig*», heisst es. Dieses Zitat kannte ich schon als Junge. Ich habe es mir damals zu eigen gemacht. Ich wusste, dass man meinen Geist nicht einsperren konnte; solange ich zu denken vermochte, war ich frei. Ich bin immer ein Kämpfer gewesen und nie bewusst einer Herausforderung ausgewichen, aber

diesmal war es etwas anderes. Ich verstand nur wenig von östlicher Philosophie oder Religion, aber ich wusste, dass der Geist auch Ziegelmauern überwinden konnte. Mein Kampfeswille lieferte die dazu nötige Kraft.

Wir alle hatten keine andere Wahl, als für Hitlers Kriegsmaschinerie zu schuften – die Zwangsarbeiter aus den Auschwitzer Konzentrationslagern, die Zivilarbeiter und die britischen Kriegsgefangenen.

Wir verrichteten ähnlich zermürbende Schwerstarbeit wie die Juden, aber es gab einen entscheidenden Unterschied. Das Programm «Vernichtung durch Arbeit» galt nicht für uns.

Wenn die Nacht hereinbrach, wurden wir zu unseren jeweiligen Lagern gebracht: die Juden nach Auschwitz III, das manchmal Monowitz genannt wurde und über das wir nur wenig wussten, und wir britischen Kriegsgefangenen zu unserem Lager E715 am Südrand der Grossbaustelle.

Ich kehrte jeden Abend zu mehr oder weniger vorhersehbaren Dingen zurück, zu einer spartanischen Hütte und schlechtem Essen, aber ich konnte wenigstens einigermassen sicher sein, dass ich am Morgen noch lebte. Hans und die anderen KZ-Häftlinge kannten keine solche Sicherheit. Sie wussten am Abend nicht, ob sie den nächsten Morgen erlebten.

Den Juden war die Menschenwürde genommen worden, aber sie hatten eine Chance, wenn sie etwas besaßen, was sie einsetzen konnten. Alle Versuche, ausser der Reihe eine Brotkruste zu ergattern, liefen am Ende auf ein Glücksspiel hinaus – darauf, wie die Würfel fielen.

Viel ausrichten konnte ich nicht. Aber mich quälte das Bedürfnis, genau zu wissen, was geschah, und zu sehen, so viel ich sehen konnte. Als die Wochen verstrichen, gelang es mir, hin und wieder mit Hans zu reden, und während unserer Gespräche ergriff der Gedanke, an seine Stelle zu treten, mehr und mehr Besitz von mir. Wenn mir das gelang,

konnte ich wirklich sehen, was vor sich ging. Also hielt ich Hans einen Köder hin.

Ich sagte ihm, dass er über Nacht ins Lager der Briten könne, wenn wir unsere Plätze tauschten. Er würde besseres Essen und grössere Portionen bekommen, vielleicht sogar Eier. Um unsere Freundschaft zu besiegeln, schenkte ich ihm ein Stück von einer deutschen Wurst, die ich gewonnen hatte. Wann immer eine solche Wurst in unser Lager kam, losten wir aus, wer sie bekommen sollte. Hätten wir sie in gleiche Teile aufgeteilt, hätten alle nur einen winzigen Happen bekommen, und niemand hätte wirklich etwas davon gehabt. Bekam nur einer die Wurst, hätte er wenigstens etwas zum Kauen. Es fiel uns schwer, diese Würste herunterzubekommen, doch als ich Hans heimlich ein Stück davon gab, erhielt er mehr Nahrung als sonst in Wochen.

Er bekam auch Zigaretten vor mir, die er eintauschen konnte. Zigaretten waren in den Lagern so wertvoll wie Gold, und ich hatte das Glück, dass ein Onkel mir jeden Monat ein Päckchen 555 zu schicken versuchte.

Natürlich kamen längst nicht alle Zigaretten bei mir an, aber mein Vater bezahlte sie ihm nach dem Krieg trotzdem. Es war eine hübsche Stange Geld.

Ich musste bestechen, musste Dinge beschaffen, aber ich verfügte über genügend Zigaretten, um alles zu organisieren, was ich brauchte. Ich hatte Hans die Idee sehr vorsichtig nahegebracht, weil man in den Lagern niemandem wirklich traute. Nicht einmal einem Mann, der den Satz des Heron kannte. Die Idee setzte sich langsam bei mir fest und reifte im Lauf der Wochen zu einem umrisshaften Plan.

In unserem Lager gab es nur zwei Kameraden, die ich einweichte, Bill Hedges und Jimmy Fleet. Sie sagten mir, dass ich ein Idiot sei, aber sie machten mit. Bill schlief in der Pritsche über mir in der hinteren Ecke der Baracke; er kümmerte sich um den Grossteil unserer Täuschung. Er hatte die Aufgabe, Hans wegzuschmuggeln. Den anderen

sollte er erzählen, ich sei krank und hätte mich hingelegt.

Bill hatte vor dem Krieg in einem Eisenwarenladen im Norden gearbeitet; mehr wusste ich nicht über ihn. Ich fürchte, ich bestimmte auch damals, wo es langging, und die meisten neigten dazu, sich zu fügen. Beide hatten geschworen, die Sache geheim zu halten. Wie gesagt, wir trauten niemandem.

Der Austausch erforderte wochenlange sorgfältige Beobachtung und Planung. Ich studierte die Bewegungen der jüdischen Häftlinge und lernte, ihre Erschöpfung nachzuahmen, ihre gebeugte Haltung, den schlurfenden Gang. Ich übte, in ihren primitiven Holzschuhen zu laufen. Ich wusste, wann und wo sie sich sammelten, um in ihr Lager zurückzukehren.

Im Tausch gegen Zigaretten beschaffte ich mir ein Paar solcher Pantinen, umwickelte meine Füße mit Lumpen, um die rauen Kanten zu polstern, und übte, in den Dingen umherzuschlurfen. Diese Holzschuhe waren für sich genommen schon Folterinstrument. Sie brachten viele Männer dem Tod ein Stück näher, weil ihnen die Füße darin anschwellen oder sie sich nicht schnell genug bewegen konnten. Ich durfte nicht auffallen.

Einer der «Gestreiften» verwies mich an einen älteren Kapo, von dem es hiess, er sei weniger brutal als die anderen. Er war untersetzt und hatte ein wettergegerbtes Gesicht. An den Stoppeln konnte man erkennen, dass er in besseren Zeiten schwarzes Haar gehabt hatte. Es gelang mir, ihn mit fünfzig Zigaretten auf meine Seite zu ziehen – fünfundzwanzig sofort und fünfundzwanzig, wenn ich wieder in der Sicherheit des britischen Lagers wäre. Das war zweifellos der riskanteste Teil des Unternehmens. In Auschwitz musste jeder selbst sehen, wie er zu rechtkam. Wenn der Kapo sich auch nur den geringsten Vorteil davon versprochen hätte, mich zu verraten – er hätte mich auffliegen lassen. Ich hatte oft genug mit angesehen, wie Kapos ungerührt Menschen ermordeten.

Über Hans leitete ich Zigaretten an zwei seiner Leidensgefährten aus seinem Arbeitskommando weiter. Sie müssten mich führen und mir zeigen, wohin ich zu gehen hatte. Als es fast so weit war, schnitt ich mir das Haar mit einer alten Schere und schor die Stoppeln mit einem stumpfen Rasiermesser ab.

Gegen Ende der Schicht schmierte ich mir Erde ins Gesicht, besonders auf die Wangen und unter die Augen, um das kränkliche Aussehen eines völlig erschöpften Mannes vorzutäuschen. Ich musste an die zahllosen Spähtruppeinsätze denken, als wir in der Wüste in feindliche Stützpunkte vorgedrungen waren. Ich war bereit.

Aber warum tat ich das? Wieso gab ich freiwillig den geschützten Status eines britischen Kriegsgefangenen auf, um an einen Ort zu kommen, an dem es keine Hoffnung und Menschlichkeit gab?

Ich will es Ihnen sagen. Ich wusste, dass die Insassen von Auschwitz schlimmer behandelt wurden als Tiere. Ich kannte zu dem Zeitpunkt noch nicht die Unterschiede zwischen den einzelnen Lagern. Ich wusste nicht, dass Auschwitz I im Westen von uns das höllische Vernichtungslager war, bis Auschwitz-Birkenau noch weiter westlich errichtet wurde und neue Massstäbe setzte, was die industrielle Vernichtung von Menschenleben anging. Ich wusste nicht, dass Auschwitz III – oder Auschwitz-Monowitz, das Lager gleich neben dem unseren – das am wenigsten tödliche der drei Lager war. Ich wusste nur, dass vor meiner Nase Juden ermordet wurden und dass alle, die zum Arbeiten zu schwach waren, «durch den Schornstein» gingen. Wenn ich in die Gesichter der jüdischen KZ-Häftlinge mit ihren hohlen Wangen und den dunklen, eingesunkenen Augen schaute, kam es mir so vor, als blickte ich in eine leere Wüste. Da war einfach nichts mehr. Alle Empfindungen, jedes Gefühl war verdorrt. Ich musste mit eigenen Augen sehen, was dort geschah. Ich musste selbst in ihr Lager.

Immer wieder flehten sie uns an, der Welt zu sagen, was wir gesehen hatten, falls wir je nach Hause kämen. Die «Gestreiften» wussten genau, was geschah. Der Gestank, der von den Krematorien herüberwehte, verriet ihnen alles, was sie wissen mussten. Sicher, wir alle hatten von den Gaskammern und Selektionen gehört, aber das genügte mir nicht. Für Mutmassungen und Spekulationen habe ich nie etwas übriggehabt. Ich wusste vielleicht nicht, welches Lager welche Funktion erfüllte, aber ich musste mit eigenen Augen sehen, was normale Menschen in Schattenwesen verwandelte.

Auschwitz und die Buna-Werke der IG Farben mit ihren zahllosen Zwangsarbeitern waren ein Inferno. Tag für Tag beobachtete ich hilflos und machtlos die Brutalität. Dass ich nichts dagegen unternehmen konnte, besudelte mich und mein Leben. Ich konnte nicht zulassen, dass es so weiterging.

Selbst zu dieser Zeit, als Kriegsgefangener, war ich mir sicher, dass unsere Seite die Deutschen besiegt und dass wir eines Tages die Verantwortlichen für diese Gräueltaten zur Rechenschaft ziehen würden. Ich wollte die Namen der Kapos und SS-Führer erfahren, die diese Scheusslichkeiten begangen hatten. Ich wollte so viel von den Schrecken sehen wie nur möglich. Ich wusste, dass es eine Reaktion auf diese Ungeheuerlichkeiten geben würde und dass es eines Tages zur Abrechnung kam.

Denn etwas tun konnte ich durchaus, und ich fühlte mich dazu verpflichtet. Viel war es nicht. Aber wenn es mir gelang, nach Monowitz hineinzukommen und mit eigenen Augen zu beobachten, was dort vor sich ging, konnte ich es vor Gericht bezeugen.

Es gab noch einen weiteren Antrieb für mich, der aber nichts mit hehren Motiven zu tun hat, sondern nur mit mir selbst. Ich war von jeher ein Anführer gewesen, kein Gefolgsmann; zumindest glaubte ich das von mir. Meine Träume, Offizier zu werden, waren zunichte gemacht

worden. Mein Krieg war bei Sidi Rezegh vorzeitig zu Ende gegangen. Doch ich war noch immer Soldat, und jetzt hatte ich ein Ziel. Ich konnte es schaffen.

12. Kapitel

Der Abend rückte näher. In Kürze würden die britischen Kriegsgefangenen sich fünfzig Meter von den KZ-Häftlingen entfernt zum Rückmarsch nach E715 aufstellen. Als die jüdischen Arbeitskommandos eine eigene Kolonne für den mühseligen Rückweg zu ihrem Lager bildeten, war es so weit.

Während die Häftlinge und die Kriegsgefangenen durcheinander wimmelten, machte ich mir den abendlichen Wirrwarr zunutze und ging zielstrebig zur «Bude», einem Holzschuppen auf dem Bauhof. Ich öffnete die Tür und trat ein. Ich kannte bereits das abweisende Innere mit seinen kleinen Tischen und den schlichten Bänken, weil wir uns hier manchmal zum Essen unterstellten. Kaum war ich drinnen, zog ich meine schweren Stiefel aus und stellte die rauen Holzschuhe bereit, damit es schnell ging. Als Hans sah, dass ich in dem Schuppen verschwand, folgte er mir, so schnell er konnte.

Dann stand er auch schon in der Tür und trat ohne Zögern ein. Er war sichtlich aufgeregt. Was wir vorhatten, war für ihn gefährlicher als für mich, aber er war trotzdem gekommen. Für ihn war die Aussicht auf eine ruhige Nacht und ein bisschen mehr Essen das Risiko wert. Nach einem nervösen Blick über die Schulter legte er den Riegel vor und eilte zu mir, den Kopf gesenkt, als könnte er auf diese Weise unsere Absicht verschleiern.

Zum Reden war keine Zeit. Geschwindigkeit war entscheidend. Es durfte nicht länger dauern als eine Minute, sonst würde man uns vermissen.

Hans zog seine verlauste Jacke aus und warf sie mir zu, während ich

ihm meine dicke Uniformjacke reichte. Als ich seine blaugestreifte Häftlingskleidung überzog, schlug mir der Geruch nach Schmutz und menschlichem Verfall entgegen, und ich sah die Tierchen, die aus den Nähten und den ausgefranzten Säumen krabbelten, gierig auf frisches Blut. Es machte mir nichts aus. Ich wusste mit Läusen zu leben; das hatte ich in der Wüste und in den italienischen Gefangenenlagern gelernt. Der Gedanke an Typhus ist mir damals nie gekommen. In diesen Sekunden waren die Läuse die geringste meiner Sorgen.

Mein Uniformhemd hatte ich in der Baracke gelassen. Ich trug nur eine Weste unter meiner Uniformjacke. Ein Hemd unter der sackartigen Zebrajacke hätte augenblicklich Misstrauen geweckt, da konnte mein Kopf noch so kahl geschoren sein und mein Gesicht noch so ausgemergelt aussehen.

Nun war ich sämtliche Zeichen meiner wahren Identität los. Was eine Uniform doch ausmachen kann, dachte ich flüchtig, als ich Hans anschaute, der nun meine Sachen trug. Ich hatte recht gehabt; er war ungefähr so gross wie ich, hatte einen ähnlichen Körperbau und war wie ich ziemlich hellhäutig.

Ich hatte ein Paar alte Schuhe für ihn besorgt und sie vorher in der Bude versteckt. Holzpantinen an den Füßen eines britischen Kriegsgefangenen wären zu auffällig gewesen. Meine Stiefel hatte ich versteckt, ehe Hans in die Hütte gekommen war. Ich wollte die Stiefel niemandem anvertrauen, nicht einmal für eine Nacht.

Sobald der Austausch abgeschlossen war, besprachen Hans und ich noch einmal kurz und knapp den Plan. Ich schärfte ihm ein, sich auf keinen Fall aufzuregen oder irgendetwas zu tun, womit er auf sich aufmerksam machte. Seine Bewegungen müssten ruhig und zielstrebig sein. Vor allem schärfte ich ihm ein, nicht zu rennen, obwohl ich bezweifelte, ob er überhaupt die Kraft dazu gehabt hätte. Als er die Hütte

verliess, sah er von Kopf bis Fuss wie ein britischer Soldat aus. Wie besprochen suchte er nach Bill und Jimmy.

Ich wartete kurz. Dann setzte ich die Armesündermiene auf, die ich so gut kannte, liess die Schultern sinken und richtete den Blick auf den Boden. Ich verliess die Bude und humpelte zu der jüdischen Kolonne, die gerade Aufstellung nahm, schob mich mitten in die Reihe und hustete dabei, damit ich meinen Akzent hinter einer heiseren Stimme verbergen konnte, falls jemand mich ansprach.

Ich fühlte mich gut. Nun bestimmte ich selbst wieder, wo es langging; ich war kein Zuschauer mehr. Schon gegen die Vorschriften zu verstossen bedeutete, dass ich dem Feind eins auswischte.

Erst jetzt wurde ich mir so recht der neuen Gefahren bewusst. Verstoßen fuhr ich mit den Fingern an der Knopfleiste der gestreiften Schlafanzugjacke entlang, um mich zu vergewissern, dass sie oben geschlossen war und am Hals eng sass. So musste es sein. Wenn ich einen Knopf nicht geschlossen hatte oder die Jacke am Hals offenstand, würde ich Prügel von den Kapos beziehen. Ich hätte keine andere Wahl gehabt, als mich schlagen zu lassen, sonst wären wir aufgefliegen. Und wenn die Wärter mich erkannten, würden sie mich auf der Stelle erschiessen; da machte ich mir nichts vor. Innerlich hatte ich mich für einen Kampf gewappnet, aber nach aussen musste ich Schwäche und Unterwerfung zeigen.

Das Herz schlug mir bis zum Hals. Im Hintergrund hörte ich, wie abgezählt wurde.

Die Lebenden wurden mit den Toten zusammengerechnet, die an einer Seite neben der Kolonne aufgehäuft lagen. Solange die Kapos einen Kopf im Schmutz liegen sahen, zählten sie ihn als Körper; solange die Zahlen von Morgen und Abend übereinstimmten, war es für sie völlig bedeutungslos, ob dieser Körper lebte oder tot war.

Wenn ein Kapo einen Fehler beging, musste er die Schuld auf die Häftlinge abwälzen, um seine eigene Haut zu retten. Das konnte einen Faustschlag oder eine Tracht Prügel bedeuten, manchmal auch einen Hieb mit dem Gewehrkolben oder Schlimmeres, falls die SS ins Spiel kam. Auf die Kapos wurde Druck ausgeübt, und die Kapos gaben diesen Druck an die Häftlinge weiter. So funktionierte das. Ich hatte es aus der vergleichsweise sicheren Lage eines Kriegsgefangenen schon oft beobachtet. Die Kapos verabscheute ich deswegen umso mehr.

Als das Abzählen vorüber war, wiederholten sie es, um sicherzugehen. Zu beiden Seiten der Kolonne standen wachsame SS-Männer mit schussbereiten Waffen, während der Kapo die Reihen entlangflitzte und mit Händen und Fingern gestikulierend die Leute abzählte. Ich hatte meine Aufmerksamkeit währenddessen auf den Weg gerichtet, der vom Gelände führte, und versuchte, die nächste Gefahr vorherzusehen.

Von meiner Position in der Mitte einer Reihe, eingezwängt zwischen den gekrümmten Schultern von Männern, die morgen schon tot sein konnten, war der Berg der Leichen des heutigen Tages, der sich neben der Kolonne auftürmte, nur schwer zu sehen. Es war beinahe so, als würden die dreckstarrenden Lumpenbündel mit ihrem verschwommenen menschlichen Umriss bereits in der Erde versinken.

Für einige bedeutete der Tod ohne Zweifel Erlösung. Qualen und Bewusstsein wurden ausgelöscht. Immer wieder brachen KZ-Häftlinge bei der Arbeit zusammen und starben unbemerkt im Schmutz, während ringsum weitergeschuftet wurde. Andere wurden so lange getreten und geprügelt, bis der Tod sie erlöste.

Ich schrak zusammen, als es am Leichenberg zu einem plötzlichen Ausbruch von Aktivität kam. Die Häftlinge schleiften die Toten über den Boden und warfen sie auf dünne Bretter, die als improvisierte Tragen benutzt wurden. Gefühle zeigten sie dabei keine. Die Toten stellten nur eine weitere Bürde für sie dar, diesmal aus Haut und Knochen, aber

die Gliedmassen derer, die sie trugen, zitterten unter der Last. Es gab nicht genügend Bretter, und einige Häftlinge mussten die sterblichen Überreste ohne behelfsmässige Trage schleppen. Sie packten die Toten an Armen oder Beinen oder griffen in deren abgewetzte Sträflingskleidung. Eine Leiche fallen zu lassen bedeutete eine Verzögerung und wurde mit Prügel bestraft, die hier noch rascheren Verfall und einen schnelleren Tod bedeuteten.

Die Häftlinge mit den Brettern teilten das Gewicht zwischen zwei oder mehr Kameraden auf. Selbst hier regte sich der menschliche Erfindungsgeist: Ein Mann hatte ein Seil unter dem Holzbrett hindurchgeführt und es sich über die Schultern gelegt, um die Last auf seine dünnen Arme zu verringern. Sie alle hier wussten, dass weitere Erschöpfung ihr Leben noch mehr verkürzte.

Nachdem sie sich die Toten aufgeladen hatten, kehrten die Träger in die Reihen zurück. Ich war schrecklich aufgewühlt, kämpfte aber jede Empfindung nieder. Meine Abwehrmechanismen arbeiteten auf Hochtouren. Ich durfte nicht denken, musste nur handeln. Zu viel Nachdenken hätte meine Entschlossenheit gemindert und Gefahr heraufbeschworen. Wenn man eine fremde Sprache fließend sprechen möchte, muss man in dieser Sprache denken. Ähnlich verhielt es sich mit mir inmitten dieser Schattenwesen. Ich musste genauso akzeptieren, was mit ihnen geschah, wie sie selbst. Ich musste denken und handeln wie sie.

Nach wochenlangem Pläneschmieden und geistiger Vorbereitung stand der Erfolg meines Vorhabens auf Messers Schneide. Meine kühle Zielstrebigkeit kehrte zurück. Es war wieder wie auf einem Spähtrupp in der Wüste. Mir blieben nur Sekundenbruchteile, um die Situation einzuschätzen und entsprechend zu reagieren. Meine Sinne mussten geschärft bleiben, sonst bekam ich eine Kugel verpasst.

Mein Puls raste – und das in einem Körper, dem Apathie und Hoffnungslosigkeit aus jeder Pore strömen mussten, um die Täuschung aufrechtzuerhalten. Hier und jetzt konnte ich mich nicht wehren. Es war eine andere Art von Einsatz, aber dennoch ein Einsatz. Ich musste Zeuge sein können. Nichts durfte mich daran hindern.

Ich blickte in der Kolonne nach vorn und sah, dass eine der Leichen von der improvisierten Bahre rutschen würde. Wenn nicht schnellstens etwas geschah, gab es Schwierigkeiten.

Rasch und ohne Aufheben schob einer der Kameraden des Trägers die Leiche zurück und spreizte ihr grob die Beine, sodass sie zu beiden Seiten des dünnen Brettes herunterhingen und die Füße durch den Dreck schleiften. Sein rasches Eingreifen verhinderte, dass der starr werdende Leichnam auf seiner holprigen letzten Reise zu Boden rutschen konnte. Der Tote hielt sich nun selbst auf dem Brett und half seinen hilflosen Sargträgern bei seinem trostlosen Leichenzug, an dessen Ende keine Trauerfeier stehen würde, keine Tränen, gar nichts.

Schliesslich schlurfte die Kolonne müde los. Wenn noch eine Gelegenheit bestanden hätte, mein Vorhaben abzublasen, so war sie nun verstrichen. Ich hatte meine Kameraden zurückgelassen. Alles, was vertraut und vorhersehbar war, verschwand hinter mir. Die Holzschuhe sassen locker und das Gehen war mühsam; ich musste fest mit den Zehen zugreifen, damit die Schuhe mir nicht abrutschten. Die Lumpen, mit denen ich mir die Füße umwickelt hatte, halfen ein bisschen; dennoch scheuerten die Schuhe schrecklich. Wenigstens halfen sie mir, den schlurfenden Gang nachzuahmen.

Bald waren wir ausserhalb der Fabriktoore. Wieder gab es irgendwo in der Kolonne Aufregung, und wir blieben stehen. Ich versuchte gefasst zu bleiben oder mich wenigstens wie die anderen zu verhalten, aber ich wollte sehen, was vor sich ging, ohne neugierig zu erscheinen. Ich hörte Gebrüll. Die Aufseher prügelten auf jemanden in der Kolonne

ein. Unterdrückte Erregung durchlief die Reihen. Die Häftlinge hatten so etwas schon oft miterlebt, genauso wie ich, aber diesmal war ich kein Zuschauer. Ich gehörte zu ihnen. In meiner Häftlingskleidung hatte ich in den Augen der Wärter bereits zu existieren aufgehört. Mein Leben konnte genauso leicht ausgelöscht werden wie das der Juden um mich herum. Als ich meinen Plan geschmiedet hatte, mit Hans die Rollen zu tauschen, hatte ich das Gefühl gehabt, die Fäden in der Hand zu halten, weil ich wieder die Initiative ergriff, doch in Wirklichkeit war ich ebenso machtlos wie die Häftlinge um mich her. Ich wusste jetzt, dass ich sehr viel Glück brauchte.

Bald waren wir wieder unterwegs. Es war kein langer Marsch, aber er war mühselig und lethargisch. Für die Männer, zwischen denen ich ging, bedeutete jeder Schritt eine Kraftanstrengung. Man stelle sich einen zum Tode Verurteilten vor, in Handschellen, müde und von schrecklichen Vorahnungen geplagt. Genau so waren diese jüdischen Häftlinge, und genau so versuchte ich nun zu erscheinen. Ich betrat ein unbekanntes Land.

Wenn ich durch die Reihen vor mir spähte, als wir weiterschlurften, fiel mein Blick immer wieder auf die schlaffen Leichen. Ein Arm wurde hin und her geworfen. Ein Bein schwang vor und zurück wie ein Pendel, weil es bei jedem Schritt auf dem Boden hängen blieb, über den wir gingen. Die Leichenträger zeigten nun Anzeichen von Erschöpfung. Ihre Rücken krümmten sich unter dem Gewicht, und knotige Finger drohten den Halt zu verlieren, während sie weiterwankten.

Plötzlich, ohne Vorwarnung, brach ein Mann zusammen. Die Leiche, die er trug, fiel zu Boden. Augenblicklich kam es zu einem Ausbruch roher Gewalt. Ich hörte das klatschende Geräusch auftreffender Fäuste, die dumpfen Schläge von Gewehrkolben, das Krachen von Knüppeln, die auf zerbrechliche Körper niedersausten.

Ein anderer Häftling übernahm die Last, und wir schleppten uns weiter. Die Füße der Geschundenen schleiften über den Boden, als sie mit kraftlosen, hoffnungslosen Schritten voranschlugen. Auf dem Marsch kam es zu weiteren vier Unterbrechungen. Jedes Mal hörte ich die Schläge der Wärter, die Rippen oder Schultern trafen.

Mittlerweile war unser Ziel zu sehen – ein ausgedehntes, überfülltes Lager mit niedrigen Baracken, umschlossen von einem überhängenden Doppelzaun aus Stacheldraht. Irgendwo dazwischen verlief ein blankes Kabel, das unter Hochspannung stand. Von den Wachtürmen aus, die sich in regelmässigen Abständen erhoben, wurde das Lager unter ständiger Beobachtung gehalten. SS-Wärter patrouillierten am Zaun entlang. Wir verliessen den Hauptweg und näherten uns dem Eingang. Es war noch hell, als wir das Tor durchschritten. Ich sah die Inschrift mit der grausigen Verheissung «Arbeit macht frei».

Ich ahnte damals nicht, dass man die schreiende Ironie dieser Worte noch Jahrzehnte später vernehmen konnte. Das Lager war Auschwitz-Monowitz, Auschwitz III.

Der Abend kam langsam, und irgendwo weit über uns war ein klarer Himmel. Ich spürte ihn und wusste, dass er da war, aber richtig bewusst wurde ich mir seiner damals nicht. Während der ganzen Zeit, die ich an diesem gottverlassenen Ort als Gefangener verbrachte, sah ich kein einziges Mal den blauen Himmel. Ich schaute gar nicht hoch. Genauso, wie ich mich geweigert hatte, die Briefe meiner Mutter zu lesen, solange ich in der Wüste war, wäre hier ein Blick auf die Schönheit des blauen Himmels eine gefährliche Ablenkung gewesen. Ich wäre in meiner Entschlossenheit schwankend geworden, weil der Anblick mich an die Grossartigkeit der Schöpfung und die Süsse der Freiheit erinnert hätte.

Irgendwo wurde ein Befehl gebrüllt, und wir rissen uns die Mützen von den Köpfen. Ich stellte mich aufrecht hin wie die anderen und ver-

suchte, eine feste Miene aufzusetzen. Ich wusste, worum es ging: Wir mussten die SS-Leute nun überzeugen, dass wir noch einen Tag länger arbeiten konnten.

Dann zogen sie auch schon den ersten Häftling aus der Reihe. Ich hörte kein Betteln, kein Flehen, keinen Protest. Dazu war der Mann zu schwach. Ich hatte damals den Eindruck, dass einige von ihnen so schrecklich erniedrigt worden waren, dass sie ihr nahendes Ende willkommen hiessen. Ich habe nicht gesehen, was mit dem Mann geschah, aber ich wusste, dass man ihn auf einem Lastwagen nach Birkenau fahren würde, wo er über kurz oder lang in der Gaskammer starb.

Nachdem wir die Tore durchschritten hatten, prägte ich mir die Anlage des Lagers mit seinen baufälligen Baracken ein.

Der Wind trieb den süßlichen, widerlichen Geruch der Krematorien über das Gelände. Er setzte sich in meiner Nase und im Rachen fest – ein ekelregender Gestank, der sich mit den Gerüchen von Schmutz und Schweiß, Krankheit und Verwesung mischte.

Als wir tiefer ins Lager kamen, sah ich einen Mann mit kahl gescho- renem Schädel an einem Galgen hängen. Sein Genick war gebrochen und sein Hals verdreht, sodass der Kopf zu einer Seite gedrückt wurde. Ich weiss nicht mehr, ob seine Hände gefesselt waren. Und falls ihm ein Schild um den Hals hing, auf dem stand, wofür er bestraft worden war, habe ich es nicht wahrgenommen.

Ich war an den Anblick von Leichen gewöhnt, aber die Qualen vor Eintritt des Todes zeigen sich besonders bei den Körpern von Gehenk- ten. Die Leiche des Mannes wurde als Warnung an alle dort hängen ge- lassen. «Passt auf!», schrie der Tote stumm in die Welt hinaus. Es erschütterte mich. Die Nazis hatten uns alle bei der Kehle, ob wir nun hingen oder nicht. Sie konnten die Schlinge zuziehen, wann immer es ihnen gefiel.

Die Leichenträger waren nun wieder in Bewegung. Erschöpfung lag

auf ihren hohlwangigen Gesichtern, und sie beugten den Rücken für eine letzte Anstrengung. Sie brachten die ausgezehrten sterblichen Überreste zur Seite und kippten sie in die Erde. Einer nach dem anderen rutschten die Toten zu Boden und machten dabei kaum ein Geräusch. Dann richteten die Träger sich auf und stellten sich wieder zu uns. Anschliessend wurden die Leichen noch einmal durchgezählt.

Ich hatte nicht die Absicht, eine Flucht zu versuchen; dazu war ich nicht hier. Trotzdem sah ich mir aus Gewohnheit meine Umgebung an, prägte sie mir ein und hielt Ausschau nach Fluchtmöglichkeiten, die ich aber niemals benutzen konnte. Flucht war zwecklos. War man erst im KZ, gab es kein Entrinnen. Sollte ich als Hochstapler erkannt werden, war ich ein toter Mann. Ein Ausweichplan existierte nicht.

Der Appellplatz lag leicht erhöht. Als unsere zerlumpfte Kolonne sich dorthin schleppte und an Markierungen auf dem Boden ausrichtete, fiel mir etwas Merkwürdiges auf.

Irgendwo jenseits des Appellplatzes spielte das Lagerorchester klassische Musik. Die Klänge vermischten sich mit den gebrüllten Befehlen, dem Schlurfen und Husten.

15. Kapitel

Als ich mitten in der Kolonne auf dem Appellplatz stand, wusste ich, dass es ausser den armen Teufeln neben mir keine Zeugen geben würde, falls ich aufflog. Wie viele von ihnen würden in drei Monaten noch am Leben sein? Nicht viele. Die SS-Leute würden mich abführen oder erschiessen, während das Orchester die Szene auf absurde Weise untermalte. Ich hörte später, dass die Musiker – ebenfalls Häftlinge – gezwungen wurden, bei Hinrichtungen zu spielen.

Ich hielt den Kopf gesenkt, aber dank meiner Grösse konnte ich den SS-Wärtern ins Gesicht sehen, ohne mich anzustrengen. Jede Änderung des Ausdrucks oder plötzliche Aufmerksamkeit war ein mögliches Anzeichen von Gefahr. Wenn ein Kapo mich verriet, bekam er vielleicht eine Belohnung, riskierte dabei aber, ebenfalls in Verdacht zu geraten. Blickkontakt mit einem Wärter gab es nicht. Nichts geschah. Ich atmete ein bisschen ruhiger.

Als das letzte Durchzählen und Wiederdurchzählen abgeschlossen waren und man die Zahlen für übereinstimmend erklärt hatte, durften wir abtreten, und die Schattenmenschen um mich erwachten. Ich musterte die Reihen knochiger Gesichter und suchte in der Menge verhärmter Häftlinge nach den Männern, denen ich folgen musste. Ich konnte es mir nicht leisten, Aufmerksamkeit auf mich zu lenken, indem ich orientierungslos erschien. Wäre ich zur falschen Baracke gegangen, hätte ich mich sofort als Lagerfremder zu erkennen gegeben. Ich war angespannt, und mein Puls raste, aber ich durfte mir nichts anmerken lassen. Ich musste weiter stark denken und mich schwach geben.

Die Insassen schlurften bereits davon, als ich einen meiner Gewährsleute entdeckte. Stumm ging ich hinter ihm her zu seiner Baracke. Wir gelangten in einen schmalen Gang, der zur Schlafkammer führte.

Ich würgte wegen der schlechten Luft, als ich mich hindurchzwängte. Die Männer mussten sich auf primitive Holzpritschen quetschen, die zu dritt übereinander in den winzigen Räumen standen.

Viele kletterten hinein und brachen vor Erschöpfung zusammen. Ich folgte meinen beiden Bettnachbarn, ohne ein Wort zu sagen. Es war die enge Pritsche, die sie normalerweise mit Hans teilten. Ich kletterte hinein und verbarg mich, um zu beobachten und zu lauschen.

Anstatt der Länge nach an der Wand zu liegen, lagen wir mit dem Kopf oder den Füßen zur Wand, zu dritt nebeneinander. Weil die Pritsche nicht viel länger war als anderthalb Meter, musste ich die Beine einziehen, damit ich überhaupt hineinpasste. Ausserdem bedeutete es, dass der in der Mitte Liegende links und rechts neben dem Kopf ein übel riechendes Paar Füße hatte.

Ich lag mit dem Kopf zur Wand, während meine Füße zum Gang zeigten, sodass niemand mein Gesicht sehen konnte. Hinter dem Kopfende befand sich eine niedrige hölzerne Trennwand; dahinter stand eine weitere Etagenpritsche mit weiteren Häftlingen. Im Augenblick lagen meine Bettgenossen Kopf an Kopf, und ich konnte einen ersten Blick aus der Nähe auf sie werfen. Beide Gesichter waren müde und verhärtet und wirkten älter, als sie an Jahren zählten; zugleich aber sahen sie kräftiger aus als viele andere.

Einer war deutscher, der andere polnischer Jude. Mit dem Deutschen konnte ich mich besser unterhalten. Ich beherrschte zwar nur ein paar Brocken Deutsch, aber er sprach ein bisschen Englisch. Die Lager-

sprache war Deutsch, aber das bedeutete nicht, dass jeder sie gut beherrschte. Mit dem Polen konnte ich mich kaum verständigen.

Aus dem Flur in der Nähe des Eingangs erklangen laute, aufgeregte Stimmen in mir fremden Sprachen. Es hörte sich an, als würde gestritten. Das nächtliche Feilschen, von dem ich so viel gehört hatte, war im Gange. Alles, was man während des Tages hatte beiseiteschaffen können, alles, was man irgendwie benutzen konnte, so verrückt es auch war, wurde hier von den Männern getauscht, die sich in dem Gang drängten. Ein Knopf, ein Baumwollfaden – alles hatte einen Wert, sogar ein krummer Nagel. Wenn sich irgendetwas zu Brauchbarem verarbeiten liess oder wenn jemand etwas suchte, konnte es getauscht und wieder getauscht werden, und dafür bekam man ein paar zusätzliche Kalorien.

Ich hatte keine Uhr, aber dem Licht nach, das draussen bei unserer Ankunft geherrscht hatte, und der Zeit, die seither verstrichen war, nahm ich an, dass wir sieben oder acht Uhr abends hatten. Die meisten Männer um mich her waren ausgelaugt und bewegten sich nur, wenn es nötig war. Sie lagen reglos da und versuchten, Energie zu sparen.

Als ich ein metallisches Klappern hörte, wäre ich beinahe hochgeschreckt. Ein weiterer widerlicher Gestank breitete sich aus: Die Abendsuppe war in einem grossen Bottich gekommen. Die Baracken waren gerammelt voll und nicht gelüftet, doch der beissende Brodern dieser Suppe überlagerte alle anderen Gerüche. Die Häftlinge stellten sich eilig an, streckten ihre Schalen vor und humpelten zu den Pritschen zurück, um zu essen.

Ich blieb liegen. Ich wollte keine Aufmerksamkeit erregen, und ich hätte die Suppe sowieso nicht herunterbekommen. Sie war ein ekelhafter Frass aus faulem Kohl, ausgekochten Kartoffelschalen und weiss der Teufel was sonst noch. Allein der Geruch drehte mir den Magen um. Ich stand noch immer unter Adrenalin, und es machte mir keine Mühe,

auf die Suppe zu verzichten. Den anderen aber blieb keine Wahl. Sie mussten das Zeug essen.

Jeder KZ-Häftling behütete seinen Blechnapf mit seinem Leben; sie banden sich den Napf sogar an die Gürtel. Ohne Napf bekam man keine Suppe, und ohne diese eklige Suppe starb man noch qualvoller. Später, wenn der Schlaf sie übermannte, diente der Napf ihnen als hartes Kissen, an das sie sich sogar dann noch klammerten, wenn sie bewusstlos waren.

Ich habe meine Beschützer nie nach ihren Namen gefragt, aber ich erinnere mich noch, wie ich dachte, dass sie gar nicht wie Juden aussahen. Wie sehen Juden denn aus?, fragte ich mich im nächsten Moment und war mir plötzlich nicht mehr sicher, ob ich diese Frage beantworten konnte. Als die Dunkelheit sich über die Baracken gesenkt hatte, fiel es uns leichter, miteinander zu reden. Ein fließendes Gespräch wurde es nicht gerade. Ich stellte auf Deutsch und Englisch Fragen, und wir mühten uns flüsternd ab. Meine Bettnachbarn hatten die hohlen Augen und Wangen aller KZ-Häftlinge, aber sie kamen mir weniger traumatisiert vor als die meisten anderen. Ich hatte den Eindruck, dass sie noch nicht lange in diesem Lager waren.

Ich sagte mir, dass es ihnen dank der Zigaretten, die ich ihnen über Hans zugespielt hatte, besser gehe und dass auch der Gedanke an die Glimmstängel, die sie noch bekommen würden, wenn ich wieder in Sicherheit war, sie aufrecht hielt – Zigaretten, die sie gegen Essen eintauschen konnten.

Ich vermutete, dass in dieser einzigen Baracke zwischen hundert und hundertfünfzig Menschen lagen. Wahrscheinlich hatten viele von ihnen früher ein angenehmes Leben geführt. Sie waren Professoren, Lehrer und Geschäftsleute gewesen, die man ausgeplündert und dann hier zusammengewürfelt hatte. Jetzt lag ich zwischen ihnen und rang nach Luft, die nach Kot und Schweiß roch. In dieser Baracke stank es nach Tod. Es war widerlich und überwältigend.

Nach und nach zeichneten die anderen mir im Flüsterton ein Bild vom Leben in Auschwitz III. Sie erzählten mir von dem abgetrennten Hospitalblock, wohin die ernsthaft Erkrankten geschickt wurden. Waren sie nicht nach spätestens zwei Wochen wieder auf den Beinen, kamen sie auf den Lastwagen nach Birkenau und wurden vergast.

Sie berichteten mir von den Frauen, die im «Frauenhaus» gefangen gehalten und zur Prostitution gezwungen wurden. Sechzehn oder siebzehn gab es dort. Die deutschen Kapos erhielten gewöhnlich das Recht, dieses Bordell zu besuchen. Es war der Lohn für die Strafen, die sie verhängten.

Die Höllenqualen, die diese Frauen erleiden mussten, zuckten in der Dunkelheit in grobkörnigen Bildern vor meinen Augen auf. Allmächtiger! Wenn man sich überlegte, was für Männer die Kapos waren – Berufsverbrecher, womöglich Vergewaltiger und Mörder. Es war unvorstellbar.

Ich hatte versucht, mir ihre Namen und die Namen der SS-Wärter einzuprägen, aber es war mir nicht gelungen. Ich hatte mehr über die Selektionen und die Gaskammern erfahren wollen, doch nun wusste ich, dass ich an der falschen Stelle war, was das anging. Die Lager waren räumlich getrennt und doch untrennbar verbunden. Die armen Kerle, mit denen ich zusammen war, wurden unerbittlich angetrieben. Wurden sie zu schwach, schickte man sie in die Gaskammern. Es gab viele Teile, aber sie gehörten zu einer einzigen Maschine.

Als die Stunden vorüberzogen, fiel mein polnischer Bettnachbar in einen unruhigen Schlaf. Der Deutsche bemühte sich weiter, meine Fragen zu beantworten, doch der Pole schwieg zwischen seinen Antworten immer länger und sprach immer undeutlicher.

Ich lag da und lauschte auf das Schnarchen und Ächzen der anderen im Dunkeln. Jemand redete mit sich selbst, wiederholte immer wieder die gleichen Wendungen. Er war nicht der Einzige. Ich hörte die Schreie

von Männern, die bei Nacht die Schrecken des Tages noch einmal durchlebten – eine Prügelstrafe, eine Hinrichtung, eine Selektion. Wenn sie aufwachten, ging der Albraum weiter. Für sie gab es kein Entkommen.

Wenn man sich aufgibt, spürt man selbst die Schmerzen nicht mehr. Jedes Gefühl, jede Empfindung ist abgetötet. In diesem Zustand waren die Männer hier.

Ich rang nach Luft. Es war erstickend heiss, und ich roch den Übelkeit erregenden Gestank der verwesenden Leichen. Auschwitz III war mit nichts auf der Welt zu vergleichen; es war die Hölle. Ich war hierhergekommen, um es mit eigenen Augen zu sehen, und die Erfahrung war grauenhaft und Furcht einflössend.

Im Unterschied zu den ausgezehrten Menschen, zwischen denen ich lag, war ich freiwillig hier. Ich hatte geplant und getüfelt, verhandelt und bestochen, um mich in dieses Lager einzuschleichen, und genauso, wie ich hineingekommen war, würde ich es wieder verlassen. Nicht in die Freiheit – noch nicht –, aber ich würde an einen Ort gehen, wo ich es sehr viel besser hatte.

Ich würde diese Menschen ihrem Schicksal überlassen, und Hans musste wieder in diese grauenhafte Baracke. Er würde wieder die gleichen gequälten Laute hören, die seinen Kopf füllten. Er würde versuchen, über alledem zu schwimmen, doch als ich dort lag – ein eins achtzig grosser Mann auf einer zu kurzen Pritsche, die Knie gegen den ausgemergelten Körper eines Fremden gedrückt –, begriff ich, dass auch für Hans unausweichlich das Ende kommen würde. Ich fiel in einen unruhigen Schlaf, während ich dem heiseren Gemurmel eines Mannes lauschte, von dem ich wusste, dass er nicht mehr lange zu leben hatte.

Ich erwachte mit dem Gefühl völliger Vereinsamung. Der Kapo stürmte durch die Baracke und trat gegen die Holzpritschen. Er brüllte

Befehle, dass es vom rauen Betonboden widerhallte. Das Licht flammte auf. Es musste gegen vier Uhr morgens sein.

Ich hörte, wie ein Mann geprügelt wurde, weil er sich zu langsam bewegte. Alle, die zu schwach waren, um zu stehen, alle, deren Zustand sich in der Nacht verschlechtert hatte oder die sich in der Dunkelheit aufgegeben hatten, wurden auf die Seite gestossen. Ich konnte mir denken, was mit ihnen geschah.

Das Frühstück bestand aus seltsam schmeckendem Schwarzbrot, mit etwas bestrichen, das ich für ranzige Margarine hielt. Wir gingen zwischen Tischen hindurch, von denen wir ein Stück Brot nahmen, ohne stehen zu bleiben. Zurückgehen konnte man nicht. Ich hielt den Kopf gesenkt, nahm das Brot und ging weiter. Ich hatte Hunger, aber ich bekam es trotzdem nicht hinunter.

Ich dachte an die Wagenräder aus Weissbrot, die wir im Kriegsgefangenenlager erhalten hatten, und an die Eier, an die wir durch Tausch oder Handel herankamen. Selbst in unserem Lager träumte ich ständig vom Essen, aber es war nicht annähernd mit dem Leben in Monowitz zu vergleichen, in keiner Hinsicht. Die «Ernährung» hier führte in den sicheren Tod. Die Frage war nur, wie schnell.

Ich dachte bereits voraus und bereitete mich auf mein nächstes Vorhaben vor. Schliesslich würde ich wieder hier herauskommen. Wir schlurften zum Appellplatz, wo wir wiederholt durchgezählt wurden. Als das vorüber war, mussten wir unter den Augen der SS-Wärter zum Tor marschieren. Wieder hielt ich mich aufrecht. Sie musterten uns genau und zerrten jeden, der zum Arbeiten zu schwach wirkte, aus der Reihe. Sobald wir das Tor hinter uns hatten, bogen wir nach rechts auf den Weg zu der Strasse, die zu den Buna-Werken führte. Ich verspürte einen ersten Anflug von Erleichterung. Zwar musste ich noch den erneuten Wechsel mit Hans hinter mich bringen, doch selbst mit knurren-

dem Magen begrüßte ich auf einmal den langen Tag, der vor mir lag. Ich war aus dem schrecklichen Lager heraus und freute mich darauf, bald wieder englische Stimmen zu hören und meine Uniform zurückzubekommen.

Wir marschierten zur Baustelle, und nach einer Weile sah ich meine britischen Kameraden. Ich hoffte, dass Hans irgendwo unter ihnen war. In seinen Lumpen war es für mich nun viel schwieriger, mich auf der Baustelle zu bewegen, während er in meiner Uniform den Schutz der Genfer Konvention genoss. Sobald die Kolonne eingetroffen war, gab es eine kurze Verzögerung, ehe die Anweisungen für den Tag ausgegeben wurden, und ich nutzte die Gelegenheit, zur «Bude» zu gehen und mich darin zu verstecken, wie wir es verabredet hatten. Ich hatte Hans gesagt, er solle auf mich achten. Als er sah, wohin ich ging, folgte er mir rasch. Hätte sich bei einer der Kolonnen das Abzählen zu sehr verzögert, wären wir in Schwierigkeiten geraten. So aber konnte unser Austausch noch vor Arbeitsbeginn vonstatten gehen. Ich hatte nur so und so weit vorplanen können; alles andere musste man aus dem Augenblick heraus entscheiden. Ich verstand mich gut auf so etwas. Trotzdem gehörte eine Menge Glück dazu.

Hans war aufgeregt, als er in meiner Uniform hereinkam, aber falls es ihn schmerzte, sie mir zurückzugeben, sagte er es nicht. Er wollte nicht reden. Er war ein anständiger Kerl, und ich hatte immer gewusst, dass er mich nicht hereinlegen würde. Trotzdem fiel mir ein Stein vom Herzen, als er vor mir stand. Wäre er draussen in Panik geraten und hätte sich geweigert, in die Bude zu kommen, wäre es für uns beide aus gewesen. Sobald er die Bude verließ, war er wieder KZ-Häftling, das war ihm klar, und er wollte es hinter sich bringen. Ich hatte meine Stiefel aus dem Versteck geholt, ehe Hans hereingekommen war, und seine Holzschuhe standen bereit.

Ich zog mir die gestreiften Lumpen aus und war froh, wie der in

meine Jacke und Hose schlüpfen zu können. Ich kehrte zu meinem Stamm zurück und nahm mir meinen geschützten Status wieder, während Hans ihn verlor. Die Symbolik dieser Situation ging in der Eile unter. Wir wollten es so schnell wie möglich hinter uns bringen.

Ich wiederholte die Warnungen, die ich Hans erteilt hatte, ehe wir die Kleider tauschten: Bleib ruhig und renne nicht. Ich brauchte ihm nicht zu sagen, wie er sich als Häftling zu verhalten hatte. Ich war mir nicht sicher, ob er das alles überhaupt aufnehmen konnte. Er verschwand, kaum dass er fertig war.

Tage vergingen, bis ich imstande war, über die Stunden nachzudenken, die ich in Auschwitz III verbracht hatte. Es kostete mich alle Kraft, die völlige Verzweiflung, die dort herrschte, an mich heranzulassen. Ich wusste nun, dass man einem Menschen nichts Schlimmeres antun konnte, als ihm *alles* zu nehmen – seinen Besitz, seinen Stolz, seine Selbstachtung – und ihn dann umzubringen. Langsam umzubringen. Der Begriff der Unmenschlichkeit des Menschen gegen den Menschen beschreibt es nicht einmal ansatzweise. Was ich gesehen hatte, übertraf bei Weitem alle Schrecken des Wüstenkrieges, die ich kannte. Damals hatte ich einen Feind vor mir und tat meine Pflicht. Ich tat sie gut, und deshalb hatte ich überlebt.

Der Tausch hatte viel Glück erfordert, aber ich war enttäuscht, wie wenig ich erfahren hatte. Noch immer gab es viele Fragen, die ich nicht beantworten konnte, aber ich hatte Auschwitz-Monowitz gesehen, und das war ein Anfang. Die Erinnerung an das Konzentrationslager liess mich nicht mehr los.

Ich reihte mich bei den anderen britischen Kriegsgefangenen ein, und die Schufferei des Tages begann. Rohre mit Flanschen mussten verladen werden und weitere Absperrventile. Jedes wog ungefähr dreissig Kilo. Am schwierigsten war es, sie auf den Wagen zu bekommen, aber sobald die Räder rollten, liess es sich ertragen. Nachdem sie an ihrem

Bestimmungsort waren, stapelten wir sie zum Einbau auf; dann ging es weiter. Es wurde Mittag, ehe ich etwas zu essen bekam, und bis dahin war mein Appetit zurückgekehrt.

Bis ich mit Bill sprechen konnte, verging eine Weile. Ich wusste, dass er sich mit Jimmy um Hans gekümmert hatte. Wie sich herausstellte, war Jimmy ziemlich zurückhaltend gewesen aber beide hatten getan, was nötig war. Bill hatte Hans rasch in unsere Baracke gebracht und in meiner Pritsche versteckt, die ausser Sicht in der hinteren Ecke stand.

«Avey ist krank. Er hat sich hingelegt und will seine Ruhe haben.» Mehr hatten sie den anderen nicht gesagt. Bill hatte Hans Essen und Trinken gebracht, und Hans hatte während des ganzen Abends den Kopf nicht gehoben. Keiner von uns kannte jeden britischen Kriegsgefangenen im Lager, dazu gab es zu viele, aber die Hütten waren ziemlich klein, und sie mussten Hans bis zum Durchzählen verborgen halten. Zum Glück achteten die Leute nicht allzu sehr aufeinander, und alles ging glatt.

Für Hans hatten sich Täuschung und Risiko gelohnt, weil er Zigaretten bekam, die er eintauschen konnte. Ausserdem, da war ich mir sicher, hatte die bessere Verpflegung im britischen Kriegsgefangenenlager ihn gekräftigt. Erst als ich später wieder mit ihm sprach, erfuhr ich, dass er von dem Essen krank geworden war. Nachdem er sich monatelang von fauler Kohlsuppe ernährt hatte, brachte das kräftigere Essen seinen Magen in Aufruhr. Das hatte ich nicht ahnen können, aber ich war entsetzt, als ich es hörte. Irgendwie nahm es meinem Erfolg den Glanz. Wenigstens hatte Hans es genossen, sich auf meiner bequemen Strohmattatze unter Decken auszuruhen, die aus diesen eigentümlichen Holzfasern bestanden. Das war besser als das, was er sonst hatte, und für eine Nacht war er den Leuten entkommen, die ihn durch Arbeit töten wollten.

Was den Kapo anging, musste ich ihm den zweiten Posten Zigaret-

ten geben, jetzt, wo ich in Sicherheit war. Es dauerte ein wenig, bis es mir gelang, ihn zu bezahlen. Ich richtete es so ein, dass ich an ihm vorbeiging, und raunte ihm aus dem Mundwinkel zu, dass ich in ein paar Minuten in einem kleinen Gebäude in der Nähe sei. Als der Kapo auftauchte, gab ich ihm die versprochenen Zigaretten. Er versteckte sie in seinem gestreiften Hemd und verschwand. Es war, als hätte ich einen Zwanzigpfundschein entzweierrissen und eine Hälfte zurückbehalten. Er hatte sich an die Vereinbarung halten müssen.

Das ganze Abenteuer war töricht gewesen. Wenn ich aus der Behaglichkeit unseres heutigen Lebens zurückblicke, kommt es mir lächerlich vor. Aber genau so, wie ich es erzähle, ist es geschehen.

Ungefähr um diese Zeit tauchte eine neue und in gewisser Weise ironische Gefahr auf. Mitte 1944 erkannten die Alliierten, dass die Buna-Werke der IG Farben sich nun in Reichweite der fliegenden Festungen der US Army Air Force befanden und ein lohnendes Ziel für die Bombardierung darstellten. Die jüdischen Häftlinge hiessen die Luftangriffe willkommen, obwohl diese Angriffe lebensgefährlich für sie waren. Sie wussten, dass die Piloten auf ihrer Seite waren und die Freiheit brachten, aber Angst hatten sie trotzdem.

Der Luftalarm für die Baustelle wurde mit einem grossen, rot und gelb gestrichenen Korb gegeben, der an einem der Kamine der «Queen Mary» hing. Der Korb wurde hochgezogen, während die Bomber sich näherten. Wenn der Korb das obere Ende erreichte, waren die Maschinen fast schon über uns.

Kamen die Bomber, während wir arbeiteten, rannten wir in Deckung, wo wir gerade konnten. Wir warfen uns in Splittergräben oder duckten uns hinter Mauern. Andere versteckten sich in Rohren. Mir gelang es einmal, durch eine Wartungsluke zu schlüpfen, und ich fand

mich in einem grossen Abzugskanal wieder, der zum Fluss führte. Dort hatten ungefähr vierzig zivile Arbeiter und Aufseher Schutz gesucht. Ich durfte bleiben. Für die Wärter gab es überall auf dem Gelände kleine Betonunterstände, damit sie ihre Aufgaben auch während eines Luftangriffs versehen konnten. Diese seltsamen, konisch geformten Unterstände waren eine Art begehrter deutscher Stahlhelm.

Auf der Baustelle gab es ausserdem einen riesigen Luftschutzbunker aus Beton. Er war höher als die meisten Gebäude, grau, viereckig und hässlich. Die Deutschen nannten alles, was diese Form besass, «klotzig». Das passte gut. Der Bunker konnte wahrscheinlich einem Volltreffer widerstehen. Ich habe gehört, dass es ihn heute noch gibt.

Die Juden durften sich nur auf die Erde werfen und die Unebenheiten des Geländes zu ihrem Schutz ausnutzen. Einige hielten sich in unserer Nähe, als würden die alliierten Kriegsgefangenen einen besonderen Schutz geniessen oder im Voraus wissen, wo die Bomben einschlugen. Das war nicht der Fall.

Der 20. August 1944 war nach Auschwitz Verhältnissen ein schöner Sommertag, einer der seltenen Sonntage, an denen wir nicht zu arbeiten brauchten. Ein paar Jungs hatten etwas inszeniert, das sie «Lager-Gala» nannten, ein eher verzweifelter Versuch, die Moral zu heben, aber es half nicht viel. Es gab ein paar improvisierte Spiele, mit Bällen auf Konservendosen werfen und so etwas.

Als wir den Luftalarm hörten, schlug die gute Stimmung um. Wir verliessen eilig die Baracken und rannten zum Feld im hinteren Teil des umzäunten Bereichs, wo der Untergrund sich absenkte. Dort verlief ein Entwässerungsgraben in Ost-West-Richtung. In der Ostecke stand ein kleiner Luftschutzbunker. Mit dem grossen Bunker der Fabrik liess er sich nicht vergleichen, aber er war ziemlich solide. Trotzdem wollte ich nicht hinein. Die Gerüchte, dass Menschen in diesem Bunker vergast

worden seien – ob es nun stimmte oder nicht –, waren mir noch zu präsent. Ausserdem hatten die schweren Stahltüren nur an der Aussenseite einen Riegel, was mein Misstrauen weckte. Der Bunker war dunkel und wirkte unheilvoll. Ich ging lieber draussen im Graben in Deckung. Damit war ich nicht allein. Viele der Jungs, die zum Bunker kamen, rannten nur bis zu der ummauerten Rampe, die hinunter zu den Türen führte, und blieben dort stehen. Sie glaubten, sie wären dort in Sicherheit, auch ohne in den Bunker zu gehen.

Über das Lager zog bereits Rauch hinweg, der aus Behältern am Südrand der Baustelle freigesetzt wurde. Er sollte das gesamte Terrain einnebeln und den Maschinen eine Punktbombardierung der Buna-Werke unmöglich machen. Bei der Höhe, aus der die Amerikaner ihre Bomben abwarfen, konnte von Zielgenauigkeit sowieso keine Rede sein.

Ich hörte das beängstigende Dröhnen der Bomber über uns. Sie schienen von Süden anzufliegen. Ich rollte mich in den Graben und vernahm das Pfeifen der fallenden Bomben. Das Wissen, dass sie von unseren Leuten geworfen wurden, bot nur wenig Trost. Im Graben stand Wasser, und schon bald waren meine Stiefel durchnässt. Ich drückte das Gesicht in die Erde der Böschung und bedeckte den Kopf mit den Armen. Eine entsetzliche Explosion donnerte nur ungefähr vierzig Meter entfernt. Ich spürte die Druckwellen im Gesicht. Sie waren aus Richtung des Luftschutzbunkers gekommen. Weitere Einschläge folgten und näherten sich der Baustelle. Es dauerte ungefähr eine Viertelstunde, bis der Luftangriff endete, sodass ich nachschauen konnte, welche Schäden angerichtet worden waren.

Ich rannte zum Bunker und entdeckte einen Haufen Schutt und Beton in ungefähr fünf Metern Tiefe, wo die Eingangsrampe gewesen war. Überall lagen Leichen und Körperteile. Die Stelle, wo die Männer gestanden hatten, war voll getroffen worden. Die Jungs im Bunker hatten

überlebt und verliessen ihn durch einen anderen Eingang. Einige Verletzte sassen da, aber die meisten von denen, die an der Bunkertür gestanden hatten, waren zerrissen worden, und ihre Leichen lagen unter den Trümmern begraben.

«Ist hier ein Bergmann?», rief jemand. Ein Gefangener hatte sich darangemacht, die Trümmer beiseitezuräumen, konnte aber wenig ausrichten. Er stand unter Schock und war viel zu zaghaft. Ich schickte ihn aus der Grube nach oben, übernahm seinen Platz und machte mich an die Arbeit. Jeder Betonbrocken musste vorsichtig bewegt werden, damit die grösseren Stücke nicht nachrutschten und mögliche Überlebende erdrückten.

Ich rief nach Seilen, und nach einiger Zeit wurden welche gebracht. Ich band ein Ende um eine der grossen Betonplatten nach der anderen, und die Jungs am Rand des Trichters hievten die Platten jedes Mal hoch, sodass ich darunterschauen konnte. Auf diese Weise bargen wir einen zerschmetterten Leichnam nach dem anderen. Einigen fehlten Gliedmassen, andere waren zerrissen oder von Trümmern erschlagen worden.

Ein grosser Betonklotz behinderte die Grabung. Er musste fortgeschafft werden. Wenn jemand darunterlag und noch lebte, mussten wir rasch zu ihm vordringen. Ich konnte das Trümmerstück ein wenig schaukeln, aber es bewegte sich nur in eine Richtung. Deshalb musste der Klotz über den Kopf eines toten Soldaten gerollt werden, der unter den Trümmern lag. Mir war klar, dass es getan werden musste, falls darunter noch jemand lebte, aber das hielt einen der Jungs nicht davon ab, mich zur Rede zu stellen. «Der arme Kerl ist tot», argumentierte ich. «Was würdest du denn tun?» Schliesslich sah er ein, dass es keine andere Möglichkeit gab. Ich atmete tief durch und begann zu schieben. Endlich bekam ich den Leichnam heraus. Die Überreste wurden aus dem Bombenkrater gehoben und zu den anderen gelegt. Dann machte ich mich wieder ans Graben.

Wir trugen die Trümmer ab und drangen weiter zum Bunkereingang vor, aber die Hoffnung, Überlebende zu finden, schwand immer mehr. Dann aber hörten wir ein ersticktes Geräusch, und ich begriff, dass in den Trümmern tatsächlich noch jemand lebte. Ich räumte Betonbrocken weg und schuf ein Loch, das gross genug zum Hineinkriechen war. Als ich den Mann erreichte, war er halb bei Bewusstsein. Ich fragte ihn, welcher Teil seines Körpers eingeklemmt sei. Er konnte nicht antworten. Ich rief nach Wasser, kehrte mit einer kleinen Schüssel zu ihm zurück und spritzte ihm das Wasser ins Gesicht. Endlich kam er zu sich. Er war wütend und fluchte und machte mir das Leben schwer, aber am Ende bekamen wir ihn heraus. Ein dreibeiniger Holzschemel hatte ihn gerettet. Trümmerstücke waren darauf liegen geblieben und hatten eine Höhlung geschaffen, in der er geschützt gewesen war.

Über der Erde hatten die Jungs sich derweil um die Verletzten gekümmert. Inzwischen lagen mehr als dreissig Tote am Kraterrand. Wir fügten die Leichen zusammen, soweit es möglich war, und sie wurden in Decken eingenäht. Es war eine schauerliche Arbeit. Diese Toten waren unsere Freunde gewesen.

Um uns her starben Tag und Nacht unschuldige Menschen, aber es war etwas ganz anderes, wenn die eigenen Kameraden ums Leben kamen. Der Zwischenfall versetzte unserer Moral einen schweren Schlag, aber wir mussten weitermachen. Später wurden Behauptungen aufgestellt – und vom Roten Kreuz geglaubt –, dass die Jungs umgekommen waren, weil sie sich die «Show» hatten ansehen wollen, aber das stimmt nicht. Sie hatten sich in Sicherheit gewöhnt.

Die Leichen wurden auf einem Friedhof begraben, der zur Pfarre St. Mariä Himmelfahrt in Oswiecim gehörte. Ich wurde mit Bill Meredith, einem Kameraden aus Liverpool, dorthin geschickt, um an der Mauer ein Massengrab auszuheben. Am Ende eines Weges stand eine kleine

Kapelle. Zum ersten Mal sah ich Grabsteine mit Fotos darauf. Sie beeindruckten mich sehr.

Wir zogen uns bis zu den Hüften aus und begannen zu graben. Als wir fertig waren, kam ein Lkw mit den Toten auf der Ladefläche. Ein paar Kameraden waren dort, aber es gab keine Zeremonie und keinen Gottesdienst, soweit ich mich erinnern kann. Sie reichten uns die Leichensäcke herunter, und Bill und ich legten sie Seite an Seite in die Erde. Es war wie in der Wüste. Zum ersten Mal seit viel zu langer Zeit dachte ich an die Männer, die ich im Sand zurückgelassen hatte, und an Les, den ich nicht hatte beerdigen können.

Man liess uns keine Zeit, den Toten unsere Reverenz zu erweisen. Wir mussten mit dem Lkw zurückfahren, ohne die Leichen auch nur mit Erde bedeckt zu haben. Ich weiss nicht, wer sie begraben hat. Drei Wochen später fiel eine Bombe auf den Friedhof, und ihre letzte Ruhestätte wurde vernichtet. Nach Kriegsende wurden die Leichen, die identifiziert werden konnten – und einige, bei denen es nicht möglich war –, auf einen Soldatenfriedhof in Krakau gebracht, wo sie seither in Frieden ruhen.

14. Kapitel

Seit ich meiner Mutter wegen Ernst geschrieben hatte, waren Monate vergangen. Hin und wieder hatte ich ihn auf der Baustelle gesehen, hatte aber nichts von zu Hause gehört. Deshalb wusste ich nicht, ob meine Mutter den Brief bekommen und Ernsts Schwester Susanne in Birmingham verständigt hatte und ob Susanne überhaupt noch dort wohnte. Den Versuch war es wert gewesen, aber ich hielt die Sache nun für aussichtslos. Die Postverbindung über das Rote Kreuz stellte eine Rettungsleine dar, aber sie wurde immer wieder unterbrochen.

Nach einigen Monaten traf ein Brief ein, der mit einer mir unbekanntem Handschrift an mich adressiert war. Ihm folgte ein Paket. Der Brief war auf Englisch, und ich öffnete ihn ohne einen Gedanken an Ernst. Ich glaube, das Schreiben begann mit «Lieber Ginger» und war mit «Susanne» unterzeichnet. Es war an Ernst gerichtet, aber so geschrieben, als wäre ich der Adressat. Susanne erwähnte, dass sie Zigaretten schicken werde. Es hatte funktioniert.

Ein Brief meiner Mutter bestätigte, dass sie zu Susanne Kontakt aufgenommen und ihr klargemacht hatte, dass Zigaretten die einzige Möglichkeit seien, Ernst zu helfen. Nun lag es an ihr. Ich öffnete das Paket, und da waren sie: zweihundert englische Players-Zigaretten. Die, die mein Onkel mir schickte – und die nicht immer durchkamen –, waren 555er. Die Players waren für Ernst, und in dem Paket lagen mehr davon, als ich seit Monaten gesehen hatte.

Es war ein Wunder. Ernsts Schwester war wohl auf und in Sicherheit. Vor allem wusste sie nun, dass ihr Bruder noch lebte und Häftling

in Auschwitz war. Ich hoffte nur, dass sie nicht wusste, was der Name bedeutete.

Wir hatten eine menschliche Verbindung hergestellt, die mehr umfasste als den Inhalt des Pakets, so wertvoll er auch war. Allein schon der Kontaktbrief überwand das Böse des Konzentrationslagers. Ich war ausser mir vor Freude. Jetzt musste ich Ernst den Brief und die Zigaretten zukommen lassen, und das bedeutete, beides auf das Gelände des IG-Farben-Werkes zu schmuggeln. Manchmal wurden wir durchsucht, aber ich hatte immer Glück.

Zigaretten waren in den Lagern kostbarer als Gold. Als ich mit Hans den Platz tauschte, hielt der Kapo unser Leben in der Hand, und ich hatte ihn mit fünfzig Glimmstängeln bestochen, in die andere Richtung zu blicken, fünfundzwanzig im Voraus, fünfundzwanzig später. Fünfzig Zigaretten bedeuteten in Auschwitz ein fürstliches Vermögen, und jetzt konnte ich Ernst viel mehr davon geben.

Ich habe nie richtig erfahren, worin Ernsts Aufgaben auf der Baustelle eigentlich bestanden, aber er konnte sich freier bewegen als die meisten, und anscheinend blieben ihm die schwersten Arbeiten erspart. Ich vermute, dass er als Bote oder so etwas fungierte.

Es dauerte eine Weile, bis ich ihn wiedersah. Ich wartete auf eine Gelegenheit, in seine Nähe zu kommen, und flüsterte ihm zu, dass er mich in fünf Minuten an einer abgeschiedenen Stelle treffen solle, die wir vorher vereinbart hatten.

Als er kam, vergewisserte ich mich, dass wir allein waren. Dann zog ich den Brief seiner Schwester aus der Tasche. Als Ernst begriff, was er da vor sich hatte, war er vor Freude ganz aus dem Häuschen. Ich sagte ihm, er solle den Brief mitnehmen und lesen; dann gab ich ihm durch eine Geste zu verstehen, das Schreiben anschliessend zu zerreißen. Ernst hatte alles verloren, wie jeder andere KZ-Häftling auch. Ihn aufzufordern, den Brief zu vernichten – wahrscheinlich seinen einzigen

persönlichen Besitz –, war sehr viel verlangt. Ich wusste, wie schwer es ihm fallen musste, aber unser beider Sicherheit hing davon ab, und ich vertraute auf ihn. Er nahm den Brief und versteckte ihn in seiner Häftlingskleidung.

Ich sah mich noch einmal genau um, dass niemand kam, ehe ich die ersten Zigaretten und eine Tafel Schokolade aus meiner Felduniform zog. Hätte ich ihm alle Zigaretten auf einmal gebracht, wäre das Risiko zu gross gewesen, sie alle zu verlieren; es waren zu viele, um sie am Körper zu verstecken. Ich versprach Ernst, ihm die Zigaretten nach und nach zu übergeben. An diesem Ort und zu dieser Zeit stellten sie einen immensen Wert dar, und das wusste Ernst nur zu gut.

Ich war von vielen Verzweifelten umgeben. Ihnen war alles geraubt worden. Man hatte ihnen Ehefrauen, Kinder, Eltern und Grosseltern genommen, die schon bei der Ankunft ermordet worden waren. Wer verschont blieb, wurde ausgebeutet, durch Arbeit zerbrochen und zu Tode geschunden. Diese Menschen wussten, dass ihre Angehörigen vergast und anschliessend verbrannt worden waren. Am Ende würden Verzweiflung, Krankheit, Auszehrung oder Prügel auch sie umbringen.

In dieser Umgebung gab ich Ernst einen Brief und ein Geschenk von seiner Schwester in England. Mehr konnte ich nicht für ihn tun. Ich wusste nicht, was er mit den Zigaretten anstellen würde, für welches Essen oder welche Gefälligkeiten er sie eintauschte. Sie würden ihm nicht die Freiheit erkaufen, aber Vorteile – eine Überlebenschance. Mehr nicht. Es lag nun in seiner Hand.

Bislang hatte er Auschwitz überstanden, aber keiner von uns wusste, wie es weiterging. Der Gestank aus den Schornsteinen und die Leichen, die am Ende jedes Arbeitstages weggeschafft werden mussten, waren Vorzeichen genug. In dieser Welt war jedes Leben willkürlicher Mordlust unterworfen.

Ich hatte einen Blick hinter den Stacheldraht von Auschwitz-Monowitz werfen können, aber Ernst kannte diese Welt und wusste, wie man darin überlebte, doch ich machte mir nichts vor: Es war trotzdem unwahrscheinlich, dass er überlebte. Ich versuchte vor ihm zu verbergen, was ich dachte, und in den Wochen darauf spielte ich ihm nach und nach den Rest der Zigaretten zu. Was er damit anstellte, hat er mir nie verraten.

Ich wusste von seiner Schwester in England, aber sonst war mir nichts über seine Familie bekannt. Eltern oder Grosseltern erwähnte er nie; er schien mir ungebunden zu sein. So überlebte man leichter, das wusste ich aus eigener Erfahrung. Dieses Prinzip hätte während meiner Zeit in der Wüste Gültigkeit gehabt und auch, als das Schiff torpediert worden war. In der Gefangenschaft galt es ebenso. Es war einfacher, sich auf das Hauptziel zu konzentrieren: Überleben. Es bündelte die Gedanken. Wie ich schon sagte, ohne sein wichtigstes Ziel hat man nichts. Vielleicht ist das der Grund, weshalb ich mich in jenen Jahren mit so wenigen Menschen anfreundete.

Ernst war anders als die anderen jüdischen Häftlinge. Trotz der Verzweiflung in seinen Augen sah man Spuren des schelmischen Jungen, der er gewesen war, und Hinweise, was für ein Mann er werden konnte, falls es ihm vergönnt war, lange genug zu leben. Ich glaubte, so etwas wie eine Geistesverwandtschaft zwischen ihm und mir entdeckt zu haben. Ich hielt stets nach ihm Ausschau und steckte ihm Zigaretten zu, wann immer ich konnte. Hätte der Krieg noch länger gedauert, hätten wir bestimmt versucht, ein weiteres Paket zu bekommen.

Ich wünschte mir sehnlichst, von diesem gottverlassenen Ort verschwinden zu können, und sei es nur für wenige Stunden. Als ich die Gelegenheit bekam, mich einem Arbeitskommando anzuschliessen, das ausserhalb der Buna-Werke eingesetzt werden sollte, griff ich sofort zu. Jede Chance, Zivilisten zu kontaktieren, musste man nutzen. Uns wurde

befohlen, mit der Eisenbahn nach Kattowitz zu fahren, Material aufzuladen und zurückzukommen. Man sagte uns nicht, was wir zu befördern hatten oder weshalb sechs Leute dazu erforderlich waren. Wir wurden von bewaffneten Wärtern aus dem Lager geführt und erreichten nach kurzem Marsch eine Bahnstation mit niedrigen Bahnsteigen, von denen man auf einen offenen Verschiebebahnhof blickte.

Von dort, wo ich stand, konnte ich über die Gleise blicken. Weiter hinten waren gerade mehrere Viehwagen voller Häftlinge angekommen. Sie hatten ungefähr hundert Meter von uns in langen Kolonnen Aufstellung genommen. Die Frauen waren von den Männern getrennt worden, und alle trugen noch Zivilkleidung. Wir wussten, was wir sahen. Wir wussten, was mit den Frauen und Kindern geschehen würde.

Eine der Frauen hielt einen weinenden Säugling in den Armen. Ein SS-Mann schritt die Reihe auf und ab. Er blieb stehen und herrschte die Frau an; dann ging er weiter. Das Baby hörte nicht auf zu weinen. Der SS-Mann ging noch ein paar Schritte. Dann drehte er sich um, stapfte zu der Frau zurück und schlug dem Baby mit aller Kraft die Faust ins Gesicht. Sofort war es still.

Ich erbrach mich beinahe vor Entsetzen und unterdrückter Wut. Selbst aus der Entfernung war klar, dass der Mann den Säugling totgeschlagen hatte. Die grausige Szene löschte alle Freude aus, dem Gefangenenlager einen Tag lang zu entkommen. Unser Zug kam, und wir stiegen ein. Ich konnte nicht sprechen. Wir waren es gewöhnt, Grausamkeiten gegenüber Erwachsenen mitzerleben, aber dass ein Kind in den Armen seiner Mutter ermordet wurde, war unfassbar.

Wir erreichten ein von der Wehrmacht betriebenes Lagerhaus auf einem grossen Geländestück in der Nähe von Kattowitz. Dort wurde uns befohlen, einen Eisenbahnwaggon zu beladen. Der grösste Teil der Ladung bestand aus Decken, die zu Säcken zusammengenäht waren. Ich

konnte nicht sagen, was darin war; vielleicht Brot. Ich habe es nie herausgefunden. Nach dem Vorfall, den ich beobachtet hatte, war es mir auch herzlich gleichgültig.

In einem normalen zivilen Personenwaggon mit Posten im Korridor, die uns an der Flucht hindern sollten, führen wir zurück. Während ich aus dem Fenster starrte, lief vor meinem inneren Auge immer wieder die Szene ab, wie der Säugling totgeschlagen wurde. Bereits jetzt begann ich, solche Dinge von mir wegzuschieben. Etwas anderes blieb mir nicht übrig. Ich hatte nie einen Bogen um Gefahren gemacht, war nie einem Kampf ausgewichen; das lag an meiner Erziehung. Jetzt aber tat ich ständig Dinge, die mir gegen den Strich gingen.

Seit ich mit Hans den Platz getauscht hatte, kannte ich wenigstens einige Namen und besass ein paar Informationen. Ich hatte nun eine bessere Vorstellung davon, was im Konzentrationslager vor sich ging; aber ich hatte eigentlich damit gerechnet, mehr zu erfahren. Ich war enttäuscht. Zwar fanden Selektionen in Auschwitz III statt, doch das mechanisierte Morden spielte sich woanders ab. Nach wie vor wusste ich sehr vieles nicht.

Wochen verstrichen, und der Winter kam. Es wurde kalt. Der alliierte Sieg schien näher zu rücken, aber nur langsam. Ich konnte noch immer nicht sagen, wie diese entsetzliche Geschichte enden würde. Wer würde überleben? Wer würde von den Konzentrationslagern erzählen können? Wer würde bezeugen können, was geschehen war?

Im Laufe der Monate beherrschte mich immer stärker der Gedanke, es noch einmal zu versuchen. Hans lebte noch. Wie durch ein Wunder waren auch seine beiden Bettnachbarn durchgekommen. Ich schlug vor, dass wir noch einmal die Rollen tauschten, und er war einverstanden.

Sein Los hatte sich nicht verbessert, und das Risiko war es wert. Wieder begannen wir zu planen. Diesmal sollte der Kleidertausch nicht in der «Bude» stattfinden – die Hütte, die wir beim ersten Mal benutzt hatten –, sondern in einem «Bau», einem Ziegelgebäude, das gerade errichtet wurde.

Gleich hinter dem Haupteingang befand sich ein winziger Raum, in dem wir uns manchmal heimlich ausruhten. Wir beschlossen, dort die Kleidung zu tauschen. In dem Raum gab es Ecken und Winkel, in denen man Dinge vor dem Tausch verstecken konnte; deshalb erschien er uns geeigneter als die Bude.

Als der verabredete Tag kam, fühlte ich mich besser vorbereitet als beim ersten Mal. Ich wusste, wohin der Zug der Häftlinge ging und wo die Schwierigkeiten lagen. Trotzdem würde ich wieder sehr viel Glück brauchen.

Die Kleidung war rasch gewechselt. Als ich Hans' gestreifte Häftlingssachen anzog, spürte ich schlagartig die Kälte. Wieder ging Hans als Erster; er hatte es eilig. Ich hatte mir die Wangen mit Schmutz verschmiert, und mein Haar war wieder gestutzt und behelfsmässig geschnitten. Ich hielt inne und prüfte noch einmal meine Knöpfe, ehe ich heraustrat und begann, den schlurfenden Gang eines ausgezehnten Mannes nachzuahmen. Ohne Zwischenfall gelangte ich zu den «Gestreiften» und wappnete mich für das Durchzählen, bei dem ich mit ihnen verschmelzen musste.

Was ich nicht berücksichtigt hatte, waren die sinkenden Temperaturen. Ich hasste die Kälte schon damals, und so ist es bis heute geblieben. Ich zitterte heftig. Diesmal zog sich das Durchzählen endlos in die Länge.

Wir setzten uns in Bewegung und schlurften über den mir nunmehr bekannten Weg. Die Leichen der an diesem Tag Verstorbenen trugen wir wieder mit uns, so wie beim ersten Mal, als ich nach Monowitz ge-

gangen war. Auch diesmal wurden mehrere Leichen fallen gelassen und wieder aufgehoben, um den Trägern dann erneut zu entgleiten. Nach einem mühseligen Marsch schritt ich zum zweiten Mal durch das Tor nach Auschwitz-Monowitz. Irgendwo brüllte jemand den Befehl «Mützen ab!», und wir gehorchten und strafften uns. Dann folgte der Marsch zum Appellplatz, der auf ungefähr halbem Weg rechts von der zentralen Lagerstrasse lag. Selbst innerhalb des Lagers gab es Zäune, die unsere Bewegungsfähigkeit einschränken sollten. Wie zuvor spielte das Lagerorchester.

Wir stellten uns auf, um durchgezählt zu werden. Diesmal schien es Stunden zu dauern. Trotz der Anstrengung des Marsches war mir nicht warm geworden. Die gestreifte Lumpenkleidung wärmte kein bisschen. Der Abend rückte näher. Ich brauchte nichts vorzutauschen; ich fühlte mich genauso elend wie die Männer ringsum. Dann begann es zu regnen.

Ich war mir sicher, dass diesmal mehr von uns auf dem Appellplatz standen, aber ich zählte die Häftlinge nicht. Als wir endlich abtreten durften, folgte ich meinen Freunden zu einer Baracke, die am Rand des Platzes stand, näher zum Lagerzaun mit seinen Hochspannungsleitungen. Kaum waren wir drinnen, kroch ich aufs Bett und blieb dort. Ich wusste, dass ich von dem Essen wieder nichts herunterbekommen würde.

Meine beiden Freunde hatten in den Monaten, seit ich ihre Pritsche zum letzten Mal mit ihnen geteilt hatte, schrecklich gelitten. Ich konnte kaum glauben, dass sie überhaupt so lange durchgehalten hatten. Ich sagte es ihnen nicht, aber sie waren bis auf die Knochen abgemagert. Der Pole war in der schlechteren Verfassung. Seine Haut hatte einen kränklichen, gelblichen Ton. Er schien dem Tod bereits näher zu sein als dem Leben. Die Häftlinge hatten einem solchen Erscheinungsbild einen merkwürdigen Namen gegeben: «Muselmänner».

Ich erkannte, dass die alliierten Bombenangriffe und die Entwick-

lung des Kriegsgeschehens den Häftlingen eine schwache Hoffnung auf ein Überleben schenkten, doch diese Hoffnung blieb flüchtig. Meine Zeit war begrenzt, aber ich konnte die beiden nicht zum Reden zwingen. Sie waren ausgelaugt, und der Pole verlor das Bewusstsein, kaum dass er auf die Pritsche gekrochen war. Ich war mir ziemlich sicher, dass er die Nacht nicht überstehen würde. Doch mit dem Deutschen konnte ich mich ein wenig unterhalten.

Ich fühlte mich diesmal besser auf das vorbereitet, was ich erleben würde: das Stöhnen, das Gemurmel, die Schreie. Der Deutsche war vermutlich erst Anfang zwanzig, doch als ich mit ihm und dem Polen die Pritsche teilte, waren sie für mich schon eher Leichen als lebendige Menschen; sehr dünne Leichen noch dazu. Ihre Körper gaben kaum Wärme ab, und ich zitterte.

Der Tod hatte einen Geruch, den ich nun zum ersten Mal wahrnahm. Ich kann ihn nicht beschreiben, aber er hing in diesen Baracken in der Luft, feucht, düster und abscheulich. Wir waren wie erschlagen von der Anstrengung des Tages. Inmitten des Stöhnens und der Gebete, die irgendwo gemurmelt wurden, schlief ich ein.

Der Pole hatte die Nacht überlebt, aber am Morgen brauchte er Hilfe, um auf die Beine zu kommen. Ich glaube nicht, dass er es noch lange durchgestanden hat, und ich sah ihn nie wieder auf der Baustelle. Ich war froh, als das Durchzählen beendet war und wir wieder auf der Strasse zu den Buna-Werken waren, auf dem Weg zu der Arbeit, die ich normalerweise verfluchte.

Der Austausch im Bau ging schnell und wortlos vonstatten. Ich war erleichtert, wieder in Uniform zu sein. Ich versuchte es einige Wochen später ein drittes Mal, wieder in der Bude. Die Tür liess ich offen, weil eine geschlossene Tür sofort den Verdacht erregt hätte, dass hinter ihr Verbotenes vor sich gehe. Diesmal schnüffelte ein Wärter auf der Baustelle herum, und wir mussten den Versuch abbrechen, ehe er begonnen hatte.

Heute weiss ich, dass ich mir hätte einprägen sollen, was ich beim ersten Mal erlebt hatte. Ich hätte es bei diesem einen Mal belassen sollen. Aber das entsprach nicht meinem Naturell. Wenn ich mit etwas Verbotenem durchkam, tat ich es wieder. Ich hatte mir die Namen einiger Kapos und Wärter gemerkt, aber vor allem hatte ich die Zustände mit eigenen Augen gesehen, und nur das zählte für mich. Hörensagen hatte keinen Wert. Wir wussten nicht, was aus diesen Lagern wurde oder wer am Ende des Krieges noch am Leben war, um zu berichten, dass dieses Verbrechen tatsächlich begangen wurde.

15. Kapitel

Der Morgen war feucht und trist. Nach heftigem Regen hatte der Boden sich in Schlamm verwandelt. Ich gehörte zu einem Kommando von zwanzig britischen Kriegsgefangenen, die Anweisung hatten, Stromkabel für eine neue Anlage zu legen. Wir standen in einer Reihe bis zu den Hüften in einem schlammigen Graben, ein dickes Starkstromkabel zwischen den Beinen. Nach der fremdartigen Logik der Lager mussten wir diese Arbeit tun, weil die Zwangsarbeiter jetzt schon zu schwach waren, um das schwere Kabel zu bewegen. Wir rollten es von einer dicken Holztrommel herunter. Je länger es wurde, desto mehr wog es. Wenn wir nicht alle zugleich daran zogen, konnten wir es keinen Millimeter bewegen.

Ein junger Jude, vielleicht achtzehn Jahre alt, stand über mir neben der Kabeltrommel. Er war dünn und schwach wie die anderen, hatte aber ein freundliches Gesicht. Ich habe nicht gesehen, welchen Fehler er beging, aber die Wärter brauchten ohnehin keinen Grund für Gewalttätigkeiten. Ein SS-Offizier trat auf ihn zu, und der junge Mann tat, was alle tun mussten: Er unterbrach die Arbeit, riss sich die Mütze vom Kopf, schlug sie sich seitlich gegen das Bein und nahm Habtachtstellung ein.

Doch es ersparte ihm nicht die Prügel. Der SS-Mann schlug ihm mit irgendetwas, das er in der Hand hielt, mitten ins Gesicht, und binnen Sekunden floss das Blut in Strömen. Der Junge schaffte es, wieder strammzustehen. Dabei murmelte er etwas in einer Sprache, die ich nicht verstand. Kaum stand er wieder kerzengerade da, wurde er erneut geschlagen und brach mit einem Schmerzensschrei zusammen. Wieder

rappelte er sich auf und bekam einen weiteren Hieb ins Gesicht. Mittlerweile war seine gestreifte Häftlingskleidung blutgetränkt. Ich musste mit ansehen, wie ein junger Bursche totgeschlagen wurde. Ich sah so etwas nicht zum ersten Mal, aber jetzt kochte meine unterdrückte Wut in mir hoch, und in meinem Innern zerbrach etwas.

In holperigem Deutsch brüllte ich den SS-Offizier an: «Du verfluchter Untermensch!» Das war das Schlimmste, was mir einfiel: den SS-Mann mit einem Wort zu belegen, das die Nazis für alle benutzten, die sie als «rassisch unterlegen» ansahen – Slawen, Zigeuner, Juden. Mir war klar, dass ich mich damit in grösste Gefahr brachte.

Der SS-Mann liess von dem Jungen ab, aber ich wusste, dass die Sache noch nicht ausgestanden war.

Nur zehn Minuten verstrichen, bis der SS-Mann sich rächte. Zuerst liess er mich meine Arbeit zu Ende machen. Ich stieg aus dem Graben und wandte mich ab, um wegzugehen. Ohne Warnung näherte er sich von hinten. In dem Augenblick, als er neben mir war, traf mich ein wuchtiger Schlag ins Gesicht. Ich stürzte zu Boden und hielt mir das rechte Auge, das er mit dem Pistolengriff getroffen hatte. Ein paar Sekunden lang verlor ich das Bewusstsein. Als ich wieder zu mir kam, schloss das Auge sich bereits, und darüber und darunter hatte ich Platzwunden. Der SS-Mann war verschwunden.

Ich weiss nicht, was aus dem Jungen geworden ist, aber er kann nicht mehr lange gelebt haben. Wenn er nicht an den Kopfverletzungen starb, so war er doch von ihnen gezeichnet, und das bedeutete seinen baldigen Tod.

Meinem Auge ging es sehr schlecht. In unserem Lager war ein südafrikanischer Arzt namens Harrison. Die Rotkreuzbeobachter behaupteten, ihm hätte alles Nötige zur Verfügung gestanden, um die Gefangenen zu versorgen. Tatsächlich hatte er nichts ausser einem Vorrat an Aspirin und einer 60-Watt-Glühlampe für einfache Wärmebehandlun-

gen. Er tat für mich, was er konnte, und ich war nicht so dumm, die Verletzung zu melden.

Die Schwellung verschwand, und die Platzwunden heilten, aber mit meinem Sehvermögen stimmte etwas nicht mehr, und so blieb es jahrelang. Manchmal, wenn ich ein grosses Gebäude anschaute, schob es sich vor mir zusammen, bis es so schmal wie ein Telefonmast aussah. Jahre nach dem Krieg entwickelte sich Krebs in dem Auge, und es musste herausgenommen und durch ein Glasauge ersetzt werden. Ich wusste genau, wem ich das zu verdanken hatte.

Die Machtlosigkeit dieses Jungen und meine Unfähigkeit, ihm zu helfen, liessen mich einfach nicht mehr los. Mir war beigebracht worden, gegen Ungerechtigkeit aufzubegehren, und jetzt konnte ich in Auschwitz kaum etwas tun. Ich hatte oft mit ansehen müssen, wie Menschen zusammengeschlagen oder getötet wurden. Doch es ist das Bild dieses tapferen Jungen, das mich heimsucht, wenn es dunkel ist. Es ist sein Gesicht, das ich vor mir sehe, wenn ich schweissgebadet aufwache. Ich weiss nichts über ihn, nicht einmal seinen Namen, aber sein blutiges Gesicht ist fast siebzig Jahre lang Tag und Nacht bei mir gewesen.

Viele von uns taten für die «Gestreiften», was sie konnten, und steckten ihnen hier und da unauffällig eine Zigarette oder ein Stück Brot zu. Bei anderen weckten die schrecklichen Erlebnisse nur Angst und Schrecken. Einige Kriegsgefangene fürchteten sich vor den Krankheiten der KZ-Häftlinge und hatten Angst, zwischen ihnen unterzugehen. Immerhin waren wir alle Gefangene, die darum kämpften, am Leben zu bleiben. Grosszügigkeit den Juden gegenüber zeigten aber längst nicht nur die, denen es im Zivilleben gut ergangen war.

Frank Ginn war solch ein Soldat. Ich sage es nur ungern, aber der

arme Kerl war Analphabet. Ich las ihm regelmässig die Briefe vor, die er bekam, und schrieb für ihn die Antworten. Dabei lernte ich ihn kennen. Er hatte grosse Schwierigkeiten mit der deutschen Sprache, die man wenigstens ansatzweise beherrschen musste, um sich in den Lagern zu verständigen.

Eines Tages bat er mich, ihn zur Schreinerei in der Nordostecke des «Queen-Mary»-Gebäudes zu begleiten. Drinnen stand eine grosse Werkbank. Überall lagen Werkzeuge und Hobelspäne.

Zwei griechische Juden arbeiteten in dieser Schreinerei. Sie sprachen nur einige wenige einsilbige deutsche Wörter, und Frank glaubte, ich könnte mich eher mit ihnen verständigen als er. Die Griechen im Lager, die überlebt hatten, stammten zumeist aus Thessaloniki, hiess es. Sie waren geborene Händler, zäh und verschlagen.

Die beiden Griechen sollten anfertigen, was auf der Baustelle gebraucht wurde. Damit hatten sie eine Beschäftigung gefunden, bei der sie die Fertigkeiten nutzen konnten, die sie sich in der Heimat erworben hatten. Einem «Gestreiften» konnte kaum etwas Besseres passieren. Er war dann nicht mehr dem Wetter ausgesetzt und wurde auch etwas besser ernährt als die meisten anderen.

Frank hatte den Griechen Essen zugesteckt, wann immer er konnte, aber jetzt hielten sie mich für seinen Chef – warum, weiss ich nicht. Jedenfalls galt ihr Interesse allein mir. Wann immer ich hereinkam, lächelten sie mich an. Bei einem dieser Besuche kam plötzlich SS in die Werkstatt.

Ich rechnete mit Schwierigkeiten, doch die SS-Männer zuckten nicht mit der Wimper, als sie mich sahen, und stellten keine Fragen. Ich nahm an, dass die Griechen unter der Hand irgendwelche Arbeiten für sie erledigten. Alle KZ-Häftlinge mussten an Protektion nehmen, was sie bekommen konnten, und das Beste aus ihren Fähigkeiten machen.

Das komplizierte Geflecht der Beziehungen auf der Baustelle erschwerte es einem zu wissen, wem man trauen konnte. Deshalb war ich immer darauf bedacht, keine Namen zu kennen. Man wusste nie, wer mit wem zu tun hatte. Überall konnte es Spitzel geben. Wissen war eine Ware, für die man sich Vorteile einhandeln konnte.

Eines Tages reichten die Schreiner mir zu meinem Erstaunen ein Kästchen aus Holz und bestanden darauf, dass ich es nahm. Es war handbemalt und mit Schwalbenschwanzverbindungen zusammengesetzt, und es hatte winzige Schubladen. In einem Kästchen wie diesem hätte ich meine Toilettenartikel aufheben können, nur besass ich keine. Jedenfalls erschien es mir bizarr, in einem Konzentrationslager ein solches Geschenk zu bekommen, wo die meisten Häftlinge sich auf Knöpfe und Zigarettenstummel stürzten. Ich war verwirrt.

Frank hatte den ersten Kontakt mit den Griechen hergestellt, aber im Laufe der Monate waren sie auch meine Freunde geworden. Jetzt wollten sie, dass ich das Kästchen von ihnen nahm, aber mir war nicht wohl dabei. Die Griechen waren für ihr zähes Verhandlungsgeschick bekannt, und es ergab wenig Sinn, dass sie mir ein Geschenk machten. Wahrscheinlich betrachteten sie es als Investition in die Zukunft und wollten mich um weitere Gefallen angehen, aber sie sprachen es nie offen aus.

Zugegeben, das Kästchen war nicht gerade ein Tauschartikel, der den Griechen aus den Händen gerissen wurde. Die KZ-Häftlinge hatten keine Verwendung dafür. Für sie waren Zigaretten die bessere Währung; sie liessen sich leicht transportieren und schnell weitergeben.

Das Kästchen musste an einen deutschen Arbeiter gehen oder an jemanden ausserhalb der Konzentrationslager. Ein Kriegsgefangener passte da wahrscheinlich ganz gut. Die Griechen wollten nie etwas dafür haben; vielleicht genügte es ihnen, dass ich in ihrer Schuld stand. Und

ihre Rechnung ging vermutlich ganz gut auf, weil ich von da an versuchte, ihnen Essen zuzustecken, wann immer ich konnte.

Es war ziemlich einfach, das Kästchen von der Baustelle zu schmuggeln. Manchmal gab es Durchsuchungen, und dann mussten wir die Posten bestechen. Die Überwachung war alles andere als engmaschig, und die Wärter konnten leicht dazu gebracht werden, in die andere Richtung zu schauen, solange dabei etwas für sie herausprang. Jedenfalls kam ich problemlos durch, gelangte nach E715 hinein und steckte das Kästchen in meinen Rucksack in der Baracke. Das Kästchen war ein seltenes Stück Schönheit an einem Ort, der aus Hässlichkeit bestand.

Seit Dezember 1944 blieben die Rotkreuzpakete aus. Dafür sorgten die alliierten Bombenangriffe. Jetzt mussten wir mit den mageren Rationen auskommen, die uns die Deutschen gaben, und konnten weniger an die jüdischen Häftlinge weiterreichen.

Ich erinnere mich nicht mehr an meine letzten Treffen mit Hans und Ernst. Ich dachte oft an sie, aber im Januar 1945 wussten wir, dass die Russen kamen. Wir hornten Artilleriefeuer und Schüsse in der Ferne. Die Tage der Lager waren gezählt. Ich wusste nicht, ob das Befreiung bedeutete oder neue Schinderei.

Am 18. Januar 1945 verliessen die Juden Auschwitz-Monowitz zum letzten Mal. Das Konzentrationslager, das nur wenige hundert Meter von E715 entfernt lag, wurde geräumt. Nur ein paar Kranke blieben zurück. Die Häftlinge wurden mit vorgehaltener Waffe gezwungen, sich durch Schnee und Eis zu kämpfen. Tausende von ihnen zogen los. Der Todesmarsch hatte begonnen.

An diesem Morgen marschierten wir zum IG-Farben-Werk in der Erwartung, wie jeden Tag arbeiten zu müssen, doch wir fanden die Baustelle leer vor. Die gestreiften Gestalten, von denen es dort gewimmelt hatte und die aus dem Erdboden zu wachsen schienen, als ich sie zum ersten Mal sah, waren verschwunden. Es herrschte gespenstische Stille.

Die Gerüchteküche brodelte sofort. Ich war sicher, dass man uns als Geiseln zurückbehalten würde, um uns als Druckmittel gegen die vorrückenden Russen zu benutzen. In der Nacht erfolgte ein heftiger russischer Luftangriff. Wie gewöhnlich flohen wir aus dem Lager, um Schutz zu suchen, und liessen unsere Habseligkeiten zurück. Ich ging in einer flachen Mulde auf dem Feld hinter den Baracken in Deckung, als die Bomben fielen.

Der Luftangriff schien kein Ende zu nehmen. Die ganze Nacht verbrachte ich in der Mulde. Ich erinnere mich nicht, geschlafen zu haben. Bomben schlugen in der Nähe ein. Ich hielt den Kopf unten und bedeckt. Als der Angriff vorüber war, verliess ich mein Loch und stellte fest, dass vom Lager nicht mehr viel stand. Ich durchsuchte, was von unserer Baracke übrig war, kroch zwischen den Trümmern herum und nahm an mich, was ich retten konnte. Ich fand meine Armbanduhr, die an einem ins Pritschengestell geschlagenen Nagel gehangen hatte, und den Rucksack mit ein paar Habseligkeiten, darunter das bemalte Kästchen, das die Griechen mir geschenkt hatten. Ich nahm alles und eilte hinaus. Einige andere taten es mir gleich, aber wir hatten nicht viel Zeit.

Es war noch dunkel und kalt, und ich besass keinen Mantel – ich kann mich nicht erinnern, dort je einen gehabt zu haben. Die russischen Geschütze waren schon deutlich zu hören, vielleicht acht Kilometer entfernt, und wurden lauter. Der Artilleriedonner gab uns Hoffnung, beunruhigte uns aber auch.

Die Deutschen trieben uns vor dem ersten Morgenlicht zusammen und teilten uns in zwei Kolonnen. Später behaupteten einige, dass Mieser, der deutsche Unteroffizier, uns vor die Wahl gestellt habe, entweder auf eigene Faust nach Osten zur russischen Front zu gehen oder in der Kolonne nach Westen zu marschieren. Ich habe eine andere Erinnerung: Wir wurden noch immer mit vorgehaltener Waffe bedroht. In Unifor-

men, die die Russen nicht kannten, auf deren Linien zuzugehen, wäre ohnehin Selbstmord gewesen. Jahre später hörte ich, dass zwei von uns das Risiko auf sich genommen hatten und von Soldaten der Roten Armee getötet worden waren.

Unsere Kolonne rückte als Letzte ab. Wir wurden durch die Tore geführt, wo die Stacheldrahtrollen kreuz und quer über die Pfosten gezogen waren, und liessen zum letzten Mal E715, oder was davon übrig war, hinter uns.

16. Kapitel

In der bitteren Kälte und Dunkelheit führte man uns ein kurzes Stück am Zaun der IG-Farben-Banstelle entlang, und ich spuckte zum Abschied in Richtung der teuflischen Türme und Schornsteine, der Stahlgitterbrücken, der Gasometer und der kilometerlangen Rohrleitungen. Dann wandten wir uns nach Südwesten, zogen an Oswiecim vorbei und liessen die Hügel aus gefrorener Erde und Elend hinter uns zurück, um nie wiederzukehren.

Niemand sagte uns, wohin es ging. Ich habe keine Erinnerung daran, den Ort durchquert zu haben, in dem so viele zivile Angestellte der Konzentrationslager gewohnt hatten. Ich dachte an die KZ-Häftlinge, an Ernst, dessen Schwester in England vielleicht zu hoffen gewagt hatte, dass er überlebte, und an Hans, von dem ich noch immer nicht viel wusste. Noch viele andere hatte ich gekannt, aber sie waren Gesichter ohne Namen.

Wir waren noch nicht sehr weit gekommen, als ich ein Lumpenbündel auf der Strasse entdeckte, auf dem sich bereits Schnee sammelte. Als wir näher kamen, erkannte ich die Lumpen als gestreiften Drillich, der nun weiss bestäubt und steif gefroren war. Dann sah ich den Nächsten, und dann noch mehr. Es war unverkennbar, um was es sich handelte: Wir umgingen die erstarrten Leichen, ohne anzuhalten. Einige waren in den Kopf geschossen und in die Strassengräben geworfen worden; andere lagen dort auf dem Weg, wo sie zusammengebrochen und ermordet worden waren. Das bisschen Wärme, das noch in ihren knöchigen Leibern gewesen war, war längst verfliegen. Die Schusswunden erzählten nur die halbe Geschichte.

Ich hätte wissen müssen, dass es so schnell nicht vorbei sein würde und dass es noch mehr zu bezeugen gab. Jetzt war ich mir nicht mehr so sicher, wer überleben würde, um der Welt von Auschwitz zu berichten. Wochenlang hatte ich darüber nachgedacht, wie es wohl enden würde. Jetzt wusste ich es. Die Deutschen hatten die Juden abmarschieren lassen, weil sie glaubten, noch ein klein wenig Arbeitskraft aus ihnen herauspressen zu können. Doch wenn ein Häftling zusammenbrach, war das sein Todesurteil. Es sah nicht so aus, als hätten viele es geschafft.

Ihre Leichen waren dort liegen geblieben, wo sie gestürzt waren, und im Frost erstarrt. Sie hatten den Marsch ausgehungert und erschöpft angetreten, und viele waren Opfer der Strapazen und der Kälte geworden. Einige waren zusammengebrochen und nicht mehr aufgestanden.

Der Tod beginne mit den Schuhen, schrieb Primo Levi später über seine Zeit in Auschwitz III. Das galt für das Konzentrationslager, wo die primitiven Holzpantinen die Füße anschwellen und eitern liessen, die Menschen langsamer machten und ihnen allmählichen Verfall, Prügel und Tod einbrachten, aber es galt auch hier draussen im Schnee.

Später erfuhr ich, dass Levi zu denen gehörte, die zu krank gewesen waren, um Auschwitz III zu verlassen. Auf diese Weise entging er dem Todesmarsch und überlebte.

Tagelang stiegen wir über steif gefrorene Leichen hinweg. Angesichts der vielen Toten wusste ich damals schon, dass es nur wenige Überlebende geben würde. Bestimmt waren auch Ernst, Hans und die anderen tot. Falls ich jemals nach England zurückkam, würde ich Ernsts Schwester Susanne suchen, und wenn ich sie fand, wollte ich ihr erzählen, was ich gesehen hatte. Doch im Moment schienen solche Überlegungen wenig Sinn zu machen. Vorerst verdrängte ich Ernst und Hans und alle anderen aus meinen Gedanken; sie waren tot, und damit hatte

es sich. Jetzt musste ich überleben. Wie bereits gesagt: Ohne sein wichtigstes Ziel hat man gar nichts.

Unsere Wächter gehörten der Wehrmacht an, nicht der SS. Trotzdem hegten wir tiefes Misstrauen und konnten nicht sicher sein, was sie mit uns vorhatten. Ich erinnere mich besonders an einen Soldaten, einen Veteranen von der Ostfront. Er hatte gegen die Russen gekämpft und zum Andenken eine falsche Hand aus Leder bekommen. Er hatte jeden Grund, nach Westen zu wollen. Ich konnte einfach nicht widerstehen: Nachdem wir kilometerweit über Leichen hinweggestiegen waren, trat ich neben ihn und sagte ihm im besten Deutsch, das ich zustande brachte, ins Gesicht: «Ihre Zeit kommt noch.» Er erstarrte. Er wusste, was ich meinte. Dann erwiderte er: «Aber vorher knall ich dich ab.» Und das hätte er wahrscheinlich auch getan. Angst ist Angst, und die Deutschen hatten den Finger am Abzug.

Nach einiger Zeit sahen wir keine Leichen mehr. Aber die Morde hatten nicht etwa aufgehört; wir waren nur auf einer anderen Strasse.

Nahrung war Mangelware, und die meisten von uns mussten Kohldampf schieben. Ein paar Nächte verbrachten wir unter Bewachung in Scheunen. In anderen Nächten blieb uns keine Wahl, als im Freien zu übernachten. Ich war erschöpft, doch ohne wärmenden Mantel hätte es den Tod bedeutet, unter freiem Himmel zu schlafen; deshalb kämpfte ich darum, wach zu bleiben.

Nach ein paar Tagen sahen wir Berge vor uns, und das Gelände stieg an. Je höher wir kamen, desto tiefer fiel die Temperatur. Uns wurde gesagt, wir hätten fast dreissig Grad unter Null. Der Schnee scheuerte mir im Gesicht, und das Eis verklumpte an meinen Ohren. Es war ein langsamer, qualvoller Aufstieg. Ich verlor das Gefühl in den Füßen und bekam Erfrierungen. Später hörte ich von Kameraden, die sich die Stiefel ausgezogen hatten, wobei Teile ihrer Zehen darin zurückblieben.

Wir kamen immer höher, bis das Gelände wieder eben wurde, um dann lang und gewunden zum Tal abzufallen. Es schneite nicht mehr, und die Schneewehen neben uns wurden flacher. Hin und wieder schaute Grün durch den Schnee. Je weiter wir uns vorkämpften, desto dünner wurde die weisse Decke, bis sie schliesslich verschwand.

Nach vielen Stunden wurde Halt auf einem Feld an einem Fluss befohlen, der Hochwasser führte. Dann brach die Sonne durch die Wolken, und das Wasser war augenblicklich voller Energie und funkelte mit tausend Stecknadelköpfen aus reflektiertem Licht. Es war frisch, rein und verlockend, und ich musste daran denken, dass es mich von allem Schmutz, körperlichen Leid und inneren Qualen befreien würde. Das Schmelzwasser von den eisigen Berggipfeln war gefährlich kalt, aber seine Schönheit entwaffnete mich. Wenn ich mich hineinstürzte, wäre all mein Leid überstanden. Es war ein Augenblick der Selbstaufgabe, der einherging mit tiefer innerer Ruhe, und ich brauchte meine ganze Kraft, um dem Verlangen zu widerstehen.

Jeden Tag marschierten wir um die dreissig Kilometer, und bald wurde es wieder kälter. Normalerweise waren wir in offenem Gelände, standen aber ständig unter Bewachung, sodass eine Flucht ausgeschlossen war. Wohin sollten wir auch fliehen? Wie sollten wir in der Winterlandschaft zu essen finden?

Die Versorgung war ohnehin katastrophal. Einmal erlaubte ein Wächter mir, während einer Rast meine Uhr bei einem Zivilisten gegen Brot einzutauschen. Es ging nicht anders; aber ich verübelte dem Wächter, dass er seinen Anteil von dem Brot nahm.

Wenn wir Halt machten, bauten die Soldaten ihre Maschinengewehre auf Dreibeinen auf. Das machte uns jedes Mal unruhig. Wir wussten nie, was sie im Schilde führten. Nach allem, was wir in Auschwitz beobachtet hatten, rechneten wir mit dem Schlimmsten. Nach einiger Zeit aber fiel uns auf, dass die Läufe der MGs nicht auf unsere kleine

Kolonnen gerichtet waren, und die Spannung fiel ein wenig von uns ab. In der Gegend gab es Partisanen, und unsere Bewacher rechneten mit einem Überfall.

Die deutschen Soldaten hatten ein Fahrzeug, auf dem ihr Marschgepäck, einige der schwereren Waffen und die Vorräte transportiert wurden, mit denen sie uns verpflegten. Als das Fahrzeug liegen blieb, gaben sie es auf, requirierten eine Pferdeführwerk und luden alles auf den Karren um. Das Pferd war schon von Anfang an geschafft. Bald prügeln sie es gnadenlos. Ich hatte in Auschwitz zahllose Morde mit ansehen müssen und war auf dem Marsch schon über zahllose Leichen gestiegen, aber das Leid des Pferdes berührte mich. So wie sie es peitschten, würde es nicht lange leben. Für mich gibt es nichts Niederträchtigeres, als ein hilfloses Tier zu quälen. Menschen können rebellieren, Tiere nicht.

Mit Pferden habe ich mich von klein auf ausgekannt. Ich konnte auch dieses Pferd zur Arbeit bewegen, aber vorher musste ich die Wächter überreden, es mich versuchen zu lassen. Ich sagte ihnen, sie müssten ihr Zeug selbst tragen, wenn die alte Schindmähre ihnen unter den Händen starb. Wenn sie mich das Tier führen liessen, könnte ich es am Leben halten. Sie gaben nach.

Ich nahm die Zügel, und während mir der Schnee ins Gesicht wehte, sprach ich dem Pferd leise ins Ohr. Tiere kennen keinen Groll. Wenn man ihr Vertrauen gewinnt, gehorchen sie einem. Wenn man ein Tier gut behandelt, tut es für einen, was es nur kann. Ich brachte das Pferd dazu, dass es weiterging, und es schaffte für mich im Schneetreiben noch achtzig Kilometer. Dann jagten die Deutschen ihm eine Kugel durch den Kopf und zerlegten es in einer Scheune. Zu dem Zeitpunkt war es das Richtige, denn es erlöste das Tier von seinen Qualen.

Ich nahm mir ein Messer, schnitt ein Stück Fleisch aus dem Hinter-

teil und verschlang es roh. Unsere Bewacher nahmen sich den Rest. Ich habe nie gesehen, was sie mit dem Fleisch anstellten. Wahrscheinlich brieten sie es sich. Für meine Kameraden fiel nichts ab.

Wir rasteten zwei Tage, damit wir uns erholen konnten. Dann ging der Marsch weiter. Einmal verbrachten wir die Nacht in einem echten Gefängnis mit Eisengittern vor den Fenstern und allem Drum und Dran. Es bot besseren Schutz vor dem Wetter als eine zugige Scheune. Ein anderes Mal schliefen wir in einer Mälzerei.

Auf dem Marsch scharte sich eine kleine Gruppe anderer Soldaten um mich. Vermutlich habe ich die Jungs ein bisschen herumkommandiert. Bill Hedges gehörte zu ihnen und Jimmy Fleet natürlich auch. Es ist mir unangenehm, das zu schreiben, aber ich glaube, Jimmy war der Ansicht, ich hätte eine grössere mentale Kraft als die anderen. Er litt sehr auf dem Marsch, und ich konnte ihm ein wenig helfen. Ich stand noch immer bei beiden in der Schuld, weil sie Hans zweimal versteckt hatten. Aber das war lange her. Wir hatten unsere eigenen Schwierigkeiten, und ich wollte keine engen Freundschaften eingehen; das hatte die Wüste mich gelehrt. Vielleicht musste ich schon morgen Schnee auf ihre Leichen schaufeln. Warum sollte man es sich da noch schwerer machen? Ich hielt Abstand, aber Jimmy und Bill hatten mir den Rücken gedeckt, und ich würde auf sie aufpassen.

Wir handelten als Einheit und entwickelten eine eigene Vorgehensweise. Am Ende eines langen, harten Marsches zeigte man uns, wo wir kampieren sollten, und liess uns dort weitgehend in Ruhe. Militärische Dienstgrade spielten in der Kriegsgefangenschaft kaum eine Rolle, und auf diesem Marsch waren sie völlig bedeutungslos. Die Männer hielten sich an die Kameraden, die wussten, was zu tun war. Wenn jemandem Respekt entgegengebracht wurde, hatte er ihn sich verdient. Meist gab ich die Anweisungen, und wir schwärmten rasch aus und suchten nach

Nahrung. Wenn wir Glück hatten, fanden wir Futterrüben. Andere kundschafeten die besten Schlafplätze aus. Ich beobachtete die Posten und lotete aus, wie viel sie uns durchgehen liessen. Mit diesem System überlebten wir.

Ich weiss noch, wie wir eine Scheune durchwühlten, aber unsere Nahrungssuche erbrachte nichts. Ich warf mich hin, um wenigstens die eine Annehmlichkeit auszukosten, die es hier in Hülle und Fülle gab: wundervolles frisches Stroh, in dem man warm schlafen konnte.

Mein Gewicht drückte die blassgelben Stängel nieder, die einst Getreide getragen hatten. Der Gedanke an das Brot, das man daraus gebacken hatte, wurde für mich fast zur Besessenheit. Auf dem Marsch dachten wir an nichts anderes als an Essen, und wenn wir schliefen, träumten wir davon.

An diesem Tag jedoch konnte ich weder schlafen noch bequem liegen. Unter dem Stroh war etwas Klumpiges. Ich schaute nach und stellte fest, dass ich auf einem Sack Kartoffeln lag. Wir waren auf eine Goldader gestossen. Jemand versuchte uns zu helfen, da war ich sicher. Ich rief die Jungs zusammen. In dem Sack waren ungefähr sechs Pfund Erdäpfel. Wir entzündeten ein Feuer, kochten sie und assen, so viel wir konnten. Es war ein wunderbares Festmahl. Was übrig blieb, nahmen wir mit, als es am nächsten Morgen weiterging. Wir machten nie wieder solch einen Fund.

Wir hatten das schlesische Ratibor durchquert und kamen in die Tschechoslowakei. Als die Tage zu Wochen wurden, drangen wir immer tiefer nach Böhmen vor und durchquerten Pardubitz an der Elbe. Durch die Vorstädte Prags ging es weiter nach Pilsen. In Teilen des Sudetenlands, wo der ganze Schlamassel mit der deutschen Besetzung begann, die die Weichen für den Krieg stellte, warfen uns Einheimische – eher Tschechen als Volksdeutsche – Brot zu, als wir vorbeimarschierten. Die Wärter schritten ein und versuchten die Leute daran zu hindern,

aber wir bekamen trotzdem ein paar Happen. Wir wussten es sehr zu schätzen.

Hunger tut weh. Es war ein harter Tag gewesen. Wir wurden für die Nacht in einer kleinen Scheune untergebracht, als ich bemerkte, dass zwischen Trennwand und Dachbalken eine Lücke war. Die Trennwand war zweieinhalb Meter hoch. Nach einigen Versuchen gelang es mir, daran hochzuklettern und die Beine hinüberzuschwingen. Auf der anderen Seite rutschte ich in einen baufälligen Schuppen.

Ich schaute mich um und entdeckte eine Schüssel mit ranzigem Fett, das wahrscheinlich für Tiere bestimmt war. Ich probierte es, musste aber würgen, stellte die Schüssel weg, kletterte wieder über die Trennwand und legte mich schlafen. Die ganze Nacht ging mir das ranzige Fett nicht aus dem Sinn. Als am nächsten Morgen der Befehl zum Abrücken kam, sprang ich ohne nachzudenken über die Wand und raffte die Schüssel an mich. Ohne innezuhalten, schlang ich das Fett herunter, und ich schaffte es sogar, das eklige Zeug bei mir zu behalten.

Der Verstand beherrscht alles. Auf diesem Marsch habe ich die scheusslichsten Dinge heruntergewürgt und mir jedes Mal weisgemacht, es wäre ein Festessen. Auf diese Weise habe ich überlebt.

Hinter Pilsen sah es aus, als würden wir zur österreichischen Grenze gebracht. Mittlerweile war ich verzweifelt. Wir bekamen nichts mehr zu essen. Auf keinen Fall wollte ich in der Gefangenschaft den Hungertod erleiden. Da konnte ich ebenso gut fliehen und selbst für mich sorgen.

Ich beschloss, mich alleine abzusetzen und keiner Menschenseele etwas zu sagen, nicht einmal Bill und Jimmy. Hätte ich ihnen meinen Plan verraten, hätten sie mich so lange unter Druck gesetzt, bis ich sie mitgenommen hätte. Doch wenn ich starb, starben auch sie. Diese Verantwortung wollte ich nicht auf mich nehmen. Allein kam ich besser zurecht.

Am Abend hielten wir südlich von Pilsen. Uns wurde befohlen, uns in einer grossen Scheune im Stroh schlafen zu legen. Die Posten patrouillierten noch immer, wurden aber nachlässig. Sie waren nicht mehr mit dem Herzen dabei. Ich beobachtete und wartete ab. Ich kannte die Lücken in ihrer nächtlichen Routine, und bei der ersten Gelegenheit machte ich mich davon.

Ich rannte über Felder und durch Dickicht und erwartete jeden Augenblick Gebrüll hinter mir, gefolgt von Schüssen. Ich lief, bis ich in sicherer Entfernung war. Dann warf ich mich in einen Graben und schlief bis zum Morgen durch.

Es war noch zu früh, als dass ich erleichtert hätte sein können. Ich hielt mein Schicksal zwar wieder selbst in der Hand, aber noch bestand die Gefahr, dass ich gefasst und erschossen wurde. Eine Flucht erforderte einen Plan, und den hatte ich nicht. Ich sagte mir allerdings, ein Plan sei jetzt, wo der Krieg sich dem Ende zuneigte und die Westalliierten auf dem Vormarsch durch Deutschland waren, nicht mehr so entscheidend. Immerhin hatte ich eine primitive Karte. Die musste reichen.

Essen musste ich natürlich weiterhin. Ich kam zu einem Haus und beobachtete es eine Weile. Dann ging ich hin und fand die Tür offen vor. Wenn man hungrig ist, verfliegt die Angst. Hätte sich mir jemand in den Weg gestellt, wäre es aus mit mir gewesen. Aber so weit kam es nicht. Ich floh mit einem radförmigen Brot von dreissig Zentimetern Durchmesser. Ich fand ein sicheres Plätzchen, versteckte mich dort und schlang es herunter.

Ich ging hauptsächlich bei Nacht und versteckte mich tagsüber. An den Sternen und dem Sonnenuntergang konnte ich mich grob orientieren und marschierte in südwestlicher Richtung. Noch immer trug ich meine Felduniform. Ich hätte einen Mantel gut gebrauchen können, um die Uniform darunter zu verbergen, aber ich fand keinen. Von Ansied-

lungen hielt ich mich fern, sodass ich in einer einsamen, wilden Gegend die Grenze zu Deutschland überschritt.

Ich stahl an Nahrung, was ich konnte, und pflückte alles von den Feldern, was irgendwie essbar war. Schlimmer als auf dem Marsch war es nicht. Ich drang immer weiter nach Deutschland vor, und nach unzähligen Nachtmärschen kam ich nach Regensburg.

Ich stolperte über einen grossen Verschiebebahnhof und las die Schilder an den Güterwaggons in der vergeblichen Hoffnung, einen zu finden, der nach Norden fuhr. Ich hatte mir in den Kopf gesetzt, zu den britischen Linien vorzustossen.

Während ich auf dem Bahnhof herumstrich, hörte ich plötzlich das Brummen grosser Flugzeuge über mir, und dann fielen auch schon die Bomben. Mir war klar, dass ein Verladebahnhof ein kriegswichtiges Ziel darstellte. Ich rannte los, überquerte einen Friedhof und lief weiter, immer weiter. Ich hörte die Flak feuern und die Bomben pfeifen. Eine schlug auf dem Friedhof ein, kurz nachdem ich ihn verlassen hatte.

Ich umging eine Hecke und stand plötzlich vor einer gut getarnten Flak-Stellung, konnte ihr aber ausweichen und gelangte auf freies Feld. Ich wähnte mich dort sicher, aber so war es nicht.

Wieder hörte ich Flugzeuge über mir und warf mich zu Boden. Als ich mich auf den Rücken rollte, sah ich eine amerikanische fliegende Festung, der eine Tragfläche fehlte. Sie stürzte brennend ab. Über mir gellte ein Pfeifen; dann war ein lautes Krachen zu vernehmen. Ich glaubte zuerst, eine Bombe sei explodiert, aber wie sich herausstellte, war ein Trümmerstück des Flugzeugs nicht weit von mir in den Boden geschlagen. Als der Luftangriff vorüber war, ging ich zu den Flugzeugtrümmern und fand einen Baseballschläger, der aus der Erde ragte. Ich nahm an, dass ein Besatzungsmitglied der B-17 ihn als Glücksbringer dabei gehabt hatte. Genützt hatte es ihm nichts, zumal ich am Himmel keinen Fallschirm entdeckt hatte.

Ich zog den Baseballschläger aus dem Boden. Dieses Souvenir wollte ich mit nach Hause nehmen.

Ich versuchte es nicht noch einmal am Rangierbahnhof, sondern ging zu Fuss in Richtung Norden. Wenn es nicht anders ging, musste ich es eben auf die unbequeme Art schaffen.

Tage später erreichte ich die Vororte Nürnbergs. Dort wollte ich mein Glück noch einmal bei der Eisenbahn versuchen. Ich drang vorsichtig zur Innenstadt vor, doch die Bomber waren mir zuvorgekommen. Nürnberg war eine einzige Trümmerwüste. In einigen Vierteln standen kaum noch zwei Ziegelsteine aufeinander. Ich kehrte auf dem gleichen Weg zurück und umging die Stadt. Dann schlug ich wieder die nördliche Richtung ein.

Ich glaubte, den alliierten Linien ein wenig näher zu kommen, aber ich hatte kaum deutsche Truppen gesehen, also irrte ich mich vielleicht.

Kurz vor Bamberg hatte ich endlich Glück. Als ich aus einem Gehölz kam, stand ich vor einer gefechtsbereiten Panzereinheit. Zwischen den einzelnen Kampfwagen waren wenigstens hundert Meter Abstand. Es waren Amerikaner. Ich näherte mich vorsichtig, aber offen, und vertraute darauf, dass sie gute Ferngläser hatten und mich kommen sahen.

Sie würden schwerlich eine Granate an einen einzelnen Mann verschwenden. Und warum sollten sie einen Soldaten töten, der allein auf sie zukam? Wenn ich ein Deutscher gewesen wäre, hätten sie einen Gefangenen gehabt.

Ich ging so nahe an sie heran, dass ich ihnen zurufen konnte, ich sei ein britischer Kriegsgefangener. Am nächststehenden Panzer streckte jemand den Kopf heraus und begrüßte mich. Dann verschwand er wieder. Ich nahm an, dass er das Funkgerät benutzte. Schliesslich sprang er heraus und sagte mir, ich solle ihm folgen. Wir überquerten ein Feld. Nach ungefähr zweihundert Metern erreichten wir einen anderen Panzer, wo der Befehlshaber der Einheit wartete.

Der Mann war nicht von dieser Welt. Er trug zwei Pistolen, und in seinem Stiefel steckte ein Messer. Er kam gleich zur Sache. «Wo sind die gottverdammten Krauts?», fragte er.

Ich konnte es ihm nicht sagen, denn ich hatte stets versucht, den Deutschen auszuweichen. Ich antwortete, ich käme aus der Nähe Nürnbergs und hätte nicht viel gesehen. Der Kommandant mass mich mit einem Blick; dann wandte er sich an einen seiner Leute und sagte: «Geben Sie dem Mann Wasser und etwas zu essen.» Ich war frei.

Die Ration, die ich bekam, schlang ich augenblicklich herunter. Es schmeckte köstlich. Die Panzer rollten bald wieder los, und ich wurde nach hinten gebracht. Irgendwann setzte man mich in ein Fahrzeug und fuhr mich ein paar Kilometer zurück in Richtung Nürnberg zu einem kleinen Feldflugplatz. Man sagte mir, er sei ein Sammelplatz für ehemalige Kriegsgefangene. In ein paar Tagen würden Flugzeuge eintreffen und uns abholen.

Ich stieg aus dem Wagen und winkte den Amerikanern zu, die zu ihren vormarschierenden Einheiten zurückfahren. Es war ein kurzes Zwischenspiel gewesen. Ich hatte ihre Rationen sehr genossen, aber jetzt war ich wieder allein. War ich wirklich befreit? Der Flugplatz wirkte verlassen. Andere Kriegsgefangene sah ich nicht. Im Grunde stand ich auf einem Acker. Wieder musste ich zusehen, wie ich überlebte.

Ich streifte um den Flugplatz herum, bis ich am Rand des Geländes ein verlassenes Haus entdeckte. Ich ging hinein, denn es bot mir wenigstens ein Dach über dem Kopf, aber ich kann mich an keine Betten erinnern. Ich rollte mich unter einer Decke am Boden zusammen. Zu Fuss hatte ich Hunderte von Kilometern hinter mich gebracht und von der Hand in den Mund gelebt. Selbst in meinen trübsten Stunden hatte ich dabei auf eine glorreichere, erhebendere Befreiung gehofft. Ich durchsuchte das Haus nach etwas Essbarem, fand aber nicht viel. Von Flugzeugen war keine Spur zu sehen. Ich sass fest.

Während ich wartete, fragte ich mich, ob meine Kameraden in ein anderes Lager gebracht worden waren oder ob sie immer noch mit vorgehaltener Waffe gezwungen wurden, voranzumarschieren. Jahre sollten vergehen, bis ich erfuhr, dass die Posten sie immer weitergetrieben hatten, bis sie mitten in die Amerikaner hineinrannten. Es heisst, dass einer der Jungs seinen Befreiern eine Waffe entriss und den deutschen Unteroffizier Mieser auf der Stelle niederschoss. Mieser war längst nicht der Schlimmste gewesen, aber ich könnte es verstehen.

Was die KZ-Häftlinge anging, war ich der Überzeugung, dass die Männer, die ich gekannt hatte – darunter auch Ernst –, tot sein mussten. Aber ich hatte schon zu viele Leichen gesehen. Ich dachte nicht mehr an sie.

Ich setzte mich auf die Mauer am Rand des verwilderten Gartens und hielt nach Flugzeugen Ausschau. Ich wartete und wartete, aber es kam keins. Vielleicht hatte man mich vergessen. Nach einer ganzen Weile kam eine kleine Gruppe junger deutscher Mädchen vorbei. Ich ging das Risiko ein und sprach sie an. Zu meinem Erstaunen kamen sie zu mir, um zu reden. Die junge Frau, die das Wort führte, war blond, ungefähr zweiundzwanzig und sehr schön. Sie sahen sofort, dass ich fremd war, und wollten wissen, woher ich kam.

Ich erklärte ihnen, dass ich Engländer und ein ehemaliger Kriegsgefangener sei, der darauf warte, nach Hause geflogen zu werden. Wo ich gefangen gehalten worden war, sagte ich ihnen nicht. Auschwitz kam mir schon jetzt wie ein Ort aus einem anderen Universum vor. Meine Erlebnisse konnte ich nicht ins normale Leben mitnehmen. Selbst nach Deutschland gehörten sie nicht mehr.

Wir unterhielten und eine Zeitlang radebrechend, und ich bat sie um etwas zu essen. Sie gaben mir ein Brötchen, das ich dankbar annahm

und auf der Stelle verschlang. Wenn ich daran zurückdenke, erscheint es mir sehr gut möglich, dass sie mir ihr Mittagessen geschenkt haben.

Wir befanden uns in von Alliierten besetztem Gebiet, aber es waren nicht besonders viele Soldaten in der Nähe. Der Krieg war noch nicht vorüber, und die jungen Frauen gingen ein Risiko ein, als sie so freundlich zu mir waren. Sie waren neugierig, und nachdem wir eine Weile gesprochen hatten, schauten sie sich das verlassene Haus an, in dem ich vorerst wohnte. Das Mädchen, das am meisten redete, gab mir ihre Adresse in Nürnberg. Ihr Name war Gerdi Herberich. Ich versprach, ihr zu schreiben und ihr zu danken, wenn ich wieder zu Hause wäre, und ihr ein Paket mit Essen zu schicken. Leider muss ich gestehen, dass ich es nie getan habe. Nach dem Krieg geriet meine Welt völlig aus den Fugen, und ich hatte andere Dinge im Kopf.

Die freundliche Atmosphäre in meiner Unterkunft wurde bald durch die Ankunft einiger Amerikaner gestört, die weitere ehemalige Kriegsgefangene brachten. Die Mädchen brachen eilig auf. Ich sah sie nie wieder und hörte auch nie mehr von ihnen. Dass sie mir das Brötchen geschenkt hatten, war nur eine Kleinigkeit, aber es war eine menschliche Geste gegenüber einem feindlichen Soldaten, die für die Mädchen nicht ungefährlich war. Sie hatten nichts dafür haben wollen.

Die Stimmung wurde rauer, aber die Neuankömmlinge waren ein gutes Zeichen, dass ich hier richtig war. Ich hatte aus einem anderen leer stehenden Haus in der Nähe vier Konservendosen gestohlen. Eine behielt ich für mich und gab den Amerikanern die anderen. Die Dosen waren ohne Etikett. Als die Yanks sie öffneten und Büchsenfleisch darin entdeckten, erwartete ich das Gleiche zu finden. Doch in meiner Dose war nur ein wässriges Gemüse. Ich hätte enttäuscht nicht sein können, aber es half mir, die Warterei zu überstehen. Wir waren jetzt neun oder zehn Mann und konnten nichts anderes tun, als der Dinge zu harren, die da kamen.

17. Kapitel

Es dauerte zwei Tage, ehe das Grollen grosser Propellermotoren das verlassene Haus erbeben liess. Als ich hinausrannte, sah ich eine Dakota der Royal Air Force im Anflug auf das Flugfeld. Sie setzte holpernd auf und war kaum vom grünen Landestreifen abgebogen, als auch schon eine zweite Maschine landete und ein paar Sätze machte, bei denen sich das Hauptfahrwerk jedes Mal ein Stück vom Boden erhob, ehe der Rumpf sich auf das Spornrad senkte und das Flugzeug auf dem Rasenstreifen ausrollte.

Niemand führte das Kommando. Es gab keinen Kontrollturm, und ich sah kein Bodenpersonal. Ich eilte nach drinnen, ergriff meine wenigen Habseligkeiten und versuchte abzuschätzen, wo die Maschine halten würde, als ich über das Flugfeld hetzte. Die Dakota war schnittig für ihre Zeit, aber trotzdem ein Arbeitspferd. Das erste Flugzeug rollte langsam aus, wendete und hielt mit wirbelnden Luftschrauben, die Nase gen Himmel gerichtet.

Aus den verschiedensten Ecken des Feldes kamen nun Soldaten und eilten zur Maschine. In der Rumpfseite öffnete sich eine Luke, und ein Mann in einer dicken Lederjacke beugte sich heraus und brüllte irgendetwas. Ich konnte ihn im Motorenlärm nicht verstehen, aber seinen Gesten entnahm ich, dass die Maschine nicht lange warten würde. Ich gehörte zu den Ersten, die an Bord stiegen. Es war mir egal, wohin es ging, ich wollte nur weg. Ungefähr ein Dutzend von uns kamen herein; dann wurde die Luke geschlossen, und ich setzte mich auf einen der schmalen Sitze an der gerippten Innenwand aus Metall. Ich drehte mich

um, damit ich über die Schulter blicken konnte, und sah durch das winzige Fenster, wie die anderen zu dem zweiten Flugzeug eilten in der Hoffnung, dort einen Platz zu ergattern.

Wir rollten ans Ende des Flugfelds und bereiteten uns auf den Start vor. Im Passagierraum legte sich ein ansteckendes Lächeln auf alle Gesichter, und ich wusste, dass ich nicht der einzige Soldat war, der nach einem harten Krieg nach Hause flog. Ich hörte später, dass ein drittes Flugzeug, das uns abholen sollte, einen Motorschaden hatte und unterwegs brennend abstürzte. Doch nun stiegen wir durch die Wolken und nahmen Kurs auf Brüssel. Ich liess mich in den Sitz sinken, spielte mit dem Baseballschläger, den ich seit Regensburg mit mir herumtrug, und wagte endlich zu hoffen, dass ich wirklich auf dem Weg in die Heimat war. Gott sein Dank. Es war vorbei. Doch Hunger hatte ich immer noch.

Ich stand auf und ging während des Fluges durch die Maschine. Immer wieder schaute ich durch die winzigen Seitenfenster. Der Krieg war noch im Gange, aber niemand hatte Zweifel, dass er bald zu Ende sein würde. Ich blickte auf die kilometerweiten Felder unter mir und fragte mich, was die Nachkriegsjahre bringen würden.

Wir landeten auf einem Militärflugplatz bei Brüssel. Ich wurde in ein Camp der Army in der Nähe gebracht und bekam zum ersten Mal seit Wochen eine richtige Mahlzeit. Ich konnte mich waschen, aber nicht duschen oder baden. Ich blieb nur für eine Nacht und sprach mit niemandem über meinen Marsch oder meine Zeit in der Gefangenschaft. Wir alle hatten Schreckliches hinter uns. Von selbst redeten wir nicht darüber, und niemand fragte uns danach.

Am Tag darauf brachte man uns wieder zum Flugfeld. Dort stand ein grosser viermotoriger Bomber mit einer Glaskanzel für den Bombenschützen am Bug und einer kleineren Kanzel mit Maschinengewehr-

läufen in der Mitte des Rumpfes, die aussah wie eine Warze auf dem Rücken.

Ich wusste, dass es ein Bomber vom Typ Lancaster war, obwohl ich noch nie einen gesehen hatte. Ich war in Gefangenschaft geraten, ehe diese Maschine verbreitet zum Einsatz kam, aber sie sah genauso aus, wie ich sie mir nach den Schilderungen Mitgefangener vorgestellt hatte.

Der Bomber wurde gerade startklar gemacht, und ich stieg mit den anderen ein. Passagiersitze gab es nicht, und es war sehr eng an Bord. Ich wusste sofort, wo ich mich hinsetzen wollte, aber der Kommandant beschied mir, dass die Station des Bombenschützen – das fliegende Glashaus im Bug – nicht infrage kam. Trotzdem gab ich nicht auf. Ich bettelte und flösste ihm Schuldgefühle ein, und schliesslich gewährte er mir meinen Wunsch.

Also lag ich kurz darauf flach auf dem Bauch in der verletzlichen durchsichtigen Nase der Maschine und spürte die schwindelerregende Vibration der Propeller, während unter uns der Boden vorbeijagte, als wir in die Luft stiegen. Wir drehten eine Runde um das Feld; dann nahmen wir Kurs in Richtung Heimat.

In Nürnberg hatte ich gesehen, was Luftangriffe mit einer Stadt anstellen können, und ich hatte Angst, was den Zustand der britischen Städte anging. Als wir den Ärmelkanal in geringer Höhe überflogen, sah ich einige Dinge, die keine guten Vorzeichen waren. Entlang der gesamten Küste lagen Schiffswracks und Trümmer, und so weit ich sehen konnte, trieben Ollachen auf dem Meer. Dann wurde das Wasser klar, und in weiter Ferne erblickte ich im Dunst die weissen Klippen Südens. Mit einem Mal wusste ich, dass die Deutschen nicht alles zerbombt haben konnten. Ich kam nach Hause.

Schon bald sah ich grüne Felder unter mir, die von Landstrassen und Hecken kreuz und quer durchschnitten wurden.

Ich lag reglos im Bug der Maschine, und endlich kam ein Flugplatz in Sicht. Wir gingen tiefer, bis das Gras zu einem verschwommenen Grün wurde, das meinem Gesicht immer näherkam. Dann setzten wir mit einem heftigen Stoss auf.

Wir kamen zum Stillstand, und die Luke wurde geöffnet. Bevor wir gehen konnten, bestand der Kommandant darauf, dass wir den Rumpf mit einem Stift signierten, ehe wir uns verabschiedeten. Er musste zahllose Kampfeinsätze geflogen sein, aber die Gefangenen zurück nach Hause zu bringen bedeutete ihm wirklich etwas.

Meine Ohren klingelten noch von dem Fluglärm, als ich einen merkwürdig vertrauten Laut hörte, den ich viele Jahre lang nicht mehr vernommen hatte. Es waren die eigentümlichen Stimmen von Engländerinnen, und sie servierten Tee.

Ich wurde zu einem Kasernenbau gebracht und konnte endlich duschen. Ich erhielt Socken, Unterwäsche und eine frische Uniform aus zweiter Hand sowie ein Paar schwerer Lederstiefel mit genagelter Sohle und Stahlrändern an den Absätzen. Ich besitze sie noch heute. Ich blieb nicht lange. Ich hatte lange nicht mehr der militärischen Disziplin unterstanden und wartete nicht auf Erlaubnis, nach Hause zu gehen. Ich hinterliess eine Nachricht in der Kaserne, verliess das Camp und nahm einen Zug Richtung London.

Am Bahnhof Liverpool Street stieg ich um und fuhr nach Essex, ohne auch nur einen Halfpenny zu zahlen und ohne die Schäden zu sehen, die die Stadt erlitten hatte. Ich wollte zurück zu den Menschen, die mir lieb und teuer waren. Es war einen oder zwei Tage vor der deutschen Kapitulation, und ich war beinahe fünf Jahre nicht mehr zu Hause gewesen.

Am Bahnhof North Weald stieg ich aus. Als ich über die Mauer auf den Kohlenlagerplatz blickte, sah ich einen Mann mit einem Wagen, der volle Kohlesäcke ablud. Ich erkannte ihn sofort als meinen Onkel Fred, den Kohlehändler, ein alter Fussballer, der früher für Fulham ge-

spielt hatte. Ich sprang über die Mauer. Was Onkel Fred sagte, als er mich lebend wiedersah, kann man hier nicht abdrucken. Er liess alles stehen und liegen, um mich das Stück vom Bahnhof nach Hause zu fahren. Unterwegs redete er ohne Unterbrechung auf mich ein. Nach all den Jahren kam ich auf einem Kohlewagen zurück zum Hof. Am Tor machte Onkel Fred kehrt, damit ich allein zum Haus gehen konnte.

Ich ging an der gelben Ligusterhecke vorbei und begann den dreissig Meter langen Marsch zwischen den Blumenbeeten hindurch zu dem Haus mit Doppelfront, in dem ich aufgewachsen war. Dieses Haus hatte irgendwo in meinem Kopf weitergelebt, obwohl Gedanken an daheim in der Wüste und in den Lagern eine Last gewesen waren. Ich hatte nicht nach Hause zurückgekonnt, weshalb hätte ich mich da mit Erinnerungen quälen sollen? Jetzt konnte ich sie wieder geniessen.

Ich hatte niemandem Bescheid gegeben, dass ich kam. Ich klopfte an die grosse Eichentür. Es dauerte, bis sie von einer Frau geöffnet wurde, die zwar vertraut aussah, aber müde und erschöpft wirkte. Sie schnappte nach Luft, als sie mich sah, und ich sagte zu ihr: «Mutter, was siehst du alt aus.»

Wie sehr habe ich mir später gewünscht, ich könnte diese Worte zurücknehmen. Noch in der Tür fiel sie mir um den Hals und hielt mich so fest, als wollte sie mich nie wieder loslassen. Ich war zu Hause, aber wie musste ich ausgesehen haben. Als ich mich freiwillig gemeldet hatte, habe ich um die achtzig Kilo gewogen. Als ich nach Hause kam, waren es knapp über fünfzig.

Meine Mutter war zurückgelassen worden und hatte sich allein durchschlagen müssen, denn mein Vater war ebenfalls in Kriegsgefangenschaft geraten. Man hatte ihr gesagt, ich sei in Nordafrika verwundet worden. Als ich ihr in meinen Briefen aus dem Gefangenenlager schrieb, es gehe mir gut, hatte sie angenommen, dass ich hier bloss et-

was vorspielte. Dann hatte die unregelmässige Post von E715 ganz aufgehört. Die Todesmärsche und meine lange Wanderung durch Mitteleuropa hatten begonnen. Meine Mutter wusste nicht, ob ich noch lebte, und befürchtete das Schlimmste. Zu alledem kam noch ihre schwindende Gesundheit.

In den wenigen Jahren, die sie noch lebte, fragte sie mich nie nach dem Krieg, meiner Gefangenschaft oder dem langen Marsch. Damals hielt man es für das Beste, nicht über diese Erlebnisse zu sprechen, und die Soldaten und ihre Familien wurden zum Vergessen ermutigt.

Ich weiss nicht mehr genau, wann mein Vater nach Hause kam. Wie Sie sich vielleicht erinnern, hatte er gelogen, was sein Alter anging, um in die Army eintreten zu können, und das hatte er unter anderem deshalb getan, weil er sich um mich kümmern wollte. Als die deutschen Fallschirmjäger über Kreta absprangen, wurde er verwundet und gefangen genommen. Man brachte ihn nach Österreich und zwang ihn trotz mehrmaliger Lungenentzündungen zur Arbeit beim Bau von Eisenbahngleisen. Ich hörte, dass er vielleicht bald nach Hause käme, aber das konnte alles Mögliche bedeuten.

Eines Tages, als ich mich in einem der kleinen Zimmer im hinteren Teil des Hauses beschäftigte, hörte ich draussen ein Schlurfen. Jemand versuchte zur Hintertür hereinzukommen, schaffte es aber nicht. Ich öffnete die Tür, und da stand er und kämpfte mit seinem Tornister. Er sah hager aus. Als er mich sah, liess er ihn fallen und umarmte mich zum ersten Mal, seit ich ein Kind war. Ich merkte, dass ich weinte und dass es meinem Vater nicht anders erging.

Ich erinnerte mich an eine Gelegenheit, als ich auf seinem Knie sass und er mir vorsang.

There will come a time one day when I am far away,
There will be no father to guide you from day to day.

Der Gedanke, Vater könnte sterben, war mir als Kind unerträglich, und wenn er das Lied sang, schlug ich ihm mit der Faust gegen die Brust, bis er aufhörte.

Ich hatte ihn nie als gefühlsbetonten Menschen erlebt, aber man hat mir erzählt, dass er beim Tod seiner Mutter ganz allein mitten aufs Feld gegangen sei und sich die Seele aus dem Leib geweint habe. Seine Heimkehr zeigte mir, dass wir uns beide verändert hatten, doch seine Umarmung blieb kurz.

Ich war nicht dabei, als er meine Mutter wiedersah. Ich kann nur vermuten, wie es ablief. Sie waren allein, und so gehört es sich auch.

Ich bin mir sicher, dass Vater es bereut hat, sie verlassen zu haben, um in den Kampf zu ziehen, obwohl er es nicht musste. Ich glaube, nach dem Krieg hat er sein altes Leben nie wieder richtig aufgenommen. Aber wenn er litt, wie ich gelitten habe, zeigte er es nie.

Er starb 1960, aber wir sprachen nie über den Krieg und verglichen nie unsere Erlebnisse in der Gefangenschaft. Kein einziges Mal. Ich glaube, er hat nicht einmal gewusst, dass ich in einem Lager in der Nähe von Auschwitz gewesen bin.

Es dauerte nicht lange, bis die Schrecken der Vergangenheit mich einholten. Tagsüber lebte ich in dem freundlichen Dorf in Essex, das ich

von Kindesbeinen an kannte, doch nachts, im Schlaf, kehrte ich nach Auschwitz zurück. Die Albträume begannen. Immer wieder sah ich den jungen Burschen, der Habtachtstellung einnahm, während ihm der Pistolengriff ins Gesicht geschmettert wurde und ihm das Blut herunterlief. Ich durchlebte unzählige Male, wie der Säugling von dem SS-Mann mit einem Hieb ermordet wurde. Wenn ich aufwachte, war mein Bettzeug schweissgetränkt. Ich war überzeugt, mich wieder in das Konzentrationslager eingeschmuggelt zu haben und dass meine Entdeckung jeden Augenblick bevorstand.

In der Wüste, in den Jahren der Gefangenschaft und in Auschwitz hatte ich mir immer wieder gesagt: Du darfst nicht denken, du musst handeln. Ich hatte Entscheidungen instinktiv getroffen und war damit durchgekommen. Jetzt drohte keine Gefahr mehr, und ich hatte viel Zeit zum Nachdenken. Zu viel Zeit. Die Träume erlangten Macht über mich. Jede Nacht durchlitt ich die Hilflosigkeit des Zuschauers, der nicht eingreifen kann.

Damals erhielten traumatisierte Veteranen keinerlei Hilfe. An so etwas wurde nicht einmal gedacht. Ich weiss heute, dass ich fertig war, fix und fertig. Und so ging es sehr vielen von uns.

Meine Mutter fragte mich nie nach dem Krieg, doch einige Leute im Dorf konnten es nicht lassen. Natürlich wollten sie nicht wissen, wie es wirklich gewesen war; sie wollten nur Heldengeschichten hören. Sie wussten nichts von Konzentrationslagern, und wenn ich davon sprach, drang ich nicht zu ihnen durch. Es passte nicht zu dem, was sie wussten oder wissen wollten. Den Leuten war es schlicht und einfach unangenehm, davon zu hören, und meist fehlten ihnen die Worte. Ich nannte es das «Syndrom der glasigen Augen».

Niemand in der Heimat begriff, was wir Soldaten durchgemacht hatten. Einige redeten völligen Blödsinn. Die Frage, die mich am meisten beleidigte, lautete: «Wie viele Deutsche hast du getötet?» Wir waren

gezwungen zu tun, was wir taten, und auf diese Weise darüber zu reden, raubte allem seinen Wert. Die Leute forderten uns auf, mit Dingen zu prahlen, die wir vergessen wollten. Die feindlichen Soldaten, die wir getötet hatten, hatten den höchsten Preis bezahlt, und im prahlerischen Ton über sie zu reden, zeugte von mangelndem Respekt.

Einer der Stammgäste in den Wirtschaften – ein Metzger aus Epping, der nicht gedient hatte – sagte mir tapfer, er hätte seine Frau mit einem Messer erstochen, wäre Grossbritannien von den Deutschen besetzt worden, damit sie ihnen nicht in die Hände fiel. Die Bemerkung war eindeutig nicht für die Ohren seiner Frau bestimmt. Als ich dem Ehepaar kurz darauf im Zug begegnete, wand der Mann sich wie ein Wurm. Ich brauchte kein Wort zu sagen.

Auschwitz erschien bereits wie ein ferner Planet, aber die Träume brachten ein paar Gesichter zurück. Ich hatte keine Möglichkeit, mich nach Hans zu erkundigen, aber bei Ernst war es anders. Ich musste Susanne in Birmingham finden und ihr sagen, was ich wusste. Mittlerweile war es mir gelungen, offiziell Urlaub zu erhalten, und ich hatte ein paar Wochen übrig. Mein Vorhaben war töricht und unbedacht.

Ich weiss heute nicht mehr, wie ich den Kontakt herstellte – ob ich ihr schrieb, ob ich eine Telefonnummer herausfand oder ob ich einfach unerwartet vor ihrer Haustür stand. Ich wusste, dass sie Susanne hiess, und mit ihr war der Nachname Cottrell verbunden. Vielleicht hatte Ernst mir diesen Namen von Anfang an genannt; ich weiss es nicht mehr. Ich ging damals davon aus, dass sie von der Familie adoptiert worden war, die sie vor dem Krieg aufgenommen hatte, und für mich hiess sie immer Susanne Cottrell. Die Geschichte mit den Zigaretten gehörte zu den wenigen Dingen, über die meine Mutter sprach, aber nur sehr kurz. Sie freute sich, dass ich einige Zigaretten erhalten hatte und dass sie mir von

Nutzen gewesen waren. Sie wusste nichts über die Lager, und ich ging ihr gegenüber niemals näher darauf ein.

Ich glaube, ich habe mich in Birmingham mit Susanne getroffen, aber sicher bin ich mir nicht mehr. Ich war nicht in der Verfassung, mich mit anderen Menschen zu treffen, und ich hatte mir nicht einmal überlegt, was ich ihr sagen wollte. Wegen des Krieges und der Gefangenschaft fehlte mir der nötige Takt, jemandem eine schlechte Neuigkeit schonend beizubringen. Eigentlich wusste ich gar nicht, warum ich sie überhaupt aufsuchte. Sie stand auf meiner Liste, zusammen mit Les Jacksons Familie und anderen, die ich später fand.

Ich glaube, ich ging zu dem Haus, in dem Susanne wohnte, aber meine Erinnerung daran ist sehr undeutlich. Wenn ich mich recht entsinne, gingen wir zusammen spazieren, denn ich weiss noch, dass wir im Freien waren. Sie war vielleicht zweiundzwanzig – freundlich, aber schüchtern, und sehr zierlich. Noch immer sprach sie mit Akzent.

Es war eine qualvolle Begegnung. Ich wollte sie wissen lassen, dass die Zigaretten bis ins Lager durchgekommen waren, dass Ernst sich sehr gefreut hatte, als er sie bekam, und dass sie ihm wahrscheinlich vorübergehend Hilfe und Schutz verschafft hatten. Das alles hätte ich ihr sagen können, falls ich es über die Lippen bekam, aber wie sollte die Geschichte dann weitergehen? Ein glückliches Ende gab es nicht.

Ich hatte Visionen vom Todesmarsch und den gefrorenen Leichen. Kilometerweit waren wir über Leichen hinweggestiegen. Alles sprach dafür, dass Ernst zusammen mit den anderen ermordet worden war. Wenn er den Todesmarsch überlebt hatte, war er wahrscheinlich in ein Vernichtungslager getrieben und dort umgebracht worden. Ich konnte Susanne keine Hoffnungen machen, konnte aber auch nicht mit Bestimmtheit sagen, dass Ernst tot war. Ich hatte ihn weder sterben sehen noch seine Leiche erblickt.

Plötzlich wurde mir klar, dass neben mir eine junge Frau ging, die alles verloren hatte, die aber jetzt die Chance besass, ein neues Leben zu beginnen. Warum sollte ich sie mit dem Grauen von Auschwitz belasten? Ich konnte sowieso nicht darüber reden. Während unseres Gesprächs herrschte oft Schweigen. Ich dachte zum Teil noch immer auf Deutsch. Nachdem ich so viel Gewicht verloren hatte, musste ich schrecklich aussehen.

Das Treffen war bedrückend, und als ich ging, fragte ich mich, ob ich am Ende mehr Schaden angerichtet als Gutes getan hätte. Die Barbarei von Auschwitz war mir in jede Pore gedrungen. Die Erinnerung erfüllte mich ganz und gar, aber ich bekam sie nicht heraus. Wem sollte ich es erzählen? Rückblickend weiss ich, dass ich mich in einer entsetzlichen Verfassung befand. PTBS nennt man es heute – Posttraumatische Belastungsstörung. Ich brauchte Jahre, ehe ich zum nüchternen Denken zurückfand. In der Zeit unmittelbar nach dem Krieg war ich verstört und seltsam.

Irgendwann später versuchte ich noch einmal halbherzig, mit Susanne in Verbindung zu treten. Der Versuch schlug fehl, und ich gab es auf. Ich hatte genug Schaden angerichtet. Das Leben ging weiter.

Am 3. Juni 1945 bekam ich von einer alten Freundin namens Jane, einer Konzertpianistin, ein neues Adressbuch geschenkt. Es war klein und in braunes Leder gebunden, und ich notierte mir darin alles, was ich über die junge Frau wusste, die für mich noch immer Susanne Cottrell, 7 Tixall Road, Birmingham, war. Dort steht auch die Adresse Gerdi Herberichs in Nürnberg – das Brötchen war wirklich lecker.

Auch Les Jacksons Angehörige wurden eingetragen. Seine Verwandten standen als Nächste auf meiner Liste, aber mein Erlebnis mit Susanne hatte mich erschüttert. Monate vergingen, ehe ich zur Aspen Grove in Liverpool zurückkehren und Les' Familie gegenüberreten konnte.

Ich fuhr hin und besuchte seinen Vater. Wir gingen in eine Kneipe und tranken zu viel. Er hatte seinen Sohn verloren, und ich wusste, wie es geschehen war. Ich war gekommen, um seine Fragen zu beantworten, aber ich ersparte ihm Details. Er brauchte nicht zu wissen, dass Les in Fetzen gerissen worden war. Ich sagte ihm, was wir alle in solchen Situationen sagten: dass ich bei Les gewesen sei, als er starb, und dass es schnell gegangen sei. Ich hoffe, es hat Les' Vater geholfen. Er zeigte keine Regung. Der Alkohol betäubte ihn.

Der gute alte Les. Er liegt noch heute irgendwo da draussen im Sand.

Wir waren ein wenig mitgenommen, als wir wieder bei den Jacksons zu Hause ankamen. Les' Schwester Marjorie kam zu uns. Sie war schöner denn je. Ich hatte mit ihr getanzt, ehe ich in den Krieg gezogen war, und ihr Bild hatte über meiner Koje an der Kabinenwand der *Otranto* gehangen. Ein Bursche namens Evans war bei ihr, und ich begriff, dass die beiden verheiratet waren. Um Marjorie vor ihrem Mann die Peinlichkeit zu ersparen, einen alten engen Freund wiederzusehen, tat ich so, als würden wir uns nicht kennen, und stellte mich vor, als wäre ich zum ersten Mal im Haus der Jacksons; aber ich schützte mich dadurch auch selbst. Marjorie war für mich etwas Besonderes gewesen; sie hatte sich auf der Tanzfläche wundervoll bewegt. Doch während meiner langen Abwesenheit hatte das Leben seinen Fortgang genommen, und eine weitere Tür hatte sich geschlossen. Ich übernachtete bei den Jacksons und fuhr am nächsten Morgen nach Hause.

Les' Geschichte war damit aber noch nicht ganz abgeschlossen. Er hatte eine Frau, die in Southampton lebte. Als ich wieder in die Kaserne von Winchester kam, besuchte ich sie unangekündigt. Ich hätte es besser wissen sollen, aber ich konnte damals kaum einen klaren Gedanken fassen. An ihrer Haustür stellte ich mich vor, und sie erschrak und bat

mich, draussen zu warten. Gleich darauf kam sie mit einer Jacke heraus und schlug vor, dass wir uns in einer Wirtschaft unterhielten.

Ich vermutete sofort, dass sie wieder geheiratet hatte. Daran war nichts Schlimmes, denn Les war seit mehreren Jahren tot, aber mich berührte es auf eigenartige Weise. Ich war gekommen, um ihr Trost zu spenden und die Einzelheiten weiterzugeben, von denen ich glaubte, sie erzählen zu können, doch sie war kaum daran interessiert. Ich weiss nicht, was ich erwartet hatte. Vielleicht, dass sie wissen wollte, was passiert war. Vielleicht, dass sie gern von den Abenteuern gehört hätte, die Les und ich zusammen erlebt hatten. Aber die Frau hatte nicht viel Zeit und wirkte unkonzentriert und nervös. Ich erzählte ihr, was ich ihr erzählen konnte, und dann verabschiedeten wir uns vor der Wirtschaft voneinander. Ich begleitete sie nicht nach Hause.

Dieses Treffen wühlte mich auf. Die Soldaten waren in den Kampf gezogen, und viele hatten ihr Leben verloren. Der Krieg war gerade vorbei, und schon waren sie vergessen, als wären über ihren Köpfen die Wellen zusammengeschlagen. Solche Erfahrungen machten meinen seelischen Aufruhr umso schlimmer.

Ich war noch nicht lange wieder zu Hause in Essex, als ich einen merkwürdigen Anruf erhielt. Er kam von einem Mann, der sagte, er sei jüdischer KZ-Häftling in Auschwitz III gewesen. Im Lager hatte ich ihn nicht sehr gut gekannt; er hatte mich nie um Hilfe gebeten, und meines Wissens hatte ich ihm auch nie etwas geschenkt. Wir alle kannten ihn als den «Mops». Irgendwie hatte er meinen richtigen Namen herausgefunden und über das Rote Kreuz Kontakt zu mir aufgenommen. Ich war beeindruckt. Ich war sehr vorsichtig gewesen, und der Mops hatte nicht einmal zu den Häftlingen gehört, mit denen ich zu tun gehabt hatte, und trotzdem rief er mich aus Paris an in einer Zeit, in der internationale Telefonate noch etwas Aussergewöhnliches waren.

Er erzählte mir alles über den Todesmarsch der jüdischen KZ-Häftlinge. Er sagte, er habe an jedem Tag des Marsches Hunderte von Schüssen gezählt, und viele Häftlinge seien abgeschlachtet worden. Wie durch ein Wunder sei er durchgekommen. Was ich von ihm hörte, bestätigte mir, was ich gesehen hatte, doch es war der erste konkrete Hinweis auf Überlebende. Ich notierte mir in mein Büchlein seinen Namen als «Merge», mit einer Pariser Adresse. Ich habe nie wieder von ihm gehört, aber nach zwei oder drei Wochen standen unerwartet vier jüdische Jungen vor der Tür. Der Mops hatte sie geschickt. Der Älteste war achtzehn, die anderen um die vierzehn. Die vier waren höfliche Jungen aus Ilford. Sie waren keine KZ-Überlebenden, sondern hatten während des Krieges in Grossbritannien gelebt. Vielleicht waren sie wie Susanne mit einem Kindertransport ins Land gekommen. Sie baten um nichts, und ich wusste ihnen eigentlich auch nicht zu helfen. Wir unterhielten uns ein bisschen, und meine Mutter tischte ihnen Essen auf. Dann verabschiedeten sie sich und liessen uns verwirrt zurück.

18. Kapitel

In der Kaserne von Winchester wurde ich vor Offiziere bestellt. Sie wollten wissen, ob ich etwas über meine Zeit als Kriegsgefangener zu berichten hätte. Das hatte ich allerdings, aber wo sollte ich anfangen? Als ich mich bemühte, ihnen Auschwitz zu schildern, merkte ich sofort, dass sie es gar nicht aufnehmen konnten. 1945 wusste man zu wenig über die Konzentrationslager, und für mich war es, als wäre mir eine Tür vor der Nase zugeschlagen worden. Ich bekam sie nicht wieder auf.

Ich berichtete ihnen über die Zwangsarbeit, die Prügel und die willkürlichen Morde, die Gaskammern und Krematorien – alles, was ich wusste, doch in der englischen Umgebung klang es selbst für mich weit hergeholt, und mir versagten die Worte. Falls sie von den Arbeitslagern wussten, war ihnen offensichtlich nicht bekannt, dass alliierte Soldaten an der Seite der KZ-Häftlinge zur Arbeit gezwungen worden waren. Ihre Körpersprache verriet, dass es ihnen unangenehm war, davon zu hören. Wie die Leute in meinem Dorf litten sie am Syndrom der glasierten Augen.

Vielen ehemaligen Kriegsgefangenen wurde das Gefühl vermittelt, sie hätten ihr Land im Stich gelassen, weil sie zugelassen hatten, in Gefangenschaft zu geraten. Niemand sprach es offen aus, aber uns kam es so vor, als ständen wir unter Verdacht. Statt als Opfer der Zwangsarbeiterprogramme Nazideutschlands anerkannt zu werden, behandelte man uns beinahe so, als hätten wir unwissentlich die deutsche Kriegsmaschinerie unterstützt. In keiner Weise wurden wir wie heimgekehrte Helden behandelt. Ich gab es auf und verliess das Zimmer.

Offiziell redete ich danach jahrzehntelang nicht mehr über Auschwitz. Ich glaube, später wurden Formulare ausgegeben, in die man seine Erlebnisse als Kriegsgefangener eintragen sollte. Sie ersparen den Offizieren wahrscheinlich die Peinlichkeit der persönlichen Begegnung. Doch da war für mich das Leben schon weitergegangen. Wir hatten getan, was wir konnten, um die Arbeiten auf der IG-Farben-Baustelle zu sabotieren, und hatten genauso gelitten wie diejenigen, die bis zum Ende kämpften. Wir hatten das dunkelste Kapitel der Menschheitsgeschichte miterlebt und waren nach Hause gekommen, ohne dass wir etwas gehabt hatten, worüber wir reden konnten – jedenfalls nichts, das jemand verstanden hätte.

Ich löste ein Versprechen ein, das ich mir selbst gegeben hatte, und schrieb die Erinnerungen an Auschwitz III nieder – die wenigen Namen, die mir im Gedächtnis geblieben waren, und Einzelheiten über die Bedingungen im Lager, die ich in Erfahrung gebracht und beobachtet hatte. Dann packte ich die Aufzeichnungen in eine alte Aktentasche aus Leder und versuchte sie zu vergessen. Ich wollte mir einreden, das alles sei vorüber.

Aber so war es nicht. Es geschahen Dinge, die ich mir nicht vollständig erklären konnte. Jane sah ich immer noch von Zeit zu Zeit. Ihr Mann war während des Krieges gestorben, und nun arbeitete sie als Sekretärin für einen amerikanischen Admiral, der in der US-Botschaft in London stationiert war. Ausserdem spielte sie weiter Klavier. Die Freundschaft zwischen Jane und mir war von jeher feurig gewesen. Selbst vor dem Krieg hatten wir über viele Dinge gestritten, ohne dass es je unser Verhältnis getrübt hätte. Ich wurde eingeladen, mit ihr und einer grossen Gruppe ihrer Freunde in London zu Abend zu essen. Es war ein angenehmer Abend. Nach dem Essen begab sich die Gesellschaft in Janes Wohnung in der Beaufort Street in Chelsea, wo die Unterhaltungen weitergeführt wurden. Zumindest glaube ich das. Ich weiss nicht mehr, was geschehen ist.

Irgendwie fand ich mich in einer Polizeiwache im East End am anderen Ende Londons wieder. Ich war benommen und verwirrt und hatte schreckliche Angst. Wie sich herausstellte, hatte ich drei Tage meines Lebens verloren. Man sagte mir, ich sei nicht betrunken gewesen, und soweit ich es sagen kann, hatte ich auch nicht das Bewusstsein verloren. Trotzdem wusste ich nicht mehr, was ich in dieser Zeit getan hatte.

Darüber hinaus hatte ich einen Stabswagen der US Army bei mir. Ich habe keine Ahnung, wie ich an das Fahrzeug gekommen bin. Ich nehme an, es gehörte einem von Janes Gästen. Wenigstens war der Wagen nicht beschädigt, sodass ich nichts ersetzen musste. Ich war besorgt, sehr besorgt, um mich und andere. Seitdem ich nach Hause gekommen war, war ich ein Nervenbündel. Wenn jemand mich überraschte oder am Rücken berührte, fuhr ich kampfbereit herum. Ich wurde reizbar. Ich hatte so lange jenseits der Regeln gelebt, dass alles möglich war. Wenn ich während dieser fehlenden drei Tage in Schwierigkeiten geraten bin oder jemanden verletzt habe, wusste und weiss ich es nicht mehr. Der Verlust der Erinnerung machte mir Angst.

Deshalb stellte ich mich der Polizei und gab zu Protokoll, was meiner Meinung nach geschehen war. Die ganze Sache war ein bisschen albern. Sie wussten nicht, was sie mit mir anstellen sollten. Sie überprüften, ob ich der Beschreibung einer Person entsprach, die vermisst oder nach der gefahndet wurde. Ich nehme an, zu der Zeit hatten sie öfters mit dem seltsamen Benehmen von Kriegsheimkehrern zu tun. Ich liess den Stabswagen bei der Polizei und ging ernüchtert und erschüttert nach Hause.

Anfang 1946 wurde ich demobilisiert. Ich kehrte heim ins Dorf, nur um wieder mit den gleichen sinnlosen Fragen über den Krieg behelligt zu werden. Ich konnte den Leuten nicht geben, wonach es sie verlangte.

Die Menschen waren von den merkwürdigsten Dingen fasziniert, zum Beispiel von dem Baseballschläger, der vom Himmel gefallen war. Ich liess ihn bei offenem Verdeck auf dem Rücksitz meines Wagens, als ich in Leytonstone Lebensmittel einkaufen ging. Als ich zurückkam, hatte jemand den Schläger gemopst. Ich hatte immer mit dem Gedanken gespielt, eines Tages herauszufinden, wer der Eigentümer gewesen war, und ihn der Familie zurückzugeben. Aber ich konnte nicht mehr klar denken. Der Schläger hatte es überstanden, aber sein Eigentümer war mit Sicherheit tot. Seinen Hinterbliebenen hätte der Schläger kaum Trost gespendet.

Nur wenige meiner Freunde waren nach dem Krieg ins Dorf zurückgekehrt, und an diesem vertrauten Ort empfand ich die Einsamkeit umso stärker. Die Unschuld und die Lebensfreude, die ich früher dort empfunden hatte, gab es nicht mehr. Bevor ich in den Krieg gezogen war, hatte mein Tag nie genügend Stunden gehabt. Das Leben hatte Schwung besessen. Jetzt war es leer. Ich war ruhelos und fühlte mich zugleich zunehmend schwächer. Ich litt immer öfter unter Magenkrämpfen. Irgendetwas stimmte nicht, aber ich war mir nicht sicher, was es war. Mir kam die Idee, nach Manchester zu fahren und Bill Hedges zu finden. Ich überlegte sogar, in Nordengland zu bleiben und mir dort Arbeit zu suchen.

Am Ende fand ich Bill wirklich, und es tat gut, ihn wiederzusehen. Er war verheiratet, und falls er unter ähnlichen Traumata litt wie ich, sagte er es nicht. Wir konnten uns nicht überwinden, von Auschwitz zu reden, sobald es über das Allgemeine hinausging. Unsere Erlebnisse passten nicht mehr in unser Leben. Bill hatte den langen Marsch überstanden und war nach Hause gekommen, das war schon etwas, aber wir beide wollten den Krieg hinter uns lassen und wieder einen Platz in einer Welt finden, die uns nicht begreifen konnte.

Zu der Zeit wurden meine Magenkrämpfe immer schlimmer. Wenn

sie auftraten, ging ich in die Knie und wand mich vor Qual. Gleichzeitig bekam ich höllische Kopfschmerzen. Ich war ständig erschöpft und fühlte mich, als würde ich auseinanderfallen. Meine Zunge war schwarz wie das Pik-Ass. Ich brauchte schnellstens einen Arzt.

Der Arzt fackelte nicht lange. Ich wurde sofort ins Manchester Royal Infirmary gebracht, wo die Mediziner genauso vor einem Rätsel standen. In der Wüste hatte ich Malaria und Sandmückenfieber bekommen, in Italien Ruhr und Krätze, und Gott allein wusste, womit ich mich in Auschwitz angesteckt hatte. Im Lager war oft von Typhus die Rede gewesen, aber das konnte nie und nimmer die einzige Seuche sein, die dort grassiert hatte.

Die Ärzte untersuchten meine Lunge und alles andere, ehe einer der Professoren der Sache auf den Grund ging und eine systemische Tuberkulose feststellte. Er sagte, sie sässe in meiner Kehle, in meiner Lunge, in meinem Magen und in den Eingeweiden. Ich wusste, dass es sich um eine ernste Erkrankung handelte, aber nachdem ich so lange neben den jüdischen Zwangsarbeitern geschuftet hatte, war es kaum verwunderlich, dass ich mich angesteckt hatte. Der Professor erklärte mir, ein grösserer Eingriff sei notwendig und dass ich monatelang im Krankenhaus liegen müsse, vielleicht sogar Jahre. Er bestand darauf, dass mir das gesamte Vorgehen ausführlich erläutert wurde, ehe ich mich mit der Operation einverstanden erklären durfte, und die Ärzte stellten sich um mein Bett auf und gingen alles mit mir durch.

Für mich war es leichter zu verstehen, wenn es in Ingenieursbegriffen ausgedrückt wurde. Sie würden mir ein gutes Stück von meinen Eingeweiden herausschneiden und die Leitung wieder schliessen. Was sie vorhatten, war eine grössere Klempnerarbeit.

Als ich aufwachte, hatte ich eine fünfzehn Zentimeter lange Narbe

am Unterleib. Ich hatte damit gerechnet, dass die Narbe nicht gerade kurz sein würde, aber ich war dennoch erschrocken. Die Ärzte hatten die Wunde vernäht, aber sie klaffte immer wieder auf, und sie nähten sie jedes Mal wieder zu, doch irgendwann wollte das Fleisch nicht mehr zusammenwachsen. Der Riss war fünf Zentimeter breit. Ich war körperlich völlig ausgelaugt. Es dauerte ein halbes Jahr, bis die Wunde sich richtig geschlossen hatte.

Bill hat mich nie besucht und mein Vater nur einmal. Ich war nach Manchester gezogen, um neu anzufangen, vor allem aber, um den Menschen, die ich kannte, und der entsetzlichen Frage «Was hast du im Krieg gemacht?» zu entkommen. Jetzt kämpfte ich um mein Leben und war dankbar, noch zu atmen. Mir war nicht klar gewesen, wie lange es dauern würde, bis ich wieder auf die Beine kam. Im Krankenhaus bekam ich aber wenigstens die ersehnte Ruhe und Anonymität.

Die Gedanken an Auschwitz wichen immer weiter zurück. Ich interessierte mich nicht für die erste Welle der Nürnberger Kriegsverbrecherprozesse gegen Männer wie Reichsmarschall Hermann Göring oder die anderen militärischen Führer wie Alfred Jodi, Wilhelm Keitel und wie sie alle hießen.

Reichsführer-SS Heinrich Himmler hatte sich der irdischen Gerechtigkeit bereits entzogen. Kurz nachdem er im Mai 1945 von britischen Truppen festgenommen worden war, hatte er Selbstmord begangen. Er war der Hauptverantwortliche für die Verbrechen, die ich beobachtet hatte, die Vernichtungslager und die Zwangsarbeit. Wie alles andere ging sein Tod damals völlig an mir vorbei.

Die Anklage gegen den Vorstand der IG Farben wegen Beteiligung an den Zwangsarbeiterprogrammen war noch in Vorbereitung, als ich gegen die Tbc kämpfte. Als ich wieder auf den Beinen war, lief der Prozess schon längere Zeit.

Einige der alliierten Überlebenden von E715 gaben 1947 eidliche

Erklärungen ab, die von der Anklage verwendet wurden. Mich fand niemand. Mir ging es noch immer sehr schlecht, und ich lag fern von zu Hause im Krankenhaus und war von allem abgeschnitten, was vor sich ging. Ich wäre ohnehin nicht in der Verfassung gewesen, in den Zeugenstand zu treten oder auch nur eine Aussage zu machen, die man verlesen konnte.

Nach vielen Wochen im Manchester Royal Infirmary wurde ich ins Baguley Sanatorium verlegt, um wieder zu Kräften zu kommen. Tbc-Krankenhäuser waren damals zugige Einrichtungen, und frische Luft war das Heilmittel. Ich lag auf einem Einzelzimmer mit zwei gegenüberliegenden Türen, die quergeteilt waren, wie wir sie in den Ställen auf dem Hof hatten. Man konnte die obere und die untere Hälfte unabhängig voneinander öffnen. Ganz egal, welche Jahreszeit oder welches Wetter wir hatten, die obere Hälfte stand immer einen Spalt weit offen, ebenso die Fenster. Nachts wurde der Spalt ein bisschen verengt, aber das machte kaum etwas aus. Die Bettdecken hatten eine Gummihülle zum Schutz gegen den Regen, und im Winter schaufelten die Pfleger regelmässig mit einer Kehrriechschaukel den Schnee von meinem Bett. Das Zimmer war im Grunde ein Dach ohne richtige Wände, sodass der Wind und der Schnee einfach hindurchwehten. Die Decken sollten mich warm halten, aber selbst darunter war es kühl, das können Sie mir glauben.

Dort zu liegen war noch das Einfachste. Was ich wirklich hasste, waren die Injektionen in den Hintern, die ich zweimal täglich bekam. Wenn das erledigt war, musste ich eine Medizin einnehmen, mit der man die Wände hätte abbeizen können. Vielleicht gab es deshalb keine Wände.

1947 war fast vorbei, als ich das Sanatorium verlassen konnte. Mehr als achtzehn Monate hatte ich im Krankenhaus gelegen. Bald darauf, am 8. Dezember, erhielt ich Nachricht von meinem Vater, dass meine Mutter schwer erkrankt sei; ich solle sofort nach Hause kommen. Ich ging unverzüglich zum Bahnhof von Manchester und erfuhr zu meiner Be-

stürzung, dass der nächste Zug nach London erst in sechs Stunden fuhr. Als ich endlich unterwegs war, erwartete mich eine schrecklich langsame Reise. In London musste ich umsteigen und auf einen Nahverkehrszug zum Dorf warten. Ich kam erschöpft und zu spät an. Meine Mutter war bereits gestorben.

Schon als ich aus dem Krieg nach Hause kam, hatte ich ihr angemerkt, dass sie nicht gesund war. Ihr goldenes Haar, das ihr stets das Aussehen einer Frau auf einem Gemälde von Tizian verliehen hatte, war grau geworden. Sie hatte den Preis für unseren Krieg gezahlt.

Vater war mit ihr auf einem Einkaufsbummel in Epping gewesen. Sie hatte sich gesetzt, um neue Schuhe anzuprobieren, und war vom Schemel gefallen. Er brachte sie sofort ins Krankenhaus, aber man konnte nur wenig für sie tun. Sie starb binnen weniger Stunden an einer Hirnblutung. Meine Mutter war ein wunderbarer, liebevoller Mensch gewesen. Sie wurde nur neunundfünfzig Jahre alt.

Nach dem Begräbnis wurde mir klar, dass North Weald mir nichts mehr bieten konnte, und ich verliess das Dorf meiner Kindheit endgültig. Ich kehrte nach Manchester zurück, entschlossen, mir dort eine Zukunft aufzubauen.

Einen Job zu finden dauerte ein wenig. Viele Firmen bezeichneten mich als überqualifiziert, und natürlich stach ich auch durch meinen südünglischen Dialekt heraus. Damals gab es in Nordengland eine Menge Vorurteile gegen Leute aus Südensland und umgekehrt.

Ich bin von jeher ein praktischer Mensch gewesen. In der Wüste hatte ich den Carrier am Laufen gehalten, und vor dem Krieg hatte ich immer an Autos und Motorrädern herumgeschraubt, also kaufte ich mir ein paar Werkzeuge und bekam eine Stelle als Wartungsmechaniker bei einer Firma mit einem bescheidenen Namen, der Winterbottom Book

Cloth Company im Stadtteil Weaste, Manchester. Das war immerhin ein Anfang. Sie stellte Material zum Buchbinden her und ein speziell gestärktes Gewebe für technische Zeichnungen, das als «Imperial Tracing Cloth» bekannt war.

Bald darauf lernte ich eine junge Frau namens Irene kennen. Sie war eine echte Partybiene, überschäumend und leicht zu begeistern. Wir heirateten ziemlich bald und zogen zu meiner Schwiegermutter nach Burnage in Süd-Manchester, bis wir eine eigene Wohnung fanden.

Acht Monate später hatte ich Glück auf der Arbeit und bekam die Gelegenheit, mich zu bewähren. Die Dampfmaschinen, mit denen in der Fabrik fast alles betrieben wurden, fielen aus, und die Zukunft von Winterbottom war in Gefahr. Der Werksleiter, zur damaligen Zeit ein allmächtiger Mann, forderte Servicetechniker aus Bolton an, aber bis sie erschienen, konnten Tage, wenn nicht Wochen vergehen.

Ich erklärte, ich könne die Maschinen reparieren. Ich war beliebt, galt aber als ein wenig sonderbar. Das traf es ziemlich gut, denn ich war längst noch nicht wieder ich selbst. Der Werksleiter erklärte, meine Behauptung, eine solch komplizierte Maschine reparieren zu können, sei absurd. Er konnte nicht wissen, dass ich vor dem Krieg Sir Oliver Lyle bei dessen Experimenten zur Verbesserung des Wirkungsgrades von Dampfmaschinen assistiert hatte, als ich bei der Zuckerfirma Tate and Lyle arbeitete. Den einen oder anderen Trick hatte ich damals aufgeschnappt.

Ich hatte also guten Grund, alles auf eine Karte zu setzen, aber es war ein Glücksspiel. Die Geschäftsleitung wusste, dass ich mit Werkzeug gut umgehen konnte, und am Ende sagte man sich, dass man nichts zu verlieren habe. Mir war klar, dass ich mir eine gewaltige Aufgabe aufgelastet hatte. Ich musste eine Kurbelwelle von fünfzig Tonnen Gewicht hydraulisch anheben, die Lager ausbauen, sie grob neu formen

und auf einer Drehbank fertigstellen. Dann baute ich sie wieder ein und schliff sie glatt. Nach sechsunddreissig Stunden Arbeit ohne Unterbrechung oder gar Schlaf hatte ich die Maschine wieder in Gang gebracht. Man bejubelte mich, und mir fiel ein Stein vom Herzen.

Ich hatte der Firma Zehntausende Pfund erspart. Mein Erfolg wurde von der Hauptgeschäftsstelle registriert, und man bot mir eine Beförderung und einen neuen Job bei einer Firma an, die der gleichen Dachgesellschaft gehörte.

Die Firma hiess UMP. Ich sollte die Stelle des Chefindingenieurs anstreben. Das Blatt hatte sich für mich gewendet. Endlich konnte ich mein Können ausspielen. Es entschädigte mich dafür, dass ich wegen des Krieges meine Ausbildung abgebrochen hatte. Die erfolgreichen Nachkriegsjahre hatten begonnen.

Zuhause war ich weniger glücklich. Irenes Lebhaftigkeit hätte mir vielleicht vor dem Krieg gefallen, aber ich bemerkte rasch, dass ich mich verändert hatte. Wir passten nicht gut zusammen. Tagsüber arbeitete ich und hatte Erfolg, doch in den Nächten litt ich noch immer entsetzlich. In diesen schwierigen Jahren senkten sich die Alpträume, die in den Stunden der Dunkelheit über mir geschwebt hatten, wie eine dichte, giftige Wolke auf mich herab.

Ich konnte weder mit Irene noch mit sonst jemandem darüber sprechen. Sie konnte es nie verstehen; damals verstand es keiner. Sobald mein Kopf das Kissen berührte, kehrten die Gespenster zurück. Bald fürchtete ich mich vor dem Schlaf. Der Junge, der totgeschlagen wurde, als er strammstand, war nicht der Einzige, der mich heimsuchte. Ich sah die Gesichter anderer geschundener jüdischer Häftlinge – Bilder ohne jeden Zusammenhang, die mir drohend vor Augen standen und zerschmolzen. In den Nächten stieg ich unzählige Male zum Wachbewusstsein empor wie ein Taucher, der aus einer Unterwasserhöhle an

die Oberfläche kommt, verwirrt und verzweifelt nach Atem ringend. Jedes Mal raste mein Herz, und ich war in Schweiss gebadet.

Es gab keine Stelle, an die man sich um Hilfe hätte wenden können. Damals hätte ich ohnehin nicht zugegeben, dass ich Hilfe brauchte. Das tat keiner von uns. Meine arme Frau konnte es nicht begreifen. Niemand hatte sie oder mich auf so etwas vorbereitet, und ich mutete ihr viel zu.

Die Erinnerung an Les' Tod verfolgte mich nie, auch nicht das andere Sterben, das ich gesehen hatte. Ich träumte nicht von dem Italiener, den ich in der Wüste mit dem Messer getötet hatte, auch wenn das Gefühl stets bei mir war. Ich träumte immer nur von den jüdischen KZ-Häftlingen. Diese Erinnerungen überlagerten alles.

Noch schlimmer – ich träumte von den Stunden in Auschwitz III. Die widerlichen Gerüche füllten das Schlafzimmer. Ich hörte das unablässige Stimmengemurmel in der Nacht und spürte unter mir wieder die harte Pritsche. Ich hielt mich versteckt an diesem finsternen, entsetzlichen Ort, von dem es kein Entkommen gab. Ich wusste, dass der kleinste Laut mich verraten würde. Ich konnte mich nicht bewegen, konnte kaum atmen, musste mucksmäuschenstill sein. Mein Leben hing davon ab.

Ich hatte diesen Traum schon vorher gehabt, aber diesmal war er noch furchteinflössender. Meine Entdeckung stand unmittelbar bevor, und nur Stille, absolute Stille, konnte die Katastrophe verhindern. Als der Traum seinen schrecklichen Höhepunkt erreichte, murmelte Irene, in eigenen Träumen versunken, irgendetwas im Schlaf.

Ich musste für Stille sorgen, sonst wurde ich erwischt und getötet. Noch im Schlaf warf ich mich auf sie, um sie zum Schweigen zu bringen. Sekunden verstrichen, ehe ich aufwachte und begriff, was ich tat: Ich hatte meine Hände an ihrer Kehle. Ich setzte mich auf die Bettkante, keuchend und verschwitzt. Ich wusste, dass ich Irene verletzt hatte. Sie

konnte kaum sprechen und hatte tagelang rote Würgemaie am Hals. Es war ein fürchtbarer Augenblick. Ich war ganz unten angekommen.

Es musste etwas geschehen. Am nächsten Tag ging ich zum Arzt und zur Polizeiwache und schilderte, was ich getan hatte. Mir blieb keine Wahl. Ich war zutiefst erschüttert. Seit ich in London das Gedächtnis verloren hatte, wusste ich, dass ich ein wandelndes Pulverfass war, und damals war ich auch zur Polizei gegangen. Nur war es diesmal viel, viel schlimmer.

Ich hielt mich für gemeingefährlich und wäre nicht traurig gewesen, wenn sie mich eingesperrt hätten. Ich wünschte mir beinahe, dass sie mich hinter Gitter brachten. Es hätte verhindert, dass noch Schlimmeres geschah. Sie hörten mir zu, aber sie nahmen mich keine Sekunde lang ernst.

Auch der Arzt war keine Hilfe. Er gab mir ein paar Tabletten und schickte mich weg. Ich weiss nicht, was für ein Medikament es war. Lange bevor jemand von Posttraumatischer Belastungsstörung sprach, hielt diese Krankheit mich in ihren Klauen. Ich fühlte mich ganz allein. Ich ahnte nicht, dass unzählige andere genauso litten wie ich. Ich hatte nie zugelassen, ein Opfer zu werden. Dass ich nun ein Opfer meines eigenen Geistes war, traf mich hart.

Ich wusste, dass ich den Schmerz und die Verzweiflung irgendwie umleiten musste. Ich musste mich selbst heilen. Willenskraft hatte mich durch den Krieg gebracht, durch die Lager und durch den langen Marsch Richtung Heimat. Ich hatte mir immer wieder gesagt, dass man meinen Geist nicht gefangen nehmen könne, aber jetzt hielt mein Geist mich in Gefangenschaft, und ich wurde von ihm vernichtet. Ich musste die Kontrolle zurückerlangen.

Ich begann mit Judo, weil dieser Sport mich anzog. Er war eine Brücke zwischen den kämpferischen Traditionen, mit denen ich aufgewachsen war, dem Boxen und dem Leben beim Militär. Beim Boxen waren Taktik und Beweglichkeit wichtig gewesen, doch jetzt lernte ich,

die Kraft und die Wut eines Gegners gegen ihn selbst zu richten. Ich brauchte mich nicht zu ducken und zu schlagen, ich musste nur den Drehpunkt finden, und der Gegner stürzte. Ich trainierte, bis ich den Schwarzen Gürtel hatte. Die Philosophie, die hinter dem Judo steht, faszinierte mich ebenfalls. Mir gefiel die Vorstellung, die Schmerzschwelle zu überwinden. Der Geist ist etwas Wunderbares. Er hatte es mir möglich gemacht, die Dinge zu tun, die ich getan hatte. Aber konnte ich mich auch selbst heilen?

Ich hätte gern den Buddhismus studiert und mich mit fernöstlichen Religionen befasst, aber damals tat man so etwas nicht. Meine Arbeit nahm mich zu sehr in Anspruch, und wahrscheinlich wäre es ohnehin nicht mein Ding gewesen. Die Reise zur Wiederherstellung meiner Gesundheit dauerte Jahre, sogar Jahrzehnte. Auf jeden Fall war es keine Gesprächstherapie, für die ich mich entschied, eher das Gegenteil. Ich zog mich noch weiter zurück in mein Schweigen über den Krieg und alles, was ich getan und gesehen hatte. Es war Vergangenheit, vergessen und begraben, und hatte keinen Platz in meinem Leben. Ich musste nach vorn blicken.

Berichte unserer Erlebnisse als Kriegsgefangene fanden in der Öffentlichkeit keinen Anklang. Die Leute wollten von waghalsigen Fluchtversuchen hören, nicht von Zwangsarbeit. Deshalb standen bei den Spielfilmen über Gefangenenlager jedes Mal die Offiziere im Mittelpunkt, die von den Nazis nicht zur Arbeit gezwungen worden waren. Die Erlebnisse der einfachen Kriegsgefangenen wurden begraben und vergessen. Die Leute wollten Kriegshelden und siegreiche Schlachten, keine Niederlagen oder schimpfliche Gefangennahme. Sie wollten Augenblicke des Ruhms, keine langatmigen Geschichten über das Erdulden von Höllequalen. Wir hatten unsere Rolle gespielt. Danach, jedenfalls in den ersten Nachkriegsjahren, wurden wir nicht mehr beachtet.

Allmählich bekam ich die schlimmsten Albträume unter Kontrolle. Ich konnte sie nicht besiegen, aber wenigstens besiegten sie mich nicht mehr. Schon immer hatte ich schnelle Autos gemocht, und nun verlegte ich mich bei meiner Suche nach dem Adrenalinstoss, der einem zeigt, dass man noch lebt, auf den Autorennsport. Ich trat einem Club bei, der sich auf der Rennstrecke von Oulton Park traf, und wir fuhren mit unseren aufgemozten Jaguars regelmässig Rennen. Ich spürte wieder das Leben. Ich bin immer schnell gefahren, auch auf normalen Strassen und bei jedem Wetter, wie ich gestehen muss. Das normale Leben erschien mir behäbig, alltäglich. Ich brauchte einen Kick. Er half mir, die Erinnerungen zu überwinden.

Die Jahre vergingen, und als meine beruflich bedingten Auslandsreisen häufiger wurden, zog es mich nach Spanien. Viermal rannte ich während der Sanfermines mit den Stieren durch die Strassen von Pamplona. Ich gab mich ganz dem Geist dieses Festes hin und zog mir ein weisses Hemd und eine weisse Hose an, dazu das traditionelle rote Halstuch und die rote Schärpe. Ich bin schon immer ein schrecklicher Angeber gewesen, aber es war ein grossartiger Nervenkitzel. Ich habe auch im Roten Meer getaucht, lange bevor es in Mode kam.

Nicht alles, was ich tat, war so riskant. Ich fing wieder zu reiten an, kaufte mir vier Pferde und nahm regelmässig an Military-Wettbewerben teil, meisterte Dressurreiten, Springreiten und Cross-Country. Ich nahm sogar an mehreren Reitsafaris in Afrika teil. Ich hatte nach dem Krieg ein gutes Leben. Ich hätte nicht mehr hineinpressen können. Während dieser Jahre kam ich kein einziges Mal auf den Gedanken, ich könnte mich vor etwas verstecken. Ich glaubte, ich hätte Auschwitz überwunden und begraben, hätte es endlich hinter mir gelassen.

Aber in Wirklichkeit war es die ganze Zeit bei mir.

Ich konnte nie mit dem Rücken zu einer Tür sitzen; das kann ich heute noch nicht. Ich bin immer hellwach und sprungbereit. Ich hasse

es zu frieren oder Essen zu verschwenden. Das rührt von jenen Jahren her. Die Albträume waren nicht mehr so extrem und suchten mich nicht mehr regelmässig heim, aber ganz verschwunden waren sie nicht.

Nach aussen hin lief alles gut. Ich hatte ein geräumiges Haus in Bramhall, Cheshire, mit einem grossen Garten und tausend Rosen auf den Blumenbeeten, aber zu Hause war ich nie richtig glücklich. Irene und ich hatten nur wenige gemeinsame Interessen. Ich schätzte sie, aber wir passten nicht zusammen. Wir schufen uns getrennte Freundeskreise und entfremdeten uns immer mehr, und schliesslich liessen wir uns scheiden.

Mein Vater starb 1960. Sein ganzer Stolz war eine riesige Bibliothek schöner ledergebundener Bücher zu jedem erdenklichen Thema, die er im Laufe der Jahrzehnte gesammelt hatte. Ich konnte sie nicht mit nach Manchester nehmen; damals war das eine ernsthafte Reise, und ich hatte sowieso keinen Platz für die vielen Bücher. Ungefähr eine Woche später kamen zwei Cockney sprechende Händler zu dem Haus in Essex. Sie wollten ein Angebot für den Hausrat machen.

Sie schnüffelten herum, bspöttelten seine Büchersammlung und machten ein lächerliches Angebot dafür. Da reichte es mir. Ich warf die Kerle hinaus. In gebührendem Abstand vom Haus häufte ich die Bücher im Garten auf und verbrannte sie zusammen mit seinem erlesenen Mahagonischreibtisch. Die Bücher gehörten meinem Vater, und sie gehörten hierher, wo sie immer gewesen waren. Niemand anders sollte sie haben. Das Feuer brannte drei Tage und drei Nächte lang. Im letzten Moment zog ich einen einzelnen Band aus den Flammen und warf ihn in den Kofferraum meines Wagens. Dann fuhr ich nach Hause.

Ungefähr zu der Zeit brach jemand bei uns ein. Viele Wertsachen wurden gestohlen. Tischuhren, Armbanduhren und Silbergeschirr, aber auch der alte Lederkoffer mit meinen Aufzeichnungen über Auschwitz. An sie hatte ich jahrelang nicht gedacht und sie nie wieder durchgelesen, nachdem ich sie geschrieben hatte. Der Koffer war schwer und stets abgeschlossen, sodass er wichtig aussah, doch sein Inhalt hatte für niemanden ausser mir einen Wert. Damals war ich zu entsetzt über den Verlust der teuren Stücke, als dass ich an den abgewetzten Koffer und meine handschriftlichen Aufzeichnungen gedacht hätte.

Als Cheffingenieur hatte ich in der Firma grossen Einfluss, und als sie 1961 verkauft wurde, wollten die neuen Bosse bei Venesta mich loswerden. Ich lehnte ein Angebot in London ab und wurde stattdessen Firmeningenieur bei der Cheshire Sterilised Milk Company. Ich holte die verlorenen Jahre nach. Ich hatte eine andere Möglichkeit gefunden, die Zügel in der Hand zu halten, egal, was in meinem Inneren vorging.

Alles änderte sich, als ich Audrey kennenlernte. Plötzlich wusste ich, was mir immer gefehlt hatte. Sie schloss eine Lücke in meinem Leben und hat sie danach stets ausgefüllt gehalten. Ich hatte das Gefühl, dass ich bei der Arbeit Verantwortung übernahm, Entscheidungen traf, alles vorantrieb und mehr oder weniger bestimmte, wo es langging. Wenn ich mir Bilder aus dieser Zeit anschau, sehe ich einen selbstbewusst wirkenden Mann mittleren Alters mit allen äusseren Zeichen des Erfolgs, den schnellen Autos, dem grossen Haus, den grossen Hunden, den Pferden.

Audrey schildert mich als ganz anderen Menschen. Sie sagte, ich wirkte verloren, als wäre ich ständig auf der Suche nach irgendetwas. Sie entdeckte eine Traurigkeit in mir, die ich mir gegenüber nie eingestanden hatte und von der ich hoffte, dass niemand sonst sie bemerkte. Nach ihrer Erinnerung hatte ich ein schmales Gesicht, und mein Blick war immer auf den Boden gerichtet. Sie wusste, dass mit mir etwas

nicht stimmte. Sie hatte recht, wie sie fast immer recht hat. Ich war nicht normal. Sie ahnte, dass es mit Auschwitz zu tun haben könnte, aber mehr auch nicht. Ich war überrascht, dass sie überhaupt so viel wusste. Audrey hat mir geholfen, geistig gesund zu werden. Seitdem ist sie stets mein Rettungsfloss gewesen.

Noch etwas anderes erinnerte mich an die Kriegsjahre. Mein rechtes Auge wurde immer schlimmer. Ich hatte damit Schwierigkeiten gehabt, seit ich ins Gesicht geschlagen worden war, nachdem ich den SS-Mann herausgefordert hatte. Mein Sehfeld verzerrte sich ohne Vorwarnung, und grosse Gegenstände falteten sich vor meinen Augen zu nichts zusammen, oder es gab plötzlich zwei davon, was noch schlimmer war. Ich musste Cricket und Tennis aufgeben, weil ich nicht mehr einschätzen konnte, wo der Ball war. Vor allem aber konnte ich bei Besprechungen die Blaupausen nicht mehr erkennen. Es wurde ernst. Ich musste etwas unternehmen.

Audrey und ich waren zu der Zeit noch nicht endgültig zusammen, aber ich weiss noch, dass es an einem Samstag war. Wir hatten uns verabredet, zusammen einkaufen zu gehen, sobald ich im Krankenhaus bei einem Augenspezialisten gewesen war. Aus der Einkaufstour wurde nichts mehr.

Der Professor machte eine Reihe von Untersuchungen, leuchtete mir mit einem grellen Licht ins Auge und besah es sich mit verschiedenen optischen Geräten. Als er fertig war, verkündete er sein Urteil. Es fiel nicht gut aus.

Das verletzte Auge hatte Krebs entwickelt und bedrohte mehr als nur mein Augenlicht. Wenn ich nicht binnen achtundvierzig Stunden operiert wurde, konnte sich der Krebs in mein Gehirn ausbreiten, und das wäre mein Tod. Um eins rief ich Audrey an, um ihr die schlechte Neuigkeit zu eröffnen: Ich kam nicht aus dem Krankenhaus heraus. Stattdessen bereitete man mich auf eine Operation am Montagmorgen vor.

Mein Auge musste entfernt und durch ein Glasauge ersetzt werden. Als ich den ersten Schock überwunden hatte, fragte der Professor, ob ich bereit sei, an einem Experiment teilzunehmen, das dem besseren medizinischen Verständnis der Funktionsweise des Auges und seiner angeschlossenen Nerven diene. Er sagte, er habe einen Kollegen aus Schweden gebeten, herzufliegen und an der Operation teilzunehmen. Sie wollten mir die Nerven am Auge unter örtlicher Betäubung statt unter Vollnarkose durchtrennen. Ich sollte ihnen sagen, was ich dabei erlebte.

Der Tag der Operation kam. Ich schloss mein gesundes Auge und blickte mit dem kranken rechten Auge ein letztes Mal auf die Uhr. Wir hatten genau elf Uhr morgens, als man mich bei vollem Bewusstsein, aber ein wenig benebelt in den Operationssaal rollte.

Ich wurde auf einen OP-Tisch gelegt, der von grellen Lampen beschienen wurde, und das Experiment begann. Ich erinnere mich nicht an schlimme Schmerzen, aber ich weiss noch, dass der Professor immer tiefer mit seiner feinen Klinge in mein Auge eindrang und mir dabei Fragen stellte. «Ändert sich etwas, wenn ich das tue?», erkundigte er sich.

«Nein, kein Unterschied», sagte ich.

Er stocherte noch ein bisschen mehr. «Was ist jetzt?», fragte er, machte wieder eine leichte Handbewegung, so vorsichtig wie ein Uhrmacher, und mein rechtes Auge sah nichts mehr. Es war, als hätte jemand eine schwere Münze daraufgelegt. Das Augenlicht auf meiner rechten Seite war verschwunden, und ich gab einen gestelzten Kommentar dazu ab. Danach erinnere ich mich an nicht mehr viel; vermutlich wurde ich unter Vollnarkose gesetzt, damit sie das Auge ganz herausnehmen konnten.

Als ich aufwachte, war ich erleichtert, dass ich auf dem linken Auge noch sehen konnte. Ich hatte so viel durchgemacht, dass ich mich nicht

erinnere, mich deshalb besonders krank gefühlt zu haben, aber Audrey war schrecklich aufgeregt.

Als Dankeschön für die Unterstützung bei der Forschung sollte ich von einem anderen Versuchsergebnis profitieren. Ich sollte eines der ersten beweglichen Glasaugen erhalten. Die Muskeln würden an einer Scheibe in der Augenhöhle befestigt werden, die wiederum das falsche Auge halten würde, sodass eine begrenzte Bewegung möglich wurde.

Damals klang es wunderbar futuristisch. Was folgte, war alles andere als das. Man füllte meine Augenhöhle mit Plastilin, um einen Abdruck für eine Form zu bekommen, und gab mir ein provisorisches Glasauge, das nicht passte. Kurz darauf schickte man mich in ein kleines Künstlerstudio. Eine junge Frau kam, und wir tauschten ein paar Höflichkeiten aus. Dann musste ich mich hinsetzen, als würde sie ein Porträt von mir malen. Sie blickte mich lange und eingehend an. Dann holte sie ein blankes Glasauge, ein paar kleine Farbtöpfchen und winzige Pinsel hervor. Wie eine Malerin, die an einer Miniatur arbeitet, mischte sie die Farben, um jeden Farbton und jeden Fleck einzufangen. Sie machte einen grossartigen Job, und das Auge passte besser als viele, die später mit technisch fortschrittlicheren Methoden hergestellt wurden.

Die meisten Leute ahnen nicht, dass ich ein Glasauge habe, bis ich mit dem Teelöffel dagegenklopfe. Ich nehme es noch immer gelegentlich heraus und bin dafür bekannt, es mitsamt meinem Hörgerät auf dem Toilettentisch liegen zu lassen. Audrey sagt, dort lägen an manchen Abenden so viele Teile von mir, dass sie besser neben diesen Teilen schlafen sollte als im Ehebett. Meist schleudert sie dann noch ein imaginäres Holzbein in die Richtung.

Juni 1966 bekam ich einen Brief mit einem Scheck als Entschädigung für die «Verfolgung durch die Nazis», wie es in dem Anschreiben hiess. Der Scheck belief sich auf die gewaltige Summe von £ 204.- und

war vom Paymaster General unterzeichnet. Ich war beleidigt und empört. Aber wir Veteranen waren immer schon der Überzeugung gewesen, dass der Staat uns nicht anständig behandelte, und das hier war nur eine weitere Bestätigung.

Es dauerte noch lange, bis das gute Leben zu Ende ging, doch als es so weit war, geschah es abrupt. Ich hatte ein umwälzendes neues Strangpressverfahren entwickelt, mit dem man Zahnpastatuben und Lebensmittelbehälter aus Aluminium viel effizienter herstellen konnte. Ich machte mich damit selbstständig und investierte mein ganzes Geld in mein Geschäft. Die Herausforderung faszinierte mich, aber ich achtete zu wenig auf das Kleingedruckte in den Verträgen. Ich verlor beinahe alles, was ich besass. Fast zur gleichen Zeit machte mein Aktienpaket eine Bauchlandung, und die guten Zeiten waren vorbei. Mit Geld hatte ich noch nie umgehen können.

Dennoch hatte ich noch ein grosses Projekt im Auge. Associated Dairies, der zum Einzelhandelsriesen ASDA wurde, bat mich, bei Newcastle eine Fabrik zu bauen, die sterilisierte, haltbare Milch herstellen und abfüllen sollte. Ich willigte ein. Ich kaufte das Land und verhandelte mit den Behörden. Dann plante und baute ich die erste vollautomatische Fabrik ihrer Art im Land. Sie wurde von Prince Charles eröffnet und bildete den würdigen Abschluss eines Berufslebens, auf das ich stolz bin.

Ehe ich in den Ruhestand ging, hatte ich mein Leben einer Neubewertung unterzogen. Audrey und ich wollten niemandem Geld schuldig sein; deshalb verkauften wir und verliessen Cheshire. Wir erwarben ein kleineres, von Feldern umgebenes Haus am Rand des Dorfes Bradwell in Derbyshire. Alte Trockenmauern ziehen sich die grünen Hügel hinauf und teilen die Täler. Sie schliessen die gewundene kleine Strasse ein, die hinter dem Haus entlangfuhr, sich an einer dunklen Höhle vor-

beiwindet und schliesslich in die Landstrasse ausserhalb des Dorfes mündet. Dort durchleben wir die Jahreszeiten mehr, als dass wir sie beobachten. Es ist dort üppig und karg zugleich. Es ist die beste und schönste Heimat, die ich je hatte.

19. Kapitel

Mein Schweigen hielt an. Audrey kannte keine Einzelheiten über die Zeit, die ich in E715 verbracht hatte. Sie wusste nichts von den Vorstössen nach Auschwitz-Monowitz oder von Ernst. Wenn sie mich danach fragte, weigerte ich mich, darüber zu reden. Das alles gehörte nicht in unser Nachkriegsleben. Es blieb weggeschlossen.

In meiner Umgebung war niemand, der es wirklich wissen wollte, und es gab nur wenige Gelegenheiten, darüber zu reden. Wenn ich gefragt wurde, konnte ich nicht antworten. Ich hatte nicht am eigenen Leib erdulden müssen, was ein echter Überlebender des Holocaust hinter sich bringen musste. Ich war Zeuge einiger der grössten Verbrechen der Menschheitsgeschichte geworden, aber sie waren nicht an mir verübt worden. Was konnte jemand von uns Nichtjuden also schon erzählen? Wo passten wir hinein?

Mittlerweile war Ernst nur eines unter vielen ausgezehrten Gesichtern vor meinem inneren Auge, Männer, an deren Tod sich vielleicht niemand mehr erinnerte. Doch etwas regte sich. Nicht in meinem Innern, noch nicht, aber ausserhalb. Die Öffentlichkeit wusste mittlerweile vom Holocaust, von den Gaskammern und Krematorien. Die schrecklichen Bilder aus den Konzentrationslagern waren schon Jahre zuvor in Dokumentarsendungen gezeigt worden. Die Zuschauer hatten sich an die Bilder gewöhnt und sahen die Opfer schon nicht mehr als Individuen, als Menschen.

Jetzt aber war es anders geworden. Die Aufmerksamkeit verlagerte sich von den Gaskammern zu den Zwangsarbeitsprogrammen der Na-

zis. Die Opfer, die ich gesehen hatte, waren weniger als Sklaven gewesen. Während ein Sklave für seinen Eigentümer einen gewissen Wert besass, war die Arbeit, die KZ-Häftlinge an Orten wie den Buna-Werken der IG Farben hatten verrichten müssen, vor allem eine Mordmethode gewesen. Radio- und Fernsehberichte, die sich mit ihren Erlebnissen beschäftigten, wurden häufiger.

Im September 1999 las ich in der *Times* einen Artikel über einen jüdischen Überlebenden der Auschwitzer Buna-Werke namens Rudy Kennedy, der ursprünglich Karmeinsky geheissen hatte. Er war mehrmals im Radio und im Fernsehen gewesen und führte einen Feldzug für die Entschädigung der Opfer in den Zwangsarbeitslagern der Nazis. So eigenartig es war, der Gedanke, dass ich ihn vielleicht kannte und dass wir womöglich auf der IG-Farben-Baustelle Seite an Seite gearbeitet hatten, liess mich nicht mehr los. Ich versuchte ihn über die Zeitung zu kontaktieren, aber nichts geschah.

Einige Überlebende machten mittlerweile ihrem Zorn Luft wie nie zuvor. Allmählich zeigte es Wirkung. Im August 2000 richteten die deutsche Regierung und die Stiftungsinitiative der deutschen Wirtschaft nach jahrelangem Streit die Stiftung «Erinnerung, Verantwortung und Zukunft» mit zehn Milliarden D-Mark ein, um die Zivil- und Zwangsarbeiter sowie andere Naziopfer zu entschädigen.

Man forderte uns auf, Entschädigung zu beantragen, und ich reichte das Formular fristgerecht bei der Internationalen Organisation für Migration (IOM) ein, eine der Einrichtungen, die das Geld verwalteten. Dort brauchte man fast zwei Jahre, um meinen Anspruch und den aller anderen alliierten Kriegsgefangenen aus E715 zurückzuweisen. Dass ich kein Geld bekommen sollte, störte mich nicht, aber dass man mir die Anerkennung des Geschehenen verweigerte, ärgerte mich masslos. Wieder wurde unter den Tisch gekehrt, was wir erlebt hatten. Ich reichte

leidenschaftlichen Einspruch ein und ermutigte die anderen, das Gleiche zu tun.

Nun begann für mich eine Phase intensiver Aktivität. Ich bombardierte Parlamentsabgeordnete, das Verteidigungsministerium und sogar den damaligen Premierminister Tony Blair mit wütenden Briefen. Ich war fest entschlossen, die Tatsache ins öffentliche Bewusstsein zu rücken, dass auch alliierte Kriegsgefangene zur Arbeit gezwungen worden waren, manchmal unter schrecklichen Bedingungen. Wir hatten den Krieg nicht ausgesessen und auf unsere Befreiung gewartet. Auch wir waren Zwangsarbeiter gewesen.

Mein besonderes Ziel war, dass die britische Regierung E715 zur Kenntnis nahm, ein Lager, so nahe bei Auschwitz, dass man uns gemeinsam mit den KZ-Häftlingen zur Arbeit zwang. Ich war der Meinung, dass uns zumindest eine Zahlung in ähnlicher Höhe zustand, wie sie den Fernostgefangenen zugesprochen worden war, die in japanischer Gefangenschaft gelitten hatten.

Einige Zeit später traf ein Scheck von der IOM über ungefähr fünftausend Pfund ein. Ich war erfreut, dass mein Antrag genehmigt worden war, aber viele von den Jungs hatte man erneut abgewiesen. Das erschien mir nicht richtig.

Zum ersten Mal seit 1945 befasste ich mich eingehend mit dem Krieg, aber ich hatte mich noch immer nicht mit meinen eigenen Erinnerungen an die Geschehnisse beschäftigt. Das Imperial War Museum bat mich um ein Gespräch und schickte eine Interviewerin. Ich weiss nicht, wie sie es geschafft hat, aber sie leistete ausgezeichnete Arbeit: Irgendwie brachte sie mich zum Reden. Leicht kann es nicht gewesen sein. Ich rasselte alles schnell herunter. Zum ersten Mal versuchte ich, mich wirklich und wahrhaftig an alles zu erinnern. Über manche Dinge hatte ich noch nie gesprochen, und gewiss habe ich das eine oder andere durcheinandergebracht, aber ich hatte den ersten Schritt getan: Ich redete über meine Erlebnisse. Als die Interviewerin fort war, begriff ich,

dass sie nicht einmal die Hälfte von dem gehört hatte, was ich wusste. Ich hatte kaum an der Oberfläche gekratzt.

Eines Tages stand ein Fremder vor meiner Tür. Es war ein schöner Tag, was bei uns in Derbyshire bedeutet, dass es nicht regnete, und ich töpferte hinter dem Haus. Als es klingelte, ging ich zur Tür und öffnete. Vor mir stand ein Mann, der sich als Offizier vorstellte, obwohl er Zivilkleidung trug. Ich bat ihn herein, und er nahm auf dem Sofa Platz. Er sagte, er arbeite für die Veteranenorganisation Combat Stress. Dann stiess er eine Tasse Tee um, die Audrey ihm gemacht hatte, und alles lief über den neuen Teppich. Nachdem ich ihn in seiner Untröstlichkeit beruhigt hatte, legte er mir dar, dass seine Organisation ehemaligen Soldaten helfe, mit Kriegstraumata fertig zu werden. Er wollte wissen, ob ich irgendwelche Unterstützung bräuchte. Meine Antwort fiel knapp aus: «Da kommen Sie sechzig Jahre zu spät, mein Freund.»

Ich blickte auf den Dienstgrad auf seiner Visitenkarte und verpasste ihm noch eine Zigarre. Soviel ich sehen könne, erklärte ich, habe er nie in einem Krieg gekämpft – was könne er also schon darüber wissen? Ich war sehr direkt. Ich hoffe, ich war nicht allzu schroff. Wir Soldaten hatten bei der Demobilisierung einen billigen Anzug bekommen und nicht mal ein Dankeschön. Jahrelang hatte ich Albträume und Seelenqualen ganz allein durchstehen müssen, und auf einmal, als ich schon über achtzig war, bot jemand mir Hilfe an! Die meisten meiner Kameraden waren längst tot.

Nach dem Krieg hatten sich weder Regierung noch Militär für uns interessiert. Entweder lasen die Familien die Scherben auf, oder eben nicht. Ich konnte die Albträume nicht vollständig loswerden, aber wenigstens beherrschten sie mich nicht mehr. Der Mann von Combat Stress vertrat weder Regierung noch Militär; er versuchte nur zu helfen,

der arme Kerl. Hinterher tat es mir leid, dass er meinen ganzen Zorn abbekommen hatte. Diese Leute leisten hervorragende Arbeit.

Die Dinge änderten sich erst, als ich 2003 als Live-Gast in eine Radioshow des Lokalsenders gebeten wurde, in der es um die Pensionen von Soldaten ging. Ich sass im Studio und wurde eingewiesen, über den War Pensions Welfare Service zu sprechen. Das Zeichen «Auf Sendung» leuchtete auf. Wir waren live. Ausser mir gab es noch zwei andere Gäste. Mein Mikrofon war eingeschaltet, und ich wusste, was ich sagen wollte. Dann aber stellte der Moderator mir eine völlig unerwartete Frage: Er erkundigte sich nach meinem Kriegsdienst.

Ich erzählte alles schön der Reihe nach. Zum ersten Mal sprach ich auf sehr persönliche Weise über den Krieg. Anfangs ging es schleppend, und immer wieder schlichen sich eigentümliche deutsche Begriffe in meine Geschichte ein, als mehr und mehr Erinnerungen kamen. An einer Stelle musste der Moderator mich bitten, eine deutsche Redewendung zu übersetzen, die ich benutzt hatte, damit das Publikum mir folgen konnte.

Bald strömten die Worte in der Flut der Erinnerungen nur so aus mir hervor. Ich würde mich nie wieder zum Schweigen bringen lassen. Ich erzählte vieles von der Geschichte, wie ich sie hier niedergelegt habe – bis ich zur Beschreibung von Auschwitz kam und der täglichen Arbeit an der Seite der jüdischen KZ-Häftlinge. Das war etwas anderes. Mir versagte die Stimme. Ich wurde von Gefühlen überwältigt und konnte nicht mehr weiterreden. Langes Schweigen folgte. Ich war wieder in der Vergangenheit und kämpfte um Worte. Dann riss ich mich zusammen, fuhr mit einem Teil meiner Geschichte fort, die mich nicht so sehr anrührte, und verschaffte mir dadurch Gelegenheit, meine Emotionen in den Griff zu bekommen. Doch als ich von dem fürchterlichen Gestank erzählte, der aus den Schornsteinen der Krematorien quoll, schmeckte ich ihn auf der Zunge, während ich sprach. Erneut geriet ich ins Stocken.

Die Studiogäste schwiegen, und der Moderator brauchte kaum Fragen zu stellen. Ich berichtete, wie ich mich daran gewöhnt hatte, jeden Tag mit anzusehen, wie Männer mit Stiefeltritten ermordet wurden.

Bei diesem Interview hatte sich wirklich etwas in mir gelöst. Ich konnte über meine Erlebnisse reden wie nie zuvor, und das war etwas ganz Neues für mich. Die Sendung führte zu weiteren Interviews. Ständig kehrten nun alte Erinnerungen zurück; sie liessen sich nicht mehr festhalten. Und nachdem ich sie erst einmal losgelassen hatte, konnte ich nicht mehr darüber schweigen.

Ich schrieb an Les Allen, den ehrenamtlichen Vorsitzenden der National Ex-Prisoners of War Association, des Verbandes ehemaliger Kriegsgefangener, und setzte ihn ins Bild. Kurz darauf schickte Les einen BBC-Reporter zu mir, Rob Broomby. Er recherchierte für einen Bericht über britische Kriegsgefangene, die in der Nähe von Auschwitz festgehalten worden waren, und hatte bereits an zahlreichen Berichten über jüdische Zwangsarbeiter und die Rolle der deutschen Unternehmen mitgewirkt. Erst kürzlich war er aus Berlin zurückgekehrt, wo er als BBC-Korrespondent tätig gewesen war. Mir gefiel Robs Vorgehensweise. Er stand mit beiden Beinen auf der Erde und benahm sich respektvoll. Er hatte Verständnis.

Rob sollte in mehr als einer Hinsicht Teil dieser Geschichte werden. Er setzte sich für die Entschädigung britischer Kriegsgefangener ein, die zur Arbeit für Nazideutschland gezwungen worden waren. Ich erzählte ihm von dem jüdischen Häftling namens Ernst mit der Schwester in England, dem ich zu helfen versucht hatte, indem ich Zigaretten ins KZ schmuggelte. Ich berichtete Rob, wie ich mit Hans den Platz getauscht hatte, und schilderte ihm meine Nächte in Auschwitz III.

Ich war nicht allzu überrascht, als ich erfuhr, dass in der Sendung die Geschichte vom Austausch nicht das Richtige gewesen war. Später hörte ich, dass Rob versucht hatte, mit diesem Teil des Interviews etwas

anderes zu machen, was letztendlich aber nicht funktionierte. Deshalb hatte er diesen Teil ganz weggelassen.

Ein paar Jahre vergingen, ehe Rob, der nun mit einem BBC-Produzenten namens Patrick Howse zusammenarbeitete, wieder Kontakt mit mir aufnahm. Es war Herbst 2009. Sie wollten ein Interview über meine Geschichte für Radio und Fernsehen aufzeichnen. Diesmal sollte der Schwerpunkt auf dem Rollentausch in Auschwitz liegen und meinem Versuch, Ernst zu helfen.

In den darauffolgenden Wochen rief Rob immer wieder an und stellte jedes Mal neue Fragen. Er hatte die verrückte Idee, er könne Ernsts Schwester Susanne vielleicht finden. Wenn sie noch lebte, sagte er, könnten wir womöglich erfahren, wie Ernst gestorben war. Ich hatte seit 1945 nicht mehr mit Susanne gesprochen und wusste nicht, welchen Weg ihr Leben seitdem genommen hatte. Wenn sie tatsächlich noch lebte, war sie ziemlich in die Jahre gekommen, so wie wir anderen.

Ich nahm mein kleines braunes ledernes Adressbuch von 1945 zur Hand und suchte heraus, was ich konnte. Es war alt und die Schrift verblasst, aber noch deutlich lesbar. Ich hatte ihren Namen als Susanne Cottrell notiert, Tixall Road Nummer 7 in Birmingham, in der Annahme, dass Cottrell der Name ihrer Adoptiveltern sei.

Rob wollte mich auf dem Laufenden halten, was die Suche nach Susanne betraf, aber ich merkte, dass es nicht gut voranging. Wochen verstrichen, ohne dass ich ein Wort hörte.

Der Verband jüdischer Flüchtlinge hatte Rob geschrieben, Cottrell höre sich nicht wie ein jüdischer Name an, und der dortige Spezialist für die Kindertransporte konnte allein auf der Grundlage eines Vornamens niemanden ermitteln. Robs Versuche, in den Akten des Birmingham Council of Refugees aus dieser Zeit etwas zu finden, blieben genauso ergebnislos.

Seinen ersten Glückstreffer landete er im Wahlregister von 1945,

das drei Wähler auflistete, die unter der Adresse 7 Tixall Road gewohnt hatten. Die gute Neuigkeit war, dass sie alle den Nachnamen Cottrell trugen, die schlechte, dass unter ihnen keine Susanne war. Es waren drei Frauen: Ida, Sarah und Amy Cottrell. Rob fragte mich, ob eine von ihnen Susanne unter einem anderen Namen sein könnte. Aber woher sollte ich das wissen?

Es war hoffnungslos. Ich wusste, dass Rob bei der BCC in der Nachrichtenredaktion arbeitete und dass seine Recherchen mehr und mehr mit seinen eigentlichen Aufgaben kollidierten. Ich hatte angenommen, dass er ein paar Wochen daran arbeiten und dann das Handtuch werfen würde. So läuft das normalerweise. In diesem Stadium war meine Geschichte nur eine vierminütige Fernsehmeldung und ein etwas längerer Radiobericht. Es handelte sich nicht gerade um eine gross angelegte Recherche für eine Dokumentation.

Als Rob mich dann anrief, hatte er eine Art Durchbruch zu melden. Er hatte sich mit den heutigen Bewohnern des Hauses /Tixall Road in Verbindung gesetzt. In einem Land, in dem die Häuser regelmässig den Besitzer wechseln, war es erstaunlich, dass dort ein älteres Ehepaar wohnte. Sie hatten das Haus in den Sechzigerjahren einer Dame namens Cottrell abgekauft und erinnerten sich an die Geschichte des deutsch-jüdischen Mädchens, das die Cottrells während des Krieges aufgenommen hatten.

Rob war begeistert, aber im Grunde hatte er nur bestätigt, was ich bereits wusste. Mehr herausbekommen hatte er nicht. Sein Erfolg verlieh ihm vorübergehenden Auftrieb, aber daraus folgte noch lange nicht, dass Susanne noch lebte. Die Spur wurde kalt. Ich zermarterte mir das Hirn nach weiteren Einzelheiten jener traumatischen Begegnung, die ihm helfen konnte, aber mir fiel nichts ein. An diese Zeit erinnerte ich mich nur noch verschwommen.

Ich konnte nicht mit Sicherheit sagen, ob man Susanne offiziell

adoptiert hatte. Falls dem so war, unterlagen die entsprechenden Akten ohnehin dem Schutz der Privatsphäre. Im Wählerverzeichnis, in Volkszählungen und sogar in den Telefonbüchern fanden sich eine ganze Reihe Cottrells überall im Land, aber die stundenlangen Telefonate blieben ohne Ergebnis. Robs Kollegen fragten sich schon, ob er seine Zeit verschwendete. Es gab viele Storys, die sich einfacher recherchieren liessen.

Ihm blieb schliesslich nur noch eines. In seiner Verzweiflung rief er Leute an, mit denen er bereits gesprochen hatte.

Das Ehepaar auf der Tixall Road hatte seit seinem ersten Anrufzeit zum Nachdenken gehabt. Sie hatten mit ihrem Sohn Andrew gesprochen, der im nahen Solihull wohnte. Andrew kannte nicht nur die Geschichte des deutschen Mädchens, das vor dem Zweiten Weltkrieg als Flüchtlingskind nach Grossbritannien gekommen war, er war sich auch sicher, dass sie noch immer im Raum Birmingham lebte. Andrew zufolge hatte sie geheiratet, hiess nun James und hatte einen Sohn namens Peter. Doch es kam noch besser. Andrew war überzeugt, sie vor ein oder zwei Jahren gesehen zu haben, als sie in einem Birminghamer Restaurant zu Mittag ass.

Das waren grossartige Neuigkeiten. Auch wenn James ein recht verbreiteter Name ist, konnte Rob nun nach einer Susanne James mit einem Sohn namens Peter suchen, von dem Andrew glaubte, er sei in die Vereinigten Staaten gezogen und arbeite erfolgreich als Buchhalter. Eine Suche auf beiden Seiten des Atlantiks begann.

Doch Andrew hatte noch eine andere Spur. Er war fest davon überzeugt, dass Susanne bis vor Kurzem auf der Warwick Road im Birminghamer Stadtteil Acocks Green gewohnt hatte.

Die Warwick Road ist eine sehr lange Strasse. So lang, dass in den letzten Jahren dort mehrere Personen mit dem Nachnamen James registriert waren. Eine Nummer, die des Nachforschens wert erschien, erwies sich als Imbisshalle. Man war dort eher an Bestellungen interes-

siert als am Aufspüren vermisster Personen.

Ein anderer Eintrag versprach mehr. Das Wahlregister des Jahres 2001 verzeichnete eine Susanne E. James unter einer Adresse auf der Warwick Road. Rätselhaft war daran nur, dass zwei weitere Namen dort als Wähler registriert waren, von denen einer osteuropäisch klang. Die Frau, die ans Telefon ging, war eindeutig zu jung, um Susanne zu sein, und wusste nicht recht, wie sie sich verhalten sollte. Kein Wunder, schliesslich rief ein Wildfremder sie an und stellte seltsame Fragen über eine alte Dame, die er nicht kannte. Immerhin erinnerte die junge Frau sich, bei der Besichtigung des Hauses vor dem Kauf von einer älteren Dame mit grauem Haar herumgeführt worden zu sein. Das war vielversprechend, aber an den Namen konnte sie sich nicht erinnern.

Wieder verlief die Suche im Sande. Rob rief mich an und sagte mir, dass er kurz davorstehe, aufzugeben. Er habe nun schon Wochen in die Suche investiert und trotzdem kaum etwas vorzuweisen. Er und Patrick machten mit mir einen Termin aus, um meine Geschichte für TV und Radio aufzuzeichnen.

Rob sagte, sie hätten noch einen letzten Tag Klinkenputzen in Birmingham vorgesehen, ein letzter Versuch, das Ruder herumzureissen, aber dann würden sie aufgeben. Sie standen unter dem Druck, Neues liefern zu müssen. Ich war mir sicher, dass sie niemals die Frau finden würden, die ich vierundsechzig Jahre zuvor als junges Mädchen kennengelernt hatte. Ihr Bruder Ernst war nur eines von Millionen Opfern der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik. Ich konnte mir denken, was aus ihm geworden war; man brauchte es mir nicht zu sagen. Von Anfang an war die Suche nach Susanne ein sinnloses Unterfangen gewesen, aber eine schöne Sache, solange sie anhielt. Nun würden Rob und Patrick sich allein auf mich verlassen müssen, was die Story anging.

Das Kamerateam kam pünktlich. Ich kannte Rob noch vom letzten Mal und wurde Patrick vorgestellt. Am Telefon hatte er einen guten Eindruck gemacht, und er war zuvorkommend und besorgt, so wie ich ihn mir vorgestellt hatte. Ich war froh, als ich sah, dass beide künstliche Mohnblumen trugen, das Zeichen des Gedenkens am britischen Volkstrauertag.

Sie stellten die Möbel um und bauten die Kameras so auf, dass über meine Schulter hinweg Hope Valley durch unser Panoramafenster im Bild war. Sie hatten zwei Kameras dabei, eine beträchtlich kleiner als die andere, und verwandelten unser Wohnzimmer in ein Ministudio. Ich zeigte ihnen die Schrotflinte, die mein Vater mir geschenkt hat, als ich ein Junge gewesen war, und die noch immer bei mir an der Wand hängt; ausserdem Bilder von mir aus meiner Reiterzeit. Audrey servierte Tee und sorgte dafür, dass alle sich wohlfühlten.

Ich sank in den Sessel. Rob setzte sich mir gegenüber und stellte mir Fragen. Er begann das Interview mit der Libyschen Wüste. Die Kämpfe, meine Gefangenschaft und die Flucht von dem torpedierten Schiff handelten wir rasch ab. Anschliessend ging es um das italienische Kriegsgefangenenlager und meine Verlegung erst nach Deutschland und dann nach E715, um an der Seite der KZ-Häftlinge aus Auschwitz III Zwangsarbeit zu leisten.

Er befragte mich über den Tausch mit Hans und meine beiden Nächte in Auschwitz-Monowitz. Dann erzählte ich die Geschichte von Ernst und den eingeschmuggelten Zigaretten. Verglichen mit den früheren, mühevollen Versuchen, darüber zu sprechen, kam es mir jetzt leicht über die Lippen. Ich gelangte an das Ende der Geschichte von Ernst und den Zigaretten, und die Kameraleute machten eine Pause, um Bänder zu wechseln.

Ich blieb auf meinem Platz, das Knopflochmikrofon angesteckt, und blickte aus dem Fenster über das Tal zum Bradwell Edge. Früher hatte ich mein Pferd Ryedale unzählige Male über die Hügelkette geritten und

kannte dort jeden Fussbreit. Ryedale war ein guter Hengst mit einem Stockmass von gut ein Meter siebenzig, eine Kreuzung zwischen Hannoveraner und Araber und das klügste Pferd, das ich je gekannt habe. Ich hatte sogar ein Miniatur-Shetlandpony namens Copper gekauft, damit er Gesellschaft bekam. Copper war so klein, dass er zwischen Ryedales Beinen hindurchlaufen konnte, wenn der Hengst stand. Als sie starben, hob ich ein tiefes Loch aus und begrub erst den einen, dann den anderen auf dem Feld vor dem Fenster. Als ich in die Jahre kam, gab ich das Reiten auf. Heute ist der Hügel, auf dem ich früher geritten bin, nur noch ein Teil der schönen Aussicht, der dramatisch den Wandel der Jahreszeiten wiedergibt.

An dem Tag, als die Fernsehleute in unserem Wohnzimmer umherwuselten, schien alle Farbe vom Hügel gewichen zu sein. Die Sträucher und Bäume, die dem Hang sein Muster geben, wirkten stumpf und müde. Der Herbst musste die Blätter an den Bäumen weiter unten im Tal erst noch entflammen.

Die Scheinwerfer erstrahlten, und wir konnten das Interview fortsetzen. Ich musste rasch meine Gedanken ordnen. Rob fragte mich wieder nach Ernst und was meiner Ansicht nach aus ihm geworden sei.

Meine Gedanken schweiften zurück zu den steif gefrorenen, verschneiten Leichen auf dem Todesmarsch, die gestreiften Körper, über die wir vor vierundsechzig Jahren kilometerweit hinweggestiegen waren. Ich spürte die Kälte wieder. Ich hatte nicht den Hauch eines Zweifels, dass Ernst auf ähnliche Weise gestorben war wie so viele andere. Ich wollte gerade von diesem Marsch erzählen und von den Dingen, die ich dabei gesehen hatte, als ich unterbrochen wurde.

«Wir haben ein bisschen nachgeforscht, Denis», sagte Rob, beugte sich im Sessel vor und reichte mir etwas. «Ernst ist damals nicht gestorben.»

Offenen Mundes sass ich da, während ich zu begreifen versuchte. Wollte Rob mir etwa sagen, dass Ernst den Todesmarsch überlebt hatte? Fotos wurden mir in die Hand gedrückt. Ich tastete nach dem Monokel, das an einem roten Band um meinen Hals hing, und sah das Foto eines gut aussehenden jungen Mannes. Ich erkannte seine Züge. Sein Haar war nachgewachsen, und er war nicht mehr so dünn, wie ich ihn in Erinnerung hatte, aber er war es. Der Junge, den ich so viele Jahre lang gekannt hatte, lächelte mich an.

«Gütiger Himmel.» Mehr brachte ich nicht heraus.

Ernst hatte wider alle Wahrscheinlichkeit überlebt. Rob sagte, er hätte weitergekämpft, während viele andere starben. Er sei nach Amerika gegangen und habe sich dort ein Leben in Glück und Wohlstand aufgebaut. Er habe eine Familie gegründet und sei siebenundsiebzig Jahre alt geworden. Rob reichte mir einen Abriss von Ernsts Lebensgeschichte.

«Gütiger Himmel», wiederholte ich. «Das ist unglaublich.»

Ich sah Bilder von ihm als Kind mit einem kleinen Mädchen. Das musste Susanne sein. Ich sah Fotos von ihm in seinen späten Jahren, auf denen er so schalkhaft aussah, wie nur ein humorvoller Mann in den Siebzigern es kann. Auf einem Foto war er neben einer attraktiven Frau mit grauem Haar und sympathischem Gesicht zu sehen. Ich war vor Aufregung so wacklig, dass man mich mit einer Feder hätte umhauen können.

Ich empfand ein Hochgefühl und gleichzeitig Melancholie. Vor sieben Jahren war Ernst gestorben. Ich fühlte mich ihm in diesem Augenblick sehr nahe und musste dennoch akzeptieren, dass wir uns nie mehr begegnen würden.

Doch mir drängte sich bereits die nächste Frage auf: Wie hatte Ernst den Todesmarsch überlebt?

20. Kapitel

Das Fernsteam wollte mich vor dem Haus filmen, also zog ich mir einen warmen Pullunder über. Wir spielten die Szene mehrmals durch. Ich öffnete und schloss die Gartentür und wiederholte die Bewegungen, während ich aus unterschiedlichen Winkeln aufgenommen wurde. Ich Futterte Oscar und Timmy, unsere beiden Shetlandponys, mit Pfefferminzbonbons. Wir hatten sie gekauft, um zu verhindern, dass sie zur Schlachtung nach Frankreich kamen. Ich kann es nicht ertragen, Tiere leiden zu sehen. Die Aufnahmen dauerten ewig. Ich konnte es noch immer nicht fassen. Ernst hatte den Todesmarsch überlebt! Aber wie war es Rob und Patrick gelungen, seine Geschichte ans Licht zu bringen?

Noch vierundzwanzig Stunden zuvor waren sie einem Durchbruch kein Stück näher gewesen. An einem feuchten, trüben Tag waren sie nach Solihull gefahren und hielten vor einem geräumigen Haus in der Vorstadt. Sie wollten mit Andrew Warwick sprechen, dessen Eltern noch immer im Haus auf der Tixall Road wohnten. Man bat sie in die Küche. An den Schrank gelehnt, wiederholte Andrew die Geschichte seiner Zufallsbegegnung mit der Dame, von der er sicher war, dass es sich um jene Susanne handelte, nach der Rob und Patrick suchten. Um ihnen Zeit zu ersparen, fuhr Andrew sie zu dem Lokal.

Das Plume of Feathers war ein grosser, komfortabler Pub mit angeschlossenen Restaurant, ein gut besuchtes Gasthaus in der City, keine Kneipe von der Sorte, wo das Personal die Stammgäste mit Namen kennt. Eine Frau hinter der Theke erinnerte sich verschwommen an eine

ältere Dame, auf die die Beschreibung passte und die mit einem Freund dort zu essen pflegte. Gewöhnlich nahm sie den Tisch am Fenster, aber sie war schon länger nicht mehr gesehen worden.

Eine grossartige Spur war es nicht gerade. Als der Mittag näherkam, reichte die Schlange der gut gekleideten älteren Leute, die zum Mittagessen im Pub anstanden, bis zur Tür. Die Beschreibung Susannes passte auf die meisten Frauen in der Reihe.

Rob und Patrick stellten den Gästen nacheinander die gleiche Frage, auch wenn es ihnen hoffnungslos erschien: Hatte jemand von einer älteren Dame namens Susanne gehört, die als Kind vor dem Krieg aus Deutschland geflohen war? Die ganze Sache nahm absurde Züge an. Schliesslich hinterliessen die Journalisten an der Theke eine Telefonnummer und traten entmutigt auf den Parkplatz hinaus. Patrick schlug vor, eine öffentliche Bibliothek zu suchen und noch einmal ins Wahlgeregister zu schauen. Stattdessen führen sie zur Tixall Road, dankten Mr. und Mrs. Warwick für ihre Hilfe und filmten das Haus. Ihr Kampfgeist war erlahmt. Der Eintrag einer Susanne James, die vor acht Jahren auf der Warwick Road gewohnt hatte, war nun die einzige verbliebene Spur.

Sie brachen wieder auf. Rob hatte Schwierigkeiten, ohne Brille die Karte zu lesen, und hielt sie auf Armeslänge vor sich. Patrick lenkte den Wagen an den Rand einer breiten, von Bäumen gesäumten Strasse. «Das wird langsam albern», sagte er und beugte sich vor, um auf die Karte zu schauen. «Ich glaube, wir müssen hierhin.» Sein Finger beschrieb einen Kreis, der halb Birmingham umschloss. Er murmelte etwas von Nadeln im Heuhaufen und wendete den Wagen. Nach ein paar Kilometern erkannten sie an den Strassenschildern, dass sie wieder auf dem richtigen Weg waren.

Selbst wenn es sich tatsächlich um Susanne handelte, die auf der

Warwick Road verzeichnet war, gab es endlos viele Gründe, die dafür sprachen, dass sie nicht mehr dort wohnte. Sie konnte gestorben oder in ein Pflegeheim gekommen sein. Vielleicht lebte sie mittlerweile bei ihrem Sohn in den USA.

Rob und Patrick parkten den Wagen an einer Strassenecke und gingen zu Fuss die Warwick Road entlang. Sie war eine hübsche Wohnstrasse gewesen, ehe sie zu einer belebten Hauptverkehrsader geworden war, der A41, die Birmingham mit Solihull verband. Der ständige Strom der Autos hatte eine Kluft in die Nachbarschaft gerissen. Die Bewohner auf der einen Strassenseite hatten kaum noch Kontakt mit denen auf der anderen. Das liess nichts Gutes ahnen. Der Staub und die Abgase färbten die Hausfassaden und sogar die Blätter an den Sträuchern dunkel. Zu einigen Häusern gehörten kleine Vorgärten, aber wegen des Verkehrslärms hatten die Leute nichts mehr davon.

Rob und Patrick überprüften die Adresse ein letztes Mal, gingen zur Haustür und klopfen an. Keine Reaktion. Sie versuchten es wieder, aber nichts rührte sich. Sie gingen zum nächsten Haus, aber auch dort war niemand zu Hause. Es war ja auch mitten am Tag. Sie arbeiteten sich die Strasse entlang, ohne dass ihnen ein einziges Mal geöffnet wurde. Klinkenputzerjournalismus dieser Art betrieb niemand mehr, und an diesem Beispiel kann man sehen, warum das so ist.

Nur an eine letzte Tür hatten sie noch nicht geklopft, und dort trafen sie jemanden an. Sie hörten, wie mehrere Schlösser entriegelt wurden. Die Tür öffnete sich einen Spalt weit, und ein Mann in mittleren Jahren spähte misstrauisch hindurch. In dieser Gegend bekam man offenbar keinen unangemeldeten Besuch.

Rob und Patrick wiesen sich aus und erklärten, dass sie Journalisten seien und nach einer älteren Dame namens Susanne suchten – wahrscheinlich Susanne James –, die vor dem Krieg aus Deutschland geflo-

hen war. Der Mann sagte, er erinnere sich an eine Nachbarin namens Susanne James, aber sie sei vor mehreren Jahren weggezogen.

«Wissen Sie, ob sie noch lebt?», fragten die beiden.

«Soviel ich weiss, ja», antwortete der Mann. Robs und Patricks Puls ging schneller. «Was möchten Sie von ihr?»

Die beiden erklärten es ihm kurz und knapp und versicherten ihm, dass es Susanne bestimmt freuen würde, mit ihnen zu reden, weil es mit ihrem Bruder und dem Krieg zu tun habe. Der Mann zögerte und überlegte.

«Kommen Sie herein», sagte er schliesslich. Sie betraten einen schmalen Flur. Auf dem Fussboden stand ein neuer Computer, der ausgepackt werden wollte, umgeben von einem Gewirr aus Kabeln. Offenbar kamen sie nicht sehr gelegen. Bücherregale warfen ihre Schatten auf die Treppe.

Der Mann hiess Michael. Er fasste Vertrauen zu Rob und Patrick und musterte sie mit schiefem Lächeln, als hätte er es mit zwei vorwitzigen Schuljungen zu tun, die man entweder über sich ergehen liess oder davonjagte. Sie unterhielten sich, und schliesslich legte Michael die Karten auf den Tisch.

«Ich kenne Susanne James ziemlich gut», sagte er. «Unsere Familien waren viele Jahre lang Nachbarn.»

«Wie können wir mit ihr in Verbindung treten?», fragte Rob.

Michael brauchte eine Weile, bis er sich zu einer Entscheidung durchrang. «Ich könnte sie anrufen», sagte er und vergewisserte sich, die richtige Nummer im Kopf zu haben, ehe er wählte. Am anderen Ende hob jemand ab. Schon bald geriet Michael ins Stottern. Schliesslich wandte er sich an Rob und fragte: «Warum reden Sie nicht selbst mit ihr? Sie ist am Apparat.»

Er reichte ihm den Hörer, und Rob hörte die leise, freundliche Stimme Susannes – jener Frau, die ich vierundsechzig Jahre zuvor kennengelernt hatte. Als Fünfzehnjährige war sie im Juni 1939 mit einem Kindertransport von Deutschland nach England gekommen.

Ein unerwartetes Telefonat an einem tristen, nassen Tag in Solihull hatte endlich das Rätsel gelöst.

Susanne nannte ihre Adresse und bat Rob, sofort zu ihr zu kommen. Rob schlug jedoch vor, zwei Stunden zu warten, damit Susanne Zeit zum Nachdenken fand. Er wollte nichts überstürzen.

Sie fuhren in der Gegend herum, um die Zeit totzuschlagen, und setzten sich in ein arabisches Café mit zerkratzten Resopaltischen. Sie bestellten Falafel mit Salat, und Rob trank starken Tee. Er konnte es kaum erwarten, Susanne zu treffen, sodass es ihm schwerfiel, still zu sitzen. Patrick, solide und verlässlich, versuchte sich einzureden, es sei nur eine Reportage wie jede andere. Indem er seine Erwartungen herunterschraubte, vermied er eine mögliche Enttäuschung. Er fragte sich, ob er das Treffen filmen sollte. Oder würde eine Kamera eine ältere Dame, die noch gar nicht wusste, um was es ging, nur ängstigen?

Beide trauten ihrem Glück nicht so recht. Rob sagte: «Ich glaube, wir haben es geknackt. Glaubst du auch, wir haben es geknackt?»

Patrick, der bis vor Kurzem als Produzent in Bagdad gearbeitet hatte, hütete sich vor verfrühter Begeisterung. In seinem weichen Blackburn-Dialekt erwiderte er: «Schaun wir mal.»

Schliesslich fuhren sie in eine stille Wohngegend mit kleinen Gärten. Und da war sie: Eine zierliche Rentnerin mit gepflegtem weissem Haar und offenem Gesicht kam den Weg vom Haus herunter. Rob hantierte an seiner Ausrüstung und hoffte, die Begrüssung filmen zu können, sagte sich dann aber, dass dieser Augenblick zu kostbar sei.

«Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie froh wir sind, Sie gefunden zu haben», sagte Rob, als er und Patrick sich im Haus aufs Sofa gesetzt hatten.

Ich glaube nicht, dass er damit gerechnet hatte, Susanne am Ende doch noch zu finden, aber er hatte nie aufgegeben. Der Telefonanruf

hatte Susanne völlig überrascht, aber da ihr nicht viel Zeit geblieben war, sich Gedanken zu machen, hatte sie die Gelegenheit sofort beim Schopf gepackt. Tee wurde serviert, und Susanne erzählte ihre Geschichte.

Sie war 1923 in Breslau geboren, einer schönen mittelalterlichen Stadt, die damals zu Deutschland gehört hatte. Ursprünglich hatte sie Susanne Lobethal geheissen und im Haus Goethestrasse 45-47 gewohnt.

Die Lobethals waren eine angesehene jüdische Familie gewesen. Dann aber hatte Susannes Vater die Familie verlassen, und die Zeiten wurden hart. Kurz vor Ausbruch des Krieges hatte Susanne einen Platz auf dem Kindertransport nach England bekommen, doch Ernst war dieses Glück nicht beschieden gewesen. Er blieb in Deutschland und wurde im Januar 1943 nach Auschwitz deportiert.

Rob und Patrick erfuhren, weshalb Susanne so schwer zu finden gewesen war. Wie sich herausstellte, hatte sie nie den Namen Cottrell angenommen. Da war ich einem Irrtum aufgesessen. Zwar hatte sie Ida Cottrell, die Frau, von der sie aufgenommen worden war, als Mutterfigur betrachtet, doch nach dem Krieg hatte sie die britische Staatsbürgerschaft erhalten und ihren Nachnamen zu Bethal verkürzt. Dieser Name war während der Nachforschungen nie aufgetaucht. Ein wichtiges Verbindungsglied hatte gefehlt. Ohne den Hinweis der Warwicks, Susanne habe nach ihrer Heirat James geheissen, hätten wir sie nie gefunden. Ausserdem war ihr erster Mann 1994 gestorben, und nach ihrer zweiten Heirat hatte sie ihren Namen erneut geändert. Ihr zweiter Mann, Richard, der leider ein Jahr später starb, sass in seinem Sessel bei ihnen, freute sich über die Gesellschaft und amüsierte sich über die Aufregung.

Susanne liess sich nicht zu einem Fernsehinterview überreden. Dazu war sie am Ende doch zu schüchtern.

«Ach, ich sehe auf Bildern immer schrecklich aus», sagte sie.

Das stimmt nicht. Sie ist eine Grossmutter, wie sie im Buche steht.

Sie bestätigte, worauf Rob und Patrick bisher nur gehofft hatten. Wider alle Wahrscheinlichkeit hatte ihr Bruder Auschwitz und den Todesmarsch überlebt. «Ernie», wie sie ihn nun nannte, hatte schreckliche Entbehrungen durchlitten. Nach dem Krieg hatten sie einander viele Jahre lang nicht gesehen und auch danach nur sehr selten. Ernst nahm die amerikanische Staatsbürgerschaft an. Genau wie Susanne verkürzte er seinen Familiennamen, doch während sie sich Bethal nannte, wurde er zu Ernie Lobet.

Susanne erinnerte sich an den Brief und die Zigaretten, die sie während des Krieges nach Auschwitz in die Ungewissheit geschickt hatte, kannte aber nur noch wenige Einzelheiten.

Sie wusste, dass die Zigaretten ihrem Bruder beim Überleben geholfen hatten, aber wie genau, konnte sie nicht sagen. Allerdings erinnerte sie sich an einen hochgewachsenen britischen Soldaten, der sie 1945 aufgesucht hatte, um ihr zu sagen, die Zigaretten seien bei Ernie angekommen. Dieser Brite war ein merkwürdiger Mann gewesen, der frisch aus der Gefangenschaft gekommen war.

Der Mann war ich. Ich hatte einen Krieg hinter mir und eine strapaziöse Gefangenschaft, und ich hatte den Marsch durch Mitteleuropa überlebt und war wieder zu Hause. Damals hatte ich sehr viel Gewicht verloren und war drauf und dran, auch noch den Verstand zu verlieren. Ich kann mir gut vorstellen, dass ich einen schrecklichen Eindruck auf Susanne gemacht habe, und ich habe damals kaum einen Versuch unternommen, ihre Ängste zu beschwichtigen. Vor vierundsechzig Jahren war ich in ihr Leben spaziert und spurlos wieder verschwunden.

Nach den Filmaufnahmen folgte eine lange Pause. Ich hörte kaum noch etwas von Rob oder Patrick und fragte mich immer öfter, was los war. Dann kam Susannes Sohn Peter ins Spiel, der mit seiner Frau in den USA lebt. Von Susanne hatte Rob erfahren, dass Ernst seine Lebensgeschichte vom *USC Shoah Foundation Institute* hatte aufzeichnen lassen. Die Stiftung sammelt Videoaussagen von Holocaustüberlebenden. Im Laufe der Jahre ist sie zu einem gewaltigen Archiv der finstersten Erinnerungen des Jahrhunderts angewachsen. Peter besass eine Kopie des Interviews, das Ernie – so werde ich ihn von nun an nennen – 1995 gegeben hat.

Rob rief Peter in Amerika an, nur um zu erfahren, dass Susanne ihm zuvorgekommen war und ihrem Neffen mit grosser Begeisterung vom Besuch der Reporter erzählt hatte. Rob schilderte Peter die Geschichte, soweit er sie zu diesem Zeitpunkt kannte, und bat ihn, sich das Interview mit Ernie anzuschauen, ob dort, egal wie flüchtig, ein britischer Kriegsgefangener erwähnt wird, der Ernie während seiner Zeit in Auschwitz geholfen hatte.

Rob wusste, dass ich im Lager einen falschen Namen benutzt hatte. Wenn ich mich überhaupt zu erkennen gegeben hatte, dann als «Ginger». Rob gab diese Information an Peter weiter, der sich mit grosser Zuneigung an seinen Onkel erinnerte. Er erklärte sich bereit, sich das Interview anzuschauen, obwohl es mehrere Stunden lang war.

Zwei Tage später war Rob auf dem Nachhauseweg von der Arbeit. Er war später dran als üblich und fuhr über den Bahnhof Blackfriars in London. Der Winter nahte, es war schon dunkel, und der Wind war feucht und kalt. Um die Zeit totzuschlagen, ging er ans Ende des Bahnsteigs, der über die Themse ragt, um die Aussicht zu geniessen. Während er über das schwarze spiegelnde Wasser hinweg zur Kuppel der St. Pauls Cathedral blickte, klingelte sein Handy.

Peters Stimme drang über die statisch knisternde transatlantische Verbindung zu ihm. «Ich habe mir das Video angesehen. Es ist unglaublich», sagte er. «Rob, das müssen Sie sich unbedingt anschauen.»

21. Kapitel

Nach all den Jahren war ich ganz wild darauf, mit Susanne zu sprechen. Ich musste erfahren, was aus Ernie geworden war und wie er überlebt hatte. Ausserdem wollte ich ihr mein seltsames Verhalten von damals erklären.

Rob sagte, er wolle nicht, dass wir telefonierten. Er werde ein Treffen arrangieren, damit sie die ersten Worte, die Susanne und ich wechselten, mit der Kamera festhalten konnten. Weil Rob und Patrick unser Wiedersehen erst ermöglicht hatten, willigte ich ein.

Dann rief Rob an und sagte mir, es gebe eine Verzögerung. In ein paar Wochen kämen Peter und seine Frau Lynn aus Amerika nach England. Susanne wollte so lange warten; dann kämen sie zu dritt nach Derbyshire. Das schien mir eine gute Idee zu sein. Ein paar Tage vor dem Termin unseres Treffens rief Rob erneut an und schlug vor, dass wir nach den Dreharbeiten alle zum Mittagessen in einen Pub gingen. Ich war von diesem Vorschlag nicht sehr angetan, denn ich wollte nicht, dass unser Treffen in der Öffentlichkeit stattfand. Audrey würde für uns kochen, was könnte besser sein? Später erklärte Rob mir, er habe sich gesorgt, ob wir uns nach so langer Zeit überhaupt noch etwas zu sagen hätten.

Ich verstand seine Besorgnis. Immerhin waren wir nach dem Krieg keine dicken Freunde gewesen. Ich hatte Susanne aus Pflichtgefühl aufgesucht und dabei erkannt, dass nichts, was ich sagen konnte, ihr geholfen hatte. Nach vierundsechzig Jahren mussten sich selbst einst enge Freunde neu kennenlernen, und wir fingen bei null an.

Dann kam der grosse Tag. Ich wollte mir Mühe geben; deshalb band ich mir eine blau-goldene Seidenkrawatte um und zog dazu eine gemusterte Weste an. Ich verschwende nie viele Gedanken an meine Kleidung, aber Susanne und die anderen kamen von weither, um mich zu besuchen, und jünger wurde keiner von uns.

Rob, Patrick und die Kameraleute erschienen früh. Audrey machte Tee, und dann standen wir zusammen und plauderten. Die anderen waren nervöser als ich. Robs Handy klingelte, und er ging nach draussen, um besseren Empfang zu haben. In der Nacht hatte es geregnet, und die Luft war feucht. Er kam wieder herein, teilte uns mit, der Wagen sei gekommen, und ging wieder hinaus, um ihnen den Weg zu zeigen.

Ich wollte nicht abwarten, bis es klingelte, und folgte ihm nach draussen. Und da stand sie. Sie trug einen grauen Mantel mit Pelzkragen und ein rotes Halstuch. Sechs Jahrzehnte sind eine lange Zeit, aber sie kam forschen Schrittes den Gartenweg entlang, begleitet von ihrem Sohn und dessen Frau. Als sie die Stufen zum Haus hinaufstieg, blickte sie zu mir hoch und sagte lächelnd: «Hallo.» Ich nahm sie bei der Hand, als sie die Tür erreichte, wo ich sie zum ersten Mal deutlich erkennen konnte.

«Susanne», sagte ich und beugte mich vor, um sie zuerst auf die eine, dann auf die andere Wange zu küssen. «Wie geht es Ihnen, meine Liebe?»

«Es ist wunderbar, Sie zu sehen», antwortete sie. «Einfach wunderbar.»

Ich hielt sie bei den Händen, und wir konnten uns endlich eingehend betrachten. «Es ist über sechzig Jahre her», sagte ich und führte sie und die anderen ins Haus.

«Sie wohnen sehr schön», bemerkte Susanne. Ihr gefiel die Aussicht aus dem Panoramafenster. «Das freut mich für Sie ...»

Man hatte mich gewarnt, dass sie schüchtern sei, aber so kam sie mir eigentlich gar nicht vor. Später sagte sie, noch im Auto hätten die sanft-

ten Hügel des Peak District ihre Stimmung gehoben und ihr die Befangenheit genommen.

«Sie waren grösser, als ich Sie zum ersten Mal gesehen habe», sagte ich frech.

«Ich bin geschrumpft.»

«Willkommen im Klub.»

«Sie waren sehr gross», sagte Susanne. «Das ist alles, was ich noch von Ihnen weiss.»

Himmel, nach all der Zeit war es wunderbar, sie wiederzusehen, aber ich durchlebte unser erstes Treffen in Gedanken noch einmal. Ich hatte das Gefühl, die eigentümliche Begegnung von 1945 stünde nach wie vor zwischen uns, und ich wollte sie endlich von der Seele haben.

«Ich habe versucht, mich zu erinnern, was ich zu Ihnen gesagt habe», begann ich. «Es muss schrecklich gewesen sein, denn ich war so durcheinander, dass ich Ihnen nichts erklären und auch nicht sagen konnte, was ich empfand.»

Sie nickte.

Wir sprachen über die Briefe an meine Mutter und die Zigaretten für Ernie, die sie mir geschickt hatte. «Sie haben das grossartig gemacht», sagte ich. «Die Zigaretten waren für Ernst wie Gold, das vom Himmel fiel.» Zu der Zeit benutzte ich noch seinen ursprünglichen Namen.

«Wir hatten Krieg. Es war das Mindeste, was ich tun konnte», sagte Susanne. «Mein Bruder war ein wunderbarer Mensch. Er hatte ein Herz aus Gold. Man musste ihn einfach gernhaben.»

Ich erzählte, wie er in der «Bude» auf der IG-Farben-Baustelle beinahe erwischt worden wäre. Er war ein intelligenter Bursche und hatte immer kühlen Kopf bewahrt.

«Oh, das ist wunderbar», sagte Susanne. «Und die ganzen Jahre haben Sie nicht gewusst, dass Ernie noch lebt?»

«Ich wusste nicht einmal, ob er das KZ überlebt hatte», erwiderte ich.

«Die vielen Jahre? Meine Güte.» Sie hob den Blick zu mir. «Ich wünschte, er wäre heute hier.»

«Ich auch», sagte ich. «Ich auch.»

Bis zu mir durchgedrungen war, was Susanne gesagt hatte, vergingen ein paar Sekunden. Ernst war die ganze Zeit in Amerika gewesen. Wir hätten uns ohne grosse Probleme treffen können. Ich hatte den nächsten Satz schon halb ausgesprochen, als mir dies vollends klar wurde. Ich richtete mich auf und hatte plötzlich Mühe, weiterzusprechen. «Ich hätte gern ein Foto von ihm», sagte ich, «und die Gelegenheit, mit seiner Familie zu sprechen.»

«Sie freuen sich bestimmt alle darauf», sagte Susanne, aber ich hörte sie schon nicht mehr, denn mit einem Mal übermannte mich alles: die Neuigkeiten über Ernst, die schrecklichen Erinnerungen und die jahrzehntelang unterdrückten Gefühle. Mir schnürte sich die Kehle zu, und ich schlug die Hände vors Gesicht und krümmte mich zusammen, als wäre ich ausser Atem, und das vor einer Frau, die ich kaum kannte. Ich spürte, wie mir die Tränen, die ich nie hatte vergiessen können, in die Augen stiegen.

«Verzeihen Sie», sagte ich mit gebrochener Stimme, als ich Susannes Hand auf der Schulter spürte.

Eine ganze Weile herrschte Schweigen. Dann schlug jemand vor, dass wir uns erst einmal setzen sollten. Das Wort «Tee» fiel. Gott sei Dank; so bekam ich wenigstens etwas zu tun. Schliesslich war ich der Gastgeber. Ich atmete ein paarmal tief durch, riss mich zusammen, rückte das Sofa zurecht und bot allen Platz an.

Jetzt fiel es uns leichter. Lynn erzählte, sie habe von meiner Existenz gewusst, seit sie Peter vor vielen Jahren kennenlernte. Ernie hatte ihnen von dem englischen Kriegsgefangenen namens Ginger erzählt.

«Ich habe immer gewusst, dass es Sie gibt», sagte Lynn, «aber wir

wussten nicht, dass Sie in Wirklichkeit Denis heissen.» Sie erzählte, wie sie die Geschichte während eines Wochenendbesuchs bei Ernie zum ersten Mal gehört hatte. «Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie viel ihm diese Erinnerung bedeutet hat. Ich habe Ihre Geschichte vierzig Jahre, nachdem sie geschehen war, zum ersten Mal gehört. Für ihn war es sehr wichtig, dass Susanne von seinem Überleben wusste.» Sie unterbrach sich kurz. «Niemand hat das Leben mehr geliebt als Ernie. Es war herrlich, bei ihm zu sein. Er war ein wunderbarer Geschichtenerzähler. Er hatte ein grossartiges Leben.»

Susanne hatte geduldig versucht, mir irgendetwas in die Hand zu drücken. Ein bisschen steif, als hätte sie es geprobt, nutzte sie nun die Gelegenheit. «Ich freue mich, dass wir diese Aufnahme für Sie haben. Ernie hat sie 1995 machen lassen», sagte sie und reichte mir eine DVD.

Peter erklärte, dass es sich um einen kurzen Auszug aus Ernies Lebensgeschichte handelte, die bei der Shoah-Stiftung aufgezeichnet worden war. «Ich finde, Sie sollten sich das gleich ansehen, Denis», fügte er hinzu.

Wir stiegen die Wendeltreppe zum Zwischengeschoss hinauf, wo wir Weihnachten die Geschenke öffnen und mit Freunden und Familie etwas trinken. Ich liess mich neben Susanne aufs Sofa sinken, während jemand die DVD einlegte.

Es dauerte einen Augenblick, bis der Fernseher hell wurde, dann aber sah ich Ernst als Standbild auf dem Schirm. Er musste zu der Zeit um die siebzig gewesen sein und wirkte ziemlich fit. Sein dichtes graues Haar trug er aus der Stirn zurückgekämmt, und er trug ein schickes blaues Hemd, das am Kragen offenstand. Ich erkannte das sympathische Gesicht, das ich auf den Fotos gesehen hatte, und plötzlich erschien der junge Mann von der Baustelle der Buna-Werke vor meinen Augen. Er sass in einem Zimmer voller Bücherregale, und über seine rechte Schulter hinweg war eine kleine Tischlampe zu sehen.

Offenbar erzählte er gerade von Auschwitz, denn er wirkte sehr ernst. «Ja, das ist er», sagte Susanne, als sie sein Gesicht erblickte. Für sie musste es das erste Mal sein, dass sie einen Teil des Interviews sah, und es war bestimmt nicht leicht für sie. Er war ihr Bruder gewesen, aber wir würden es zusammen durchstehen.

Plötzlich belebte sich das Standbild, und Ernie sprach zu uns. Er erzählte eine Geschichte aus dem Lager. In dieser Geschichte ging es um zwei tschechische Juden aus Prag, die sich mit einem Zivilisten anfreundeten. Dieser schmuggelte Lebensmittel für sie ein, die er von ihren nicht inhaftierten Freundinnen bekam. Es war eine faszinierende Einleitung.

Doch dann erzählte Ernie von etwas, das mir vertrauter war. Ich glaubte genau zu wissen, um was es ging. «Ich hatte ebenfalls Glück», hörte ich ihn sagen. Er berichtete, er habe deutschen Arbeitern Suppe bringen müssen. Plötzlich ergab alles Sinn. Ich hatte damals schon angenommen, dass er eine Art Bote sei, und nun bestätigte es sich. Das also war der Grund, weshalb er sich auf der Baustelle freier bewegen konnte als andere Häftlinge.

Er beschrieb, wie er die englischen Kriegsgefangenen beobachtet hatte. Er hatte ihnen sagen wollen, dass er eine Schwester in England habe. Einen bestimmten Gefangenen in Khakiuniform habe er besonders oft beobachtet, sagte er. Und dann beschrieb er ihn. Ich wusste, dass er von mir sprach.

Er sagte, er habe mich für einen Schweisser gehalten und darauf gewartet, dass ich einen Zigarettenstummel fallen liess. Es passte alles zusammen. Ich erlebte den Augenblick noch einmal, während er unsere erste, ein wenig steife Begegnung schilderte, die ein Menschenalter zurücklag. Ernst hatte sich vorgestellt und mich nach meinem Namen gefragt, und ich hatte geantwortet: «Ginger.»

Er hatte meinen Namen damals «Gingy» ausgesprochen, und das

tat er auch diesmal. Ich ergriff Susannes Hand und wiederholte leise: «Gingy.» Ich höre noch heute, wie er das Wort zum ersten Mal aussprach.

Ernies Gesicht leuchtete auf. Den Kopf zur Seite geneigt, blickte er in die Ferne, während er mein rotes Haar beschrieb, und er lächelte, als er sich an mich als jungen Soldaten erinnerte.

In den Einzelheiten wichen seine Erinnerungen ein wenig ab. Er sagte, ich hätte mir Susannes Adresse aufgeschrieben. Ich war mich sicher, sie mir eingepägt zu haben, aber eines war klar: Ernst hatte sich an mich erinnert, und nur das zählte.

Er gab die ganze Geschichte mehr oder weniger genau so wieder, wie ich sie erzählt habe. Er erinnerte sich, dass ich ihm hier und da eine Zigarette zugesteckt hatte, wenn niemand hinschaute. Einige Monate später hatte ich ihn dann herangewunken. Ernst rang um Worte, als er endete. «Er gab mir einen Brief», sagte er und schluckte, als er um Fassung rang, «dazu zehn Schachteln Zigaretten und eine Tafel Schokolade von meiner Schwester.» Seine Augen schimmerten.

Und hier sassen wir nun, Audrey, Susanne und ich mit Peter und dessen Frau, und hörten Ernie zu, wie er seine Geschichte in meinem Haus in Derbyshire erzählte, fünfundsechzig Jahre nachdem sie sich zugetragen hatte. Es war wie eine Nachricht aus dem Jenseits.

Ernie sagte, er wisse nicht, ob er als Einziger so viel Glück gehabt hatte, denn er habe es nie jemandem weitererzählt. Ihm sei klar gewesen, dass er mich damit in Lebensgefahr gebracht hätte, also habe er den Mund gehalten. Ich war gerührt.

Was ich getan hatte, war nur eine Winzigkeit gewesen angesichts der Verbrechen, die Ernie erduldet hatte, aber ich merkte ihm an, wie wichtig ihm die Sache gewesen war. «Zehn Päckchen englischer Zigaretten», sagte er, als wollte er es noch einmal unterstreichen, «das war so, als hätte ich das Rockefeller Center geschenkt bekommen.»

Er war 1944 in Auschwitz III gewesen, einen Herzschlag vom Vernichtungslager entfernt, und ich hatte ihm einen Brief von seiner Schwester in England übergeben. Als er fünfzig Jahre später davon erzählte, schien er darüber noch genauso verwundert zu sein wie damals.

Aber wie hatte er den Todesmarsch überlebt? Das hatte er noch immer nicht erklärt. Ich justierte mein Hörgerät neu, damit ich kein Wort verpasste, als er zu erzählen begann, was er mit den Zigaretten angestellt hatte.

Viele hatte er gegen «zukünftige Gefälligkeiten» eingetauscht, wie er es nannte. Selbst in Auschwitz hatte Ernie seine Grosszügigkeit nicht verloren. Einige Zigaretten hatte er einem Freund geschenkt, den er Mecky nannte; andere hatte er einem Mann gegeben, der mit dem gleichen Transport aus Breslau eingetroffen war, damit er es ein bisschen leichter hatte. Weitere Zigaretten hatte er seinem Kapo gegeben, zweifellos, um sich Schutz zu erkaufen. Und dann kam er auf den springenden Punkt.

«Meine Schuhsohlen waren sehr, sehr dünn geworden», sagte er. «Natürlich gab es im Lager Schuster, und ich liess mir für zwei Päckchen englische Players neue dicke Sohlen unter die Schuhe machen.» Jetzt fügte sich alles zusammen. «Und diese Schuhe», fuhr er fort, «haben mir auf dem Todesmarsch von 1945 das Leben gerettet.»

Da hörten wir es. Wie einfach es doch war: An den Schuhen hatte es gelegen. Ich war über die vielen Leichen hinweggestiegen: Menschen, die ausgerutscht waren und erschossen wurden, die Erfrierungen bekamen und erschossen wurden, denen die Holzschuhe in die geschwollenen Füsse schnitten, bis sie nicht mehr weiterkonnten und erschossen wurden. Ernie hatte die Zigaretten benutzt, um sich das eine zu beschaffen, was den Unterschied zwischen Leben und Tod ausmachte: festes Schuhwerk.

Er schilderte, wie er im Vergleich zu anderen Häftlingen im Konzentrationslager ausserordentliches Glück gehabt hatte. Als die Russen anrückten und die SS die Evakuierung von Auschwitz veranlasste, war er besser darauf vorbereitet gewesen als viele andere. Er sprach Deutsch; er besass ein wenig Brot, das er sich vom Munde abgespart hatte; er verfügte über Zigaretten, die er eintauschen konnte, und über Schuhe, die sich für einen langen Marsch eigneten. Als die SS die Häftlinge forttrieb, hatte Ernst sich überlegt, dass er vorn in der Kolonne am besten aufgehoben sei. Er ahnte, dass der Platz beschränkt sein würde, ganz gleich, wohin sie gingen. Die am weitesten hinten marschierten, würden am Ende vielleicht im Eis übernachten müssen.

Er beschrieb den tiefen Schnee und die beissende Kälte im Wesentlichen so, wie auch ich es in Erinnerung hatte. Er schätzte, dass zehntausend Personen von Auschwitz III verlegt wurden, dazu dreissigtausend aus dem Stammlager. Mit vorgehaltener Waffe wurden sie an diesem schrecklichen Tag zu einem mehr als sechzig Kilometer langen Marsch nach Gleiwitz gezwungen.

Für die allermeisten Insassen war ein solcher Marsch zu dieser Jahreszeit und bei ihrer Kleidung, ihrem Gesundheitszustand und der körperlichen Auszehrung völlig unmöglich. «Sie fielen um wie die Fliegen», sagte Ernie, «und wer umfiel, wurde erschossen.»

«Sieht er nicht traurig aus?», fragte Susanne, als der Ausschnitt zu Ende war. «Er hat alles noch einmal durchlebt.»

Sie warteten auf meine Reaktion, aber ich konnte sie nicht in Worte fassen. Ich war glücklich, dass Ernst sich an mich erinnerte und noch gewusst hatte, dass ich ein klein wenig zu seinem Überleben beigetragen hatte.

«Ich kannte die Geschichte noch gar nicht», sagte Susanne. «Es ist wundervoll.»

In diesem Moment erst wurde mir klar, dass das Video auch für sie

eine Art Offenbarung gewesen war. Susanne hatte getan, was sie konnte, aber sie hatte nie gewusst, auf welche Weise ihr Paket mit den Zigaretten ihrem Bruder geholfen hatte, am Leben zu bleiben.

«Während des Krieges konnte ich nicht viel für ihn tun», vertraute sie mir an, «aber ich war glücklich, dass das Paket geholfen hat.»

Sie schwieg kurz; dann wünschte sie mir ein langes Leben und viel Glück, was in meinem Alter schon einiges bedeutet.

Ich erzählte ihr von meinen vergeblichen Versuchen, sie zu finden, als es mir wieder besser ging, weil ich meinen Frieden mit ihr machen wollte. «Ich wünschte, ich hätte Kontakt zu Ihnen gehalten», sagte ich.

«Ja», erwiderte sie, «das wäre schön gewesen, als wir noch jünger waren.»

22. Kapitel

Meine Geschichte schlug hohe Wellen, als die ersten Sendungen ausgestrahlt wurden. Leute, von denen ich seit Jahrzehnten nichts gehört hatte, setzten sich mit mir in Verbindung. Am meisten freute mich ein Anruf von Henry Kamm, einem ehemaligen Korrespondenten der *New York Times*, der den Pulitzerpreis erhalten hatte und jetzt in einer umgebauten Mühle in Südfrankreich lebt. Wie jeden Morgen ging er mit seinem Computer ins Internet, klickte auf die Nachrichtenseite des BBC World Service und entdeckte Robs Beitrag über einen britischen Kriegsgefangenen und Auschwitz. Henry spitzte die Ohren, als er von dem jüdischen Häftling namens Ernst hörte, und erkannte bald, dass von seinem alten Freund Ernie Lobet die Rede war. Ich freute mich sehr, von ihm zu hören, und die freundlichen Worte darüber, wie ich Ernst zu helfen versucht hatte, gaben mir enormen Auftrieb. Kurz darauf traf ein Paket aus Frankreich ein. Als ich es öffnete, lagen Exemplare seiner Bücher darin. Ich blätterte sie durch, und auf dem Vorsatzblatt fand ich eine anrührende handschriftliche Widmung für mich. Ich werde sie hier nicht wiederholen, aber ich werde sie für den Rest meiner Tage behüten wie einen Schatz.

Seitdem stand das Telefon nicht mehr still. Ich wurde zweimal in die Downing Street eingeladen und zum Mittagessen ins Oberhaus ausgeführt, und ich habe an gut besuchten Versammlungen sowohl in der Cambridge Union als auch bei der Oxford University's Chabad Society for Jewish Students teilgenommen.

In den folgenden Monaten kamen zahlreiche Fernseh-, Radio- und Zeitungsinterviews auf mich zu, mehr als ich je gedacht hätte. Ich wurde

von der International Raoul Wallenberg Foundation geehrt, die mir eine Urkunde für meine Verdienste überreichen und den Künstler Felix de la Concha schicken wollte, um mich malen zu lassen.

Ich sprach in Schulaulen und redete vor dem Holocaust Educational Trust in London, eine Woche nachdem ein Spezialist mir frei heraus – sehr frei heraus – offenbart hatte, dass ich auf meinem verbliebenen Auge das Sehvermögen einbüßen würde. Auf Anweisung des Arztes setzte ich mir daher eine dunkle Sonnenbrille auf, um das Auge vor dem Scheinwerferlicht zu schützen, als ich in Blazer und Krawatte auf das Podium trat. Rob meinte später, ich hätte ausgesehen wie ein gealterter Jack Nicholson an einem schlechten Tag. Er sagte mir, die Ansprache müsse kurz sein, weil wir nur begrenzt Zeit hätten; ich solle sofort zur Sache kommen. Als ich mich erhob und mit meinen Erlebnissen in Ägypten begann, nahm er an, dass es ein langer Abend würde. Am Ende hatte ich nur um zehn Minuten überzogen, was für meine Verhältnisse gar nicht übel ist. Jetzt, wo ich darüber reden kann, habe ich jedes Mal das Gefühl, ich müsste die Geschichte von vorne bis hinten erzählen.

Wie sich herausstellte, war die Sonnenbrille überflüssig. Ein paar Wochen später holte ich mir eine zweite ärztliche Meinung ein und erhielt die Auskunft, dass mein Auge für den Rest meines Lebens durchhalten würde. Was kann man sich in meinem Alter mehr wünschen?

Ich geriet in einen Wirbel aus Geschäftigkeit. Rob hatte mich mittlerweile überzeugt, an dem vorliegenden Buch zu arbeiten, und quetschte mich regelmässig aus. Er stocherte in Winkeln meines Gedächtnisses, die zu erkunden ich bislang gezögert hatte. Es war hart, gleichermassen läuternd wie schmerzhaft, aber die Dunkelheit hebt sich, und es wird immer einfacher.

Als Rob seine Recherchen weiterführte, ergaben sich einige interes-

sante Fragen über die Natur der Erinnerung. Immer wieder wollte er von mir wissen, ob ich mir sicher sei, die Aufschrift «Arbeit macht frei» über dem Tor von Auschwitz III gesehen zu haben. Ich war mir sicher, doch Rob erklärte, einige Experten zweifelten es an, und von der Stätte sei nichts mehr übrig, sodass weder die eine noch die andere Behauptung bewiesen werden könne. Die Toraufschrift, die heutzutage jeder kennt, befand sich über dem Tor des Stammlagers Auschwitz I. Seit über sechzig Jahren hat diese Aufschrift sich in das kollektive Gedächtnis eingepägt, und viele Lager zeigten sie.

Rob sagte, die eindrucksvollste Darstellung des Lagerlebens, die vom Schriftstellers Primo Levi stammt, selbst ein Überlebender des Holocaust, erwähne die Toraufschrift bei Auschwitz III mehr als einmal, aber der Forschungsleiter des Auschwitz-Archivs sei nicht von deren Existenz überzeugt. Deshalb blieben für ihn Zweifel, sodass er mich mehrmals danach fragte, zumal es nicht mehr viele Zeugen gibt, bei denen man sich erkundigen könnte.

Dann geschah etwas Merkwürdiges. Ich lernte einen anderen Überlebenden von Monowitz kennen, der in Grossbritannien zu Hause war, einen grossartigen Burschen namens Freddie Knollen. Ich muss damals neben ihm auf der IG-Farben-Baustelle gearbeitet haben, ohne ihn kennengelernt zu haben. Auch Rob sprach mit ihm. Für Freddie gab es keinen Zweifel, dass es diese schreckliche Toraufschrift gegeben hat. Ich hatte sie zweimal flüchtig gesehen, doch Freddie war jeden Tag durch dieses Tor marschiert.

Von Anfang an wollte ich den Rest von Ernies Lebensgeschichte kennenlernen. Ich wollte wissen, wie es ihm auf dem Todesmarsch ergangen war und was er in Amerika erlebt hatte. Rob hatte mir nur einen kleinen Ausschnitt aus dem langen Video der Shoah-Stiftung gezeigt, die einzige Stelle, an der Ernie über mich, die Zigaretten und den Be-

ginn des Todesmarsches spricht. Rob sagte, er wolle sich erst den Rest des Interviews anschauen, ehe er mir Ernies ganze Geschichte zeigt. Ich musste noch ein wenig warten.

Die Recherchen begannen. Eines Tages im Sommer 2010 kam Rob mit weiteren erstaunlichen Neuigkeiten nach Derbyshire. Diesmal ging es nicht um Auschwitz, sondern um ein Ereignis aus früherer Zeit: die Torpedierung des Schiffes, von dem ich 1941 ins Mittelmeer gesprungen war, um mich zu retten.

Rob sagte, die Akten zeigten, dass die Italiener während dieser Monate sehr viele Handelsschiffe im Mittelmeer verloren hätten, aber meine Schilderung passe auf nur ein einziges Schiff. Die anderen seien zu der Zeit entweder nicht in dieser Gegend gewesen, oder es stimme nicht mit den Daten überein.

Rob war überzeugt, dass das Schiff die *Sebastiano Venier* gewesen sein musste, auch bekannt als die *Jason*. Er breitete Karten und Akten auf dem Esstisch aus und ging sie durch. Tatsächlich konnte es nur dieses Schiff gewesen sein. Für mich änderte sich dadurch einiges.

Am 9. Dezember 1941 wurde die *Sebastiano Venier* von einem Torpedo getroffen, der von einem unserer Unterseeboote abgefeuert worden war, der *HMS Porpoise* unter dem Kommando von Lieutenant-Commander Pizey. Hunderte alliierter Soldaten, darunter viele Neuseeländer, kamen dabei ums Leben. Heutzutage würde man so etwas vermutlich «friendly fire» nennen, Beschuss durch eigene Truppen, und dieser Vorfall wäre eines der übelsten Beispiele in der Geschichte, aber damals machte man einfachere Rechnungen auf: Kriege werden nicht von Kriegsgefangenen gewonnen, und feindlicher Schiffsraum bedeutete Nachschub für Rommel. Ganz gleich, wie viele Gefangene dabei starben, die Schiffe mussten versenkt werden, um das Leben von Soldaten zu retten, die noch kämpften. Das übergeordnete Ziel hing davon ab, koste es, was es wolle. Den Preis dafür zahlten Männer wie wir.

Das war die schlechte Nachricht. Das Blutbad an Bord, besonders in dem Laderaum, der den Torpedotreffer abbekommen hatte, war entsetzlich gewesen. Aber Rob hatte entdeckt, dass nicht alle Gefangenen auf dem Schiff gestorben waren; tatsächlich hatten sogar die meisten überlebt. Ich konnte es nicht fassen.

Kurz nach dem Torpedotreffer war ich an Deck gelangt und ohne nachzudenken ins Wasser gesprungen. Dann hatte ich mir alle Mühe gegeben, so weit wie möglich von dem angeschlagenen Schiff wegzuschwimmen. Ich hatte beobachtet, wie es langsam in der Ferne verschwand und mit dem Bug immer tiefer ins Wasser sank, bis ich es aus den Augen verlor. Für mich stand seitdem fest, dass das Schiff mit all den armen Kerlen, die darin gefangen waren, untergegangen ist.

Ich weiss noch, dass die See rauer wurde, sodass in den Wellen kaum noch etwas zu sehen war. Dann kreuzte der italienische U-Boot-Jäger auf, fuhr rücksichtslos zwischen den wenigen Überlebenden hindurch und warf Wasserbomben. Vor meinem geistigen Auge sah ich noch den Schiffsnamen vor mir, *Centurion* oder so ähnlich. Nach einem Blick in seine Papiere sagte Rob, das Schiff sei mit ziemlicher Sicherheit die *Centauro* gewesen, ein Torpedoboot der italienischen S^z-Klasse. An Bord war ein gefangener neuseeländischer General, der überlebte und später berichten konnte, was er gesehen hatte.

Zu dem Zeitpunkt schwammen mehrere Schiffbrüchige im Wasser, doch sie sind allesamt ertrunken, denn irgendwann war ich als Einziger im Wasser. Ich wollte von Rob wissen, wie es möglich sei, dass jemand überlebt hatte. Das sei ganz einfach, antwortete er. Die *Sebastiano Venier* gar nicht gesunken. Sie wurde sogar berühmt dafür, dass sie nicht sank.

Zuerst begriff ich nicht, was Rob sagte. Als ich ins Wasser gesprungen war, war ich überzeugt gewesen, dass dem Schiff nur noch Minuten blieben. Ich hatte wieder einmal instinktiv gehandelt und nicht nachden-

ken müssen. Jetzt aber hörte ich, dass sich an Bord des Schiffes ein noch bemerkenswerteres Drama abgespielt hatte, während ich von Wasserbomben durchgeschüttelt worden war.

Die Reise der *Sebastiano Venier* nach Afrika – sie hatte Nachschub nach Bengasi gebracht – war für die Besatzung eine Tortur gewesen. Ausser ihr hatten nur vier andere Schiffe den Durchbruch geschafft; der Rest war durch Luftangriffe auf Malta stationierter Flugzeuge und die Geschütze der Royal Navy ausgeschaltet worden. Aufgrund dieser Ergebnisse lagen die Nerven der Besatzung blank. Besonders der italienische Kapitän war nervös und zittrig gewesen, als die *Sebastiano Venier* wieder auslief. Anders als die Gefangenen in den Laderäumen wusste die Besatzung, was sie auf der Rückfahrt erwartete. Sie schafften es bis zur griechischen Südküste, als den Aufzeichnungen zufolge der Kapitän das Sehrohr eines alliierten U-Bootes entdeckte, das aus den Wellen ragte. Er geriet in Panik und sagte sich übereilt, dass es aus sei. Er befürchtete, die zweitausend alliierten Gefangenen würden sich an Deck kämpfen und die wenigen Rettungsboote in Beschlag nehmen, sobald das Schiff getroffen wurde. Um sein eigenes Leben zu retten, befahl er der Besatzung, in die Boote zu steigen, ehe der erste Torpedo einschlug. Diese Entscheidung fiel auf ihn zurück und liess ihn als Feigling dastehen. Sein Schicksal war besiegelt.

Die *Sebastiano Venier* befand sich gut fünf Kilometer westlich von Methoni an der Südwestspitze Griechenlands, als der dritte Torpedo der *HMS Porpoise* den Frachtraum eins im vorderen Teil des Schiffes traf und viele der Männer, die dort eingesperrt waren, auf der Stelle tötete.

Von denen, die ich zurückgelassen hatte, taten einige es mir nach und sprangen ins Meer, überzeugt, das Schiff gehe unter. Nur wenige von ihnen überlebten. Die *Sebastiano Venier* drehte nach Steuerbord. Viele Männer, die an der Backbordseite abgesprungen waren, gerieten

in den Sog der Schiffsschrauben, als das Heck herumschwenkte, und wurden zerrissen.

Der Mann, der das Schiff und die verbliebenen Gefangenen rettete, war ein geheimnisvoller Deutscher, der bis heute nicht identifiziert werden konnte. Er erschien als seltsamer Schutzengel mit einem schweren Schraubenschlüssel in der einen Hand und einer Pistole in der anderen. Er stellte die Ordnung wieder her und brachte die wenigen italienischen Maschinisten, die von ihren Vorgesetzten zurückgelassen worden waren, an ihre Stationen zurück. Mit Hilfe eines alliierten Unteroffiziers bewegte er die Gefangenen, sich ruhig zu verhalten und an Bord zu bleiben. Er sagte ihnen, das Schiff könne sie möglicherweise retten, wenn sie zusammenarbeiteten; die See sei jetzt ihr grösster Feind. Er befahl sämtliche Männer ins Heck des Schiffes, weil ihr Gewicht helfen würde, die Belastung des vorderen Schotts – wenn auch nur ein wenig – zu verringern; davon hinge ihr Leben ab. Er liess Verbandplätze einrichten, wo die Verletzten versorgt werden sollten, und brachte die Maschinen wieder in Gang, die allerdings nur sehr kleine Fahrt machen konnten. Ich konnte kaum glauben, was ich hörte. Es war eine faszinierende Geschichte, und ich hätte sie zu gerne selbst erlebt.

Zu diesem Zeitpunkt schwamm ich schon ungefähr zwanzig Minuten im Meer und war weit abgetrieben worden. Den voll Wasser gelaufenen Schiffsbug benutzte der geheimnisvolle Deutsche als Bremse, um das Schiff nach achtern zu lenken, und langsam näherte es sich der Küste. Mehrere Stunden später setzte er es mit stählernem Knirschen auf den felsigen Strand. Dieser deutsche Seemann, der die Feindschaft beiseitegestellt hatte, um so viele Menschen zu retten wie möglich, wurde von den Alliierten bejubelt.

Die Rettungsboote mit dem Kapitän und der Besatzung näherten sich ebenfalls langsam dem Land. Als sie an die Küste kamen, sahen sie

das angeschlagene Schiff, das landwärts trieb, ohne zu sinken. Wäre das Schiff untergegangen, wäre dem Kapitän kaum ein Vorwurf gemacht worden, dass er die Kriegsgefangenen geopfert hatte, um sich zu retten. So aber war er fertig, und das muss ihm klar gewesen sein. Er wurde verhaftet, heisst es, vor ein Kriegsgericht gestellt und für seine verfrühte Entscheidung, das Schiff aufzugeben, hingerichtet.

Mit dem Deutschen, der genauso rasch verschwand, wie er aufgetaucht war, verhielt es sich ganz anders. Vermutlich hatte es sich um einen Schiffsingenieur oder Maschinisten gehandelt. Seine Rücksichtnahme gegenüber den verletzten Gefangenen wurde nie vergessen, und die, die ihm begegnet sind, bezeichneten ihn als einen Mann von grossem Mut und tiefer Menschlichkeit, der Hunderten von Alliierten das Leben gerettet hat, obwohl er ein Feind war. Bei dem Versuch, vom gestrandeten Schiff an Land zu gelangen, kamen allerdings mehrere alliierte Soldaten um.

Ich weiss nichts darüber, weil ich eine Zeitlang auf der Flucht war, ehe ich erneut gefangen genommen wurde, und ich bin nie einem anderen Überlebenden begegnet, obwohl einige von ihnen ebenfalls auf dem «Ruhr-Acker» gewesen sind, wie sich herausstellte.

Ich hörte mir an, was Rob mir erzählte, hatte aber noch immer Schwierigkeiten mit meinem Gedächtnis. Die Geschichte war fantastisch. Natürlich kann nach so langer Zeit nichts mehr als sicher gelten, aber ich kann mir nicht vorstellen, dass es sich um ein anderes Schiff als die *Sebastiano Venier* gehandelt hat. Ich war überwältigt. Für mich war es ein furchtbares Erlebnis gewesen, doch wie so vieles stand es im Schatten dessen, was darauf folgte. Zu erfahren, dass so viele Männer die Katastrophe überlebt hatten, war eine Erleichterung. Fast siebzig Jahre lang hatte ich mich für den einzigen Überlebenden gehalten. Und dann fiel bei mir der Groschen.

«Ich hätte gar nicht ins Meer springen müssen.»

«So sieht's aus», erwiderte Rob.

«Na, da war ich ja wirklich ein blöder Heini», sagte ich.

23. Kapitel

15. November 2010

Der Morgen begann feucht und grau, doch als ich am Vormittag aus dem Fenster blickte, sah ich, dass die Wolkendecke sich gehoben und unterhalb des Win Hill, der Hügelkuppe auf der anderen Seite des Tales, Nebelflecke hinterlassen hatte. Win Hill, so besagt die Legende, hat seinen Namen von dem siegreichen Heer in einer Schlacht, die in grauer Vorzeit stattfand. Das geschlagene Heer hatte sich auf einer anderen Kuppe in der Nähe postiert, der heute als Lose Hill bekannt ist. Doch nicht alles im Peak District ist derart polarisiert. Nachdem ich nun den Dialekt gemeistert habe, ist es ein freundliches Fleckchen Erde. Nimmt man hinzu, dass ich hier ein warmes Bett habe und drei gute Mahlzeiten am Tag bekomme, kann man wohl behaupten, dass ich es endlich geschafft habe.

Rob kam ein bisschen spät. Die Sonne brannte bereits die Wolken weg, und über Hope Valley war stellenweise blauer Himmel zu sehen. Rob brachte mir etwas, auf das ich zwölf Monate gewartet hatte: die komplette Lebensgeschichte von Ernie Lobet, den ich als Ernst gekannt hatte, festgehalten in einem mehr als viereinhalbstündigen Videointerview. Ich stieg die Wendeltreppe zum Zwischengeschoss hinauf, neugierig, was aus dem Mann geworden war, den ich vor so vielen Jahren gekannt hatte. Wir setzten uns vor den Fernseher, Rob drückte «Play», und Ernie legte los. Für ihn begann alles vor dem Krieg mit einer geräumigen Achtzimmerwohnung in der schönen, ehemals deutschen Stadt Breslau. Die Lobethals waren eine angesehene jüdische Familie. Ernies Vater war Direktor einer Seilfabrik, und sie führten ein gutes Le-

ben. Sie hatten sogar einen Nobelpreisträger in der Familie: Ernies Grossonkel Paul Ehrlich hatte um die Jahrhundertwende ein Medikament gegen die Syphilis entwickelt.

Ernie schilderte eine kurze Urlaubsfahrt an die Ostsee mit ihrem Kindermädchen im Jahre 1929, als er vier war. Als sie wiederkamen, hatte sein Vater die Familie verlassen. Ich merkte, dass es eine schmerzhafteste Erinnerung für ihn war. Sein Vater, erzählte Ernie, hatte die Firma verscherbelt und war mit einer anderen Frau nach Südafrika geflohen. Es gab einen Skandal, und sämtliche Zeitungen berichteten darüber.

Ernies Mutter, Frieda Lobethal, und seine Grossmutter Rosa blieben zurück, ohne zu ahnen, wohin er verschwunden war. Sie zogen in eine viel kleinere Wohnung. Schliesslich gelang es Ernies Mutter, ihren Mann zu finden. Sie verklagte ihn und gewann den Prozess. Doch es sei ein Pyrrhussieg gewesen, erzählte Ernie, weil sie nie auch nur einen Pfennig von ihm gesehen hat.

Die Probleme prasselten nur so auf die Familie nieder. Ernies Mutter erkrankte an Tuberkulose und musste ins Krankenhaus. Kinder durften Tbc-Patienten damals nicht besuchen, und Ernie sah seine Mutter nur noch zweimal, ehe sie 1932 an der Krankheit starb. In Wahrheit aber, sagte Ernie, sei sie an gebrochenem Herzen gestorben. Eine Familie, die so viel besessen hatte, musste mit ansehen, wie ihr alles zwischen den Fingern zerrann. Und das war erst der Anfang.

«Er ist grossartig, nicht wahr?», fragte Audrey. Sie meinte damit die Leidenschaft in Ernies Stimme, als er von seiner Familie erzählte. Seine Grossmutter hatte ihn und Susanne unter grossen Mühen ganz allein aufgezogen. Sie war eine bemerkenswerte Frau, aber sie stammte aus einer wohlhabenden Familie und hatte fast ihr Leben lang Diensthilfen gehabt. Im Alter musste sie sich dann plötzlich um zwei Kinder kümmern, mit denen sie kaum umzugehen wusste.

«Sie war voller Liebe und hätte für ihre Enkel das letzte Hemd gegeben», sagte Ernie und kämpfte mit der Macht der Erinnerung, als hätte sie ihn übermannt, als er nicht damit rechnete.

Schliesslich gab die Grossmutter dem Druck der Verwandten nach und brachte die beiden Kinder in ein jüdisches Waisenhaus. «Dort war es schrecklich, unsagbar schrecklich», berichtete Ernie. Er verabscheute jeden Augenblick, den er dort verbrachte. Nach seinen eigenen Worten hatte die Zeit dort einen «sehr verderblichen Einfluss». Weil er klein und mager war, zwang man ihn, mehr zu essen als die anderen, und er musste eine Möglichkeit finden, das Essen loszuwerden. Also wickelte er die Kartoffeln mitsamt der Sosse in sein Taschentuch und steckte es ein. Er musste lächeln, als er schilderte, wie ihm die Sosse am Bein herunterlief, wenn er nach dem Mittagmahl losrannte, um das Essen loszuwerden.

Während er sprach, geschah etwas Merkwürdiges: Ich hatte das Gefühl, als würde ich Ernie jetzt erst kennenlernen, und mir gefiel, was ich sah. Ich glaube, er war sensibler als ich, doch selbst über diese schlimmen Kindheitserinnerungen konnte er lachen.

Er floh mehrmals aus dem Waisenhaus und wurde schliesslich zu Pflegeeltern gegeben. Er sagte, der Tag, an dem er das Waisenhaus hinter sich liess, gehörte zu den glücklichsten seines Lebens. Bei seinen neuen Vormündern konnte er kommen und gehen, wie es ihm gefiel, aber das Deutschland, das er gekannt hatte, veränderte sich zusehends zum Schlechten. Er war acht, als Hitler 1933 die Macht ergriff, und zwei Jahre später untersagten die Nürnberger Gesetze die Heirat und sexuelle Beziehungen zwischen Juden und nichtjüdischen Deutschen und beschleunigten den Sturz in den Abgrund.

Ernie erinnerte sich an das Fahrrad, das seine Grossmutter ihm als Dreizehnjährigem zum Bar-Mizwa schenkte. Sie strickte dafür Mützen

und schuftete wie eine Sklavin. Die Berufsverbote gegen Juden hatten kaum direkte Auswirkungen auf einen Jungen wie Ernie, die «Kristallnacht» allerdings schon. Er erinnerte sich, wie er an jenem Tag im November 1938 auf seinem fünfzehnminütigen Schulweg an eingeschlagenen Schaufensterscheiben und geplünderten Läden vorbeikam. Als er die schöne Breslauer Synagoge erreichte, stand sie bereits in Flammen, und es kursierte das Gerücht, die Nazis würden erwachsene männliche Juden zusammentreiben.

Danach ging er nicht mehr zur Schule. Die ängstlichen Gespräche unter den Erwachsenen drehten sich um Möglichkeiten, auszuwandern, einfach nur wegzukommen. Susanne hatte einen Platz auf dem Kindertransport nach England bekommen, aber Ernie blieb zurück. Er arbeitete schliesslich beim Hachscharah-Programm, das Juden ermutigen sollte, sich landwirtschaftliche Kenntnisse anzueignen und sich auf ein Leben in Israel vorzubereiten. Eine Zeitlang wurde es von den Nazis geduldet, in den ersten Kriegsjahren aber aufgelöst.

Ernie war erst fünfzehn und kehrte nach Hause zurück, um sich um seine kranke Grossmutter zu kümmern, die nun völlig auf ihn angewiesen war. Sie lebten in einem Zimmer einer Wohnung im dritten Stock, während die Gesetze, die das Leben der Juden einschränkten, immer strenger wurden. Selbst das Gas und der Strom, die sie verbrauchen durften, war begrenzt. Ihr Essen mussten sie auf einem Kocher zubereiten, den sie mit Kerosin betrieben, das ein mitleidiger Händler ihnen heimlich zukommen liess. Ernie entging den Verhaftungen eine Zeitlang und bekam Arbeit bei einer Firma, die Reifen runderneuerte, so dass er seine Grossmutter unterstützen konnte.

Während ich zuschaute, wie Ernie seine Geschichte erzählte, war ich erstaunt, wie lange er auf freiem Fuss geblieben war. Ich hatte immer befürchtet, er hätte viel länger in den Lagern durchhalten müssen. In gewisser Weise war es ein Segen, aber ich wusste ja – wir alle wuss-

ten –, wohin sein Weg ihn führen würde. Nachbarn und ein Ladenbesitzer unterstützten die Familie heimlich mit zusätzlichem Essen, aber die Schlinge zog sich rasch zu. Deutsche Soldaten, die von der Ostfront in die Heimat kamen, berichteten, was mit den polnischen Juden geschah: die Verschleppungen, die Gettos, die willkürlichen Morde. Die Geschichten sprachen sich rasch herum, waren aber so grauenhaft, dass niemand sie glauben wollte. Dabei waren sie nur ein kleiner Vorge-schmack auf das, was folgte.

Ernies Grossmutter war bislang verschont geblieben, aber ihre Schwestern hatte man bereits deportiert. Dann, Januar 1943, erschien Ernies Name auf einer der letzten Listen von Juden, die aus der Stadt deportiert werden sollten. Ihm wurde gesagt, er solle sich darauf vorbe-reiten, nach Osten gebracht zu werden. Ernie vermutete, dass er zu Schwerarbeit gezwungen werden sollte, dass er Strassen bauen müsse oder dergleichen, aber niemand wusste genau, was bevorstand. Er pack-te einen Rucksack, zog sämtliche warme Winterkleidung an, die er be-sass, und wartete.

Am späten Nachmittag holten Männer in Ledermänteln ihn ab. Es war die Gestapo. Die Männer gaben sich zuerst ganz zivil, bis seine Grossmutter sie anflehte, ihr Ernie zu lassen. «Meine Grossmutter stand da und blickte völlig verzweifelt drein», sagte er, schüttelte heftig den Kopf und biss sich auf die Lippe, um die Tränen zu unterdrücken. «Ohne mich war sie hilflos. Sie wusste, dass sie nicht allein zurechtkam. Sie flehte und bettelte. ‚Können Sie ihn nicht hierlassen? Er ist meine einzige Stützen Sie begriff es einfach nicht. Dann wurden die Männer grob. ‚Kommen Sie jetzt mit‘, sagten sie zu mir. Da wusste ich, dass ich meine Grossmutter niemals wiedersehen würde. Sie war eine gute Frau.»

Es fiel mir schwer, Ernie dabei zu beobachten, wie er das alles noch einmal durchlebte. Obwohl ich in der Behaglichkeit meines eigenen

Hauses sass, konnte ich mich an seine Stelle versetzen, als er diesen schrecklichen Abschied noch einmal durchmachte, und nachempfanden, was er empfunden hatte. Nachdem Susanne fort war, hatte er ausser seiner Grossmutter keine Verwandten mehr, und Gott allein weiss, was der alten Dame zusties. Sie war schon sehr gebrechlich.

Ich verstand allmählich, warum Ernie seine Geschichte erzählte. Er liess diese Videoaufzeichnung anfertigen, damit die Menschen in der Zukunft wussten, dass er, Ernie Lobet, eine Grossmutter namens Rosa gehabt hatte, die in Breslau lebte und von ihrer Familie geliebt worden war. So wie ich, war auch Ernie ein Zeuge jener Zeit. Später fand er heraus, dass die SS seine Grossmutter im Konzentrationslager Theresienstadt ermordet hatte.

Ich brauche Ernies Fahrt in den Viehwaggons und seine Ankunft in Auschwitz nicht zu schildern; ebenso wenig die Selektion, als diejenigen, die sofort in die Gaskammern gingen, von denen getrennt wurden, die sich langsam zu Tode schuften sollten. Ernie beschreibt seine Ankunft in Auschwitz-Monowitz als einen Augenblick völliger Vernichtung. Die Neuankömmlinge, die mit Frauen und Kindern verschleppt worden waren, mussten erkennen, dass ihre Angehörigen wahrscheinlich schon ermordet und verbrannt worden waren. Ernie war allein; deshalb blieb ihm der Schmerz erspart, Menschen leiden zu sehen, die ihm lieb waren.

Ich brauche nicht zu sagen, dass Ernie oft Glück gehabt hatte und Auschwitz nur deshalb überleben konnte. Man musste eine Nische finden, sagte er, eine Möglichkeit, die Hungerrationen zu ergänzen, sonst starb man. Ernie begann mit der Arbeit, indem er das Fundament eines Gebäudes grub; er konnte mit einem Spaten umgehen, während die meisten anderen ein solches Arbeitsgerät kaum je zu Gesicht bekommen hatten, aber es ging ihm genauso schlecht wie ihnen. Dann hatte er

Glück. Einer der Aufseher befahl ihm, die Bauhütte auszufegen, in der sie sich unterstellten. Ein Ofen stand darin, und Ernie bekam die Anweisung, das Feuer in Gang zu halten. Als Nächstes befahlen ihm die SS-Posten, Schmiere zu stehen und sie zu alarmieren, wenn ihr Unteroffizier kam, damit sie in der Hütte bleiben konnten und nicht in der Kälte stehen mussten. Das bedeutete, dass Ernie sich jedes Mal, wenn er hineinging, um das Feuer zu schüren, ein bisschen aufwärmen konnte. Das brachte ihn durch die schlimmsten Wochen dieses Winters.

Ich hatte immer gewusst, dass Ernie ein kluger Bursche war, und dazu hatte er noch Glück. Er berichtete, wie es ihm gelungen war, hundert Mark in die Hände zu bekommen, die er in seinem Gürtel versteckt hielt, als er ins Lager kam. Es muss wie ein Glücksspiel für ihn gewesen sein, als er sich entscheiden musste, was er mit dem Geld anfangen sollte. Schliesslich beschloss er, die hundert Mark beim Blockältesten gegen einen halben Laib Brot einzutauschen. Es war eine teure Mahlzeit, aber sie gab ihm zusätzliche Kraft, der er zu verdanken hatte, dass er zum Lagerboten gemacht wurde und für die SS-Wachmannschaften Besorgungen erledigte. Dadurch wiederum bekam er ein bisschen mehr Suppe als die anderen und damit zusätzliche Energie. Bei den anderen Männern konnte er beobachten, wie die Auszehrung ihren Tod beschleunigte.

Die Häftlinge, die im Freien arbeiten mussten, verfielen sehr schnell. Hunderte starben vor Ernies Augen. Er wusste, dass es unmöglich war, vollkommen unmöglich, das Lager zu überleben, wenn man nicht einen kleinen Vorteil fand, irgendein kleines Plus, das einem half, am Leben zu bleiben. Insbesondere der Arbeitsplatz eines Häftlings war mitentscheidend über Leben und Tod. Wieder hatte Ernie Glück, denn er konnte drinnen bei den deutschen Zivilisten arbeiten. Es verschaffte ihm eine bessere Chance auf ein Überleben.

Dann berichtete Ernie noch einmal, wie er mich kennengelernt hatte, und erzählte die Geschichte von den Zigaretten. Für mich war es wundervoll, an diese besonderen Augenblicke erinnert zu werden, aber ich wollte jetzt wissen, wie es weiterging.

Freundschaften zwischen den Häftlingen waren nicht unbedingt von Vorteil. «Überleben musste man alleine», sagte Ernie. Wie wahr, dachte ich. Auch aus diesem Grund bin ich in den Jahren meiner Gefangenschaft ein Einzelgänger gewesen.

Ernie hatte einen Freund namens Makki oder Mecky – es liess sich nur schwer verstehen. Ernie hatte ihn im Zuge des Hachscharah-Programms kennengelernt, an dem sie Jahre zuvor teilgenommen hatten und bei dem ihnen beigebracht worden war, wie man einen Acker pflügt und die Saat ausbringt. Ernie hatte Makki – so will ich den Namen von nun an schreiben – ein paar von den Zigaretten geschenkt, die ich ihm zugespielt hatte; deshalb fühlte auch ich mich diesem Mann verbunden.

Was mich wirklich interessierte, war Ernies Weg nach Auschwitz, doch als er auf den Todesmarsch zu sprechen kam, schlug seine Stimmung um. Alles, was er sich aufgebaut hatte, um eine Überlebenschance zu erhalten, wurde weggefegt. Immerhin war er nicht so unterernährt wie die meisten anderen und besass festes Schuhwerk und Zigaretten, die einzige anerkannte Währung. Ich hatte selbst die steifgefrorenen Leichen gesehen und war auf der gleichen vereisten Strasse wie diese Menschen marschiert; deshalb wusste ich, wie schrecklich diese Tage gewesen sein müssen. Ernie schätzte, dass zwischen vierzig- und sechzigtausend Menschen aus den Auschwitzer Lagern getrieben wurden, von denen nur ungefähr zwanzigtausend das Ziel erreichten. Das bedeutete noch lange nicht, dass sie das Ende des Krieges erlebten; es bedeutete lediglich, dass sie den Marsch überstanden hatten.

Ernie war klar, dass er an der Spitze der Kolonne marschieren musste, denn am Zielort würde drangvolle Enge herrschen.

Genauso war es. Ernie gehörte zu den Ersten, die im Konzentrationslager Gleiwitz eintrafen. Dort ergatterte er einen Pritschenplatz für die Nacht. Wer später kam, musste auf dem harten, eisigen Boden schlafen.

Rob hatte mich indirekt gewarnt, dass mir eine aufwühlende Geschichte bevorstehe, und ich konnte mir nicht vorstellen, wie Ernie überlebt haben sollte. Ich war quer durch Mitteleuropa marschiert; deshalb wusste ich, dass die KZ-Häftlinge einen solchen Marsch niemals durchgestanden hätten. Sogar ich wäre beinahe daran zugrunde gegangen, und ich war zu Anfang in viel besserer Verfassung gewesen als die jüdischen Mitgefangenen.

Ernie war drei Tage in Gleiwitz. Sie alle wussten, dass die Russen rasch vorrückten. Wilde Gerüchte, was die SS als Nächstes mit ihnen anstellen würden, machten die Runde. Einige besagten, dass sie in die Konzentrationslager Buchenwald oder Mauthausen kämen, andere, dass die Schweiz oder Schweden sich bereiterklärt hätten, die Juden aufzunehmen. «Alles wurde geglaubt», sagte Ernie. «Ein sehr beliebtes Gerücht besagte, dass wir in Deutschland in einer Marmeladenfabrik arbeiten sollten. Marmelade enthält Zucker, und alle waren hungrig.» Ich konnte mir gut vorstellen, wie verlockend diese Vorstellung war. Schon in unserem Lager wurde ständig von Essen fantasiert, aber für die jüdischen Häftlinge muss es die reinste Folter gewesen sein. Die ehemaligen Anwälte unter ihnen deuteten an, dass es eine Amnestie für sie geben würde. «Als könnte man jemanden begnadigen, der nie verurteilt worden ist», kommentierte Ernie.

Schliesslich erhielten sie den Befehl, sich zum Abtransport fertigzumachen, und wurden auf offene Viehwaggons geladen. «In jedem Wagen müssen um die achtzig Menschen gewesen sein», sagte Ernie und senkte den Blick. Als sie losführen, schneite es, und Ernie verlor rasch das Zeitgefühl. «Ich stand den grössten Teil des Weges, aber dann star-

ben sie einer nach dem anderen, und wir warfen die Leichen hinaus, sodass wir genug Platz bekamen, um sitzen zu können. Wie viele Tage wir in dem Wagen verbrachten, kann ich nicht sagen. Ich hatte ein bisschen Brot übrig, aber wir bekamen kein Wasser.»

Ich fühlte mich schrecklich machtlos, als ich ihn hörte, ohne helfen zu können. Leise murmelte ich ihm Ratschläge zu, und beinahe war es so, als könne er mich hören.

«Einer hatte eine Feldflasche», sagte er, «ein anderer ein Stück Schnur. Wir banden sie an die Feldflasche und liessen sie vom Zug baumeln. Durch die Bewegung schöpfte sie Schnee. Wenn die Flasche voll war, zogen wir sie hoch und liessen den Schnee in unseren Mündern schmelzen. Dadurch überlebten wir.»

Nach vier Tagen erreichten sie Mauthausen in Österreich. Der schreckliche Ruf dieses Steinbruchlagers war selbst bis nach Auschwitz gedrungen. «Wir dachten, es wäre unser Ende, aber wir waren zu erschöpft und zu müde, um uns Sorgen zu machen», sagte Ernie. «Man warf uns etwas Brot hin, und wir stürzten uns darauf. Aber ich bekam nichts ab, denn niemand teilte, was er an sich raffen konnte. Alle, die das Glück hatten, etwas in die Finger zu bekommen, verschlangen es, ehe die anderen herankonnten.»

Schon bald verbreitete sich die Nachricht, Mauthausen sei überfüllt, und es hiess, dass sie woandershin verlegt würden. Ernie rückte sich auf seinem Sessel zurecht, während er sprach. Seine Miene war angespannt, aber er gab sich immer noch sachlich, beinahe gelassen. Der Zug war weitergefahren, doch Ernie schien es nicht über sich zu bringen, davon zu erzählen, was als Nächstes geschah. Er atmete tief durch; seine Augenwinkel waren rot, und er schüttelte ungläubig den Kopf. Er versuchte ein gezwungenes Lächeln. Dann stiess er hervor: «Ich habe mein Augenlicht verloren. Ich hatte die Augen offen und blickte hinaus, und

alles war schwarz.» Seine Lippen bebten, als er wiederholte: «Alles war schwarz.» Ernie hatte inmitten sterbender Häftlinge in einem offenen Viehwaggon gegessen, blind und hilflos.

Kopfschüttelnd starrte er ins Leere, sichtlich um Worte verlegen. So hatte ich ihn nie erlebt. Er musste gegen die Tränen ankämpfen, und seine Stimme brach, als er schliesslich fortfuhr: «Es war schrecklich. Der Zug rollte, hielt und rollte weiter, aber für mich spielte es keine Rolle mehr. Es schneite noch immer.» Ernie hielt inne und putzte sich die Nase. Es kam mir so vor, als würde er vor unseren Augen altern. Das Lächeln, das wir von den Fotos kannten, war verschwunden. Die Falten, die von seiner Nase zum Mundwinkel verliefen, waren tiefer geworden.

Ernie war nun auf seinen Freund Makki angewiesen, der ihm sagte, dass sie Österreich verlassen hätten und durch Ortschaften mit tschechischen Namen kämen. Ernie konnte noch immer nichts sehen. Während der Zug durch das Land ratterte, erzählte Makki ihm, dass einheimische Tschechen ihnen Brotlaibe in die Waggonen warfen, wenn sie unter Brücken durchfuhren. Offenbar hatte die Reise des Häftlingszuges sich herumgesprochen.

«Wenn man auf einer Brücke stand, muss sich ein unfassbarer Anblick geboten haben», sagte Ernie. «Ich weiss nicht, aus wie vielen Viehwaggonen der Zug bestand, aber sie alle waren offen, und im Innern drängten sich Gerippe in gestreifter Kleidung, teilnahmslos wie Vieh, das zur Schlachtbank geführt wird.» In ganz Österreich hatten sie keine Scheibe Brot bekommen, und als sie nach Deutschland kamen, war es genauso. Aber die Tschechen hatten getan, was sie konnten, um ihnen zu helfen. Ich musste an das Stück Brot denken, das ich bekommen hatte, als wir uns ungefähr zur gleichen Zeit müde durchs Land schleppten.

Ernie lebte nun in finsterner Nacht. Ohne Makki wäre er hilflos gewesen. Es musste ihm so vorgekommen sein, als ströme sein Leben hinaus in die Dunkelheit. Natürlich wusste er, dass ein Zwangsarbeiter ohne Augenlicht nutzlos war und dass man ihn erschiessen würde, sobald man seine Blindheit bemerkte.

Nach sieben oder mehr Tagen in den offenen Viehwagen erreichten sie einen Ort bei Nordhausen in Mitteldeutschland, wo man sie aus den Waggons holte und in ein neues düsteres Konzentrationslager trieb. Sein Name war Mittelbau-Dora. Ernie sollte es nie vergessen.

Er bekam Suppe, und wie durch ein Wunder kehrte sein Augenlicht zurück, ehe jemand seine Blindheit bemerkt hatte. Er erfuhr, dass das KZ Arbeitskräfte für eine geheime unterirdische Fabrik stellte, in der Hitlers «Vergeltungswaffe 2» montiert wurde – die Rakete, die allgemein als V2 bekannt ist. Sie war des Diktators letzte Trumpfkarte.

Ernie erhielt eine neue Lagernummer, die ihm diesmal wenigstens nicht eintätowiert wurde. Seine Kleidung, darunter ein Pullover, der ihn am Leben erhalten hatte, wurde ihm weggenommen. Man trieb ihn und die anderen in eine Baracke, in der sie zu zweit auf einer Pritsche schlafen mussten. Nun war er wieder ganz unten, ohne Quelle für zusätzliche Lebensmittel. Ernie war lange genug im KZ gewesen, um zu wissen, dass man so etwas nicht überleben konnte.

Man schickte die Häftlinge in die Stollen, wo die Raketen montiert wurden, und teilte Ernie einem Arbeitskommando zu, das italienischen Zivilarbeitern, die als Maurer beschäftigt wurden, Ziegelsteine brachte. In seinem Teil der Höhlen bekam Ernie keine einzige Rakete zu Gesicht, und es war ihm auch egal. Mittlerweile setzten die Amerikaner zur Rheinüberquerung an, und die Russen hatten Ernies Heimatstadt Breslau eingekesselt. Trotzdem bezweifelte er immer mehr, ob die Alliierten rechtzeitig kamen, um ihn und die anderen zu retten.

Ich musste an meinen eigenen Weg aus der Gefangenschaft denken und an den Augenblick, als der trügerische Fluss mich lockte, hineinzuspringen und allen Qualen ein Ende zu machen. Ich fragte mich, woher Ernie die Kraft genommen hatte, nicht aufzugeben.

«Die Arbeit war unmenschlich hart, und zu essen bekamen wir einen Liter Suppe», berichtete er. Er sagte zu seinem Freund Makki, sie müssten aus dem Lager heraus, sonst würden sie sterben. Etwas Schlimmeres als die Stollen von Mittelbau-Dora konnte es nicht geben. Sie hörten, dass ein Trupp zusammengestellt wurde, der woanders arbeiten sollte. Sie wussten beide, dass es ihre einzige Chance war, und sie meldeten sich freiwillig, ohne zu wissen, worauf sie sich einliessen.

Ernie wusste, dass sie eine bessere Chance hatten, wenn sie irgendein Spezialgebiet vorweisen konnten, ob echt oder erfunden. Makki und er reihten sich in die lange Schlange der Häftlinge ein, die aus Mittelbau-Dora herauswollten, und standen schliesslich vor einem SS-Mann, der darüber entschied, wer ging und wer blieb.

Ernie trat vor. Als der SS-Mann ihn nach seinem Beruf fragte, behauptete er, Schlosser zu sein, obwohl sein Wissen über Schlosserei auf seinen Daumnagel gepasst hätte. Er wurde durchgewinkt. Makki, der direkt hinter ihm kam, konnte sich jetzt schwerlich ebenfalls als Schlosser bezeichnen, also antwortete er auf die Frage des SS-Mannes: «Elektriker.»

«Dich brauchen wir hier», sagte der Aufseher, und Makki musste zurück.

«Es brach mir das Herz», sagte Ernie, biss sich auf die Lippe und litt sichtlich unter dem Gewicht seiner Worte. Dann brach sein Widerstand. Er weinte laut und bedeckte die Augen mit der Hand. «Ich wollte, dass Makki mitkommt», sagte er mit bebender Stimme. «Ich habe ihn nie wiedergesehen. Er ist gestorben, und das nur, weil er ‚Elektriker‘ gesagt hat.»

Ernie schluchzte. Es war mir peinlich, seine Trauer zu sehen. Mir schien, als hätten wir anderen kein Recht, dabei zu sein. Fünfzig Jahre nach den Ereignissen erzählte er diese Geschichte, und noch immer trauerte er um seinen Freund.

In Mittelbau-Dora kamen ungefähr zwanzigtausend KZ-Häftlinge ums Leben, und Makki war vermutlich einer von ihnen. Und wie er es für seine Grossmutter getan hatte, bezeugte Ernie nun für die Nachwelt, dass Makki existiert hatte, dass sein Leben einen Wert besessen hatte, so wie das aller anderen. Sie hatten einander geholfen, Ausschwitz und den Todesmarsch zu überstehen, und Ernie hatte Makki mit den Zigaretten unterstützt, die ich ihm zugespielt hatte, aber es hatte nicht gereicht.

Millionen waren umgekommen, und keiner von ihnen hatte viel zur eigenen Rettung tun können. Es lag nicht an schwindenden Reserven oder gar an einem Mangel an Mut und Initiative, es war einfach nur Glückssache. Ich wusste durch meine eigenen Erlebnisse in Krieg und Gefangenschaft, dass jeder, der durchkam, sein Leben vor allem dem Zufall verdankte. Ernie hatte die Gelegenheiten genutzt, die sich ihm geboten hatten, aber das Glück hatte den grössten Beitrag zu seinem Überleben geleistet.

Ich merkte Ernie an, dass sein Kampfgeist ihn ein wenig verlassen hatte, als beflecke der Verlust des Freundes seine fantastische Überlebensgeschichte. Er redete langsamer, als hakte er nur noch die Einzelheiten ab, um endlich zum Ende zu kommen.

Mit dem Transport verliess Ernie Mittelbau-Dora, doch die ausgegellten Freiwilligen wurden nur bis Nordhausen am anderen Ende des Tunnelkomplexes gebracht, und dort erging es Ernie kaum besser. Sie schliefen auf Pritschen, die man in eine Reihe von Militärwerkstätten gezwängt hatte. Ernie vermutete, dass in dem Lager, das ebenfalls von einem Starkstromzaun umschlossen war, ungefähr sechstausend

Häftlinge festgehalten wurden. Das Essen war genauso scheusslich wie in allen anderen KZs.

Es war März. Die Tage verschmolzen ineinander, und Ernie verlor das Zeitgefühl. Er wusste mittlerweile, dass der Krieg bald zu Ende sein würde, doch er verfiel zusehends. Rings um ihn starben Häftlinge, und er fürchtete, er würde seine Befreiung nicht mehr erleben. Von den sechstausend Häftlingen, die es bei seiner Ankunft im Lager gegeben hatte, waren wenige Wochen später nur noch eintausendfünfhundert am Leben.

Jeden Tag führ Ernie mit einem kleinen Zug in den Stollen ein, um Steine zu bewegen. Die Arbeit war schwer und ging langsam voran. Die Zwangsarbeiter waren schwach, und die Aufseher kümmerte es wenig, ob sie vorankamen. Die fünfzehnhundert Gefangenen, die am Ende übrig waren, vermochten kaum die Arbeit von hundert gesunden Männern zu leisten, sagte Ernie. Ende März wurden die Arbeiten endgültig eingestellt. Es hatte keinen Sinn mehr.

Die Tage vergingen damit, dass sie auf die Amerikaner warteten, aber diese kamen nicht. Die alliierten Bomber flogen jedes Mal hoch über das Lager hinweg und hatten andere Ziele. Eines Tages Anfang April hörte Ernie Luftalarm, doch es hatte kaum Bedeutung für ihn, denn die KZ-Häftlinge konnten nirgendwo Schutz suchen. Er hörte Bomben im Lager einschlagen, und mehrere Baracken gingen in Flammen auf. Er hörte Schreie und sah Häftlinge brennend umherlaufen. Ernie begriff, dass die Flugzeuge Brandbomben warfen. Das brennende Gel aus den Bomben klebte an den Körpern der Menschen. Dann fiel ihm auf, dass mehrere Bomben den Zaun um das Lager beschädigt hatten, und obwohl die SS-Leute in den Bunkern waren, schienen etliche getötet worden zu sein. Trotzdem war es noch immer zu gefährlich für einen Fluchtversuch.

Ernies Baracke stand noch. Die Häftlinge aus den anderen Blocks kamen, und alle kauerten sich für eine Nacht zusammen, ohne etwas zu

essen bekommen zu haben. Sie rechneten mit dem Schlimmsten. Am nächsten Morgen hörten sie wieder Sirenen und gerieten in Panik. Menschen rannten in alle Richtungen. Kaum war Ernie aus der Baracke, sah er, dass der Elektrozaun durchhing und ein grosses Loch darin klaffte. Sämtliche SS-Leute, die er sah, hatten die Beine in die Hand genommen und flohen. Er sah, wie Häftlinge über den Stacheldraht kletterten, und folgte ihnen. Kaum war er auf der anderen Seite, stürmte er los.

Dann hörte er das tiefe Brummen von Flugzeugmotoren. Bomben wurden ausgeklinkt. Ernie rannte weiter über die Felder, während die Bomben rings um ihn explodierten. Er sah nach hinten, wollte wissen, ob das Lager getroffen war, denn die Piloten hoch über ihm konnten nicht gewusst haben, dass die militärischen Gebäude vor Kurzem in ein Konzentrationslager umgewandelt worden waren. Ernie lief weiter, bis er das Gefühl hatte, ewig gerannt zu sein. Schliesslich warf er sich in einen tiefen Graben am Waldrand und versuchte, zu Atem zu kommen.

Als er den Blick schweifen liess, entdeckte er einen toten Zivilisten. Den Kleidern nach hielt er ihn für einen Italiener; er schien in der Nacht zuvor getötet worden zu sein. Die Leiche war mit einer alten Uniformjacke, einer nicht einzuordnenden Hose und einer «grotesken Mütze» mit einem Schirm bekleidet. Ernie starrte auf den Toten und begriff erst in diesem Augenblick, dass er endlich frei war.

Er drehte den toten Mann um und versuchte, ihm die Sachen auszu ziehen. «Es gibt nicht Schlimmeres, als eine Leiche zu entkleiden», sagte er. Die Totenstarre hatte eingesetzt, doch es gelang ihm, die weite Hose und die Jacke herunterzubekommen. Er streifte seine Häftlingskleidung ab und zog die Sachen des Toten über. Er war wieder Zivilist.

Als Ernie diese Worte aussprach, trat zum ersten Mal seit einer halben Ewigkeit wieder ein Lächeln auf sein Gesicht. Ich spürte, wie ich

mit ihm lächelte; ich konnte nachempfinden, was er in diesem Augenblick gefühlt haben muss.

Nachdem Ernie die Kleider des Fremden angezogen hatte, sah er sich um und entdeckte in einiger Entfernung Leute, aber niemand achtete auf ihn. Der Wind riss Blätter von Papierbündeln, die auf dem Feld lagen. Ernie sagte sich, dass sie gutes Toilettenpapier abgaben. Als er ein Blatt aufhob, stellte er fest, dass es ein Flugblatt war, wie Flugzeuge es abwarfen. Er stand auf freiem Feld und las: «Deutsche, legt die Waffen nieder. Der Krieg ist vorbei. Ergebt euch. Euer Führer hat euch im Stich gelassen.» Ernie sagte, es sei die wunderbarste Nachricht gewesen, die er je erhalten hat.

Auch ich durchquerte während dieser Zeit zu Fuss Europa. Mir war klar, dass Ernie längst nicht in Sicherheit war, und ich hatte den Verdacht, dass seine Geschichte noch einige Wendungen nehmen würde. Ich sollte recht behalten. Ernie durchquerte den Wald, bis er auf eine Landstrasse kam. Auf dieser Strasse wimmelte es von deutschen Zivilisten, die ihre Habseligkeiten auf Karren und allem, was Räder hatte, vor sich herschoben. Ernie nahm an, dass sie ausgebombt worden waren, und bemerkte sofort, dass keine jungen Männer unter ihnen waren, nur Greise, alte Frauen und Mütter mit Kindern.

Dann entdeckte er eine stämmige Bauersfrau, die ihre Habseligkeiten auf einer Art Wagen schob. Als sie seine Kleidung sah, rief sie ihn zu sich; sie hielt ihn für einen Italiener. Ihm war augenblicklich die Gefahr bewusst, denn er sprach kein Italienisch, doch er vermutete, dass es der Bäuerin wahrscheinlich genauso erging. In den KZs hatte Ernie Italiener sprechen gehört und stiess nun etwas hervor, das sich wie «non parlo» anhörte. Die Frau musterte ihn misstrauisch; dann befahl sie ihm mit einer Handbewegung, den Wagen zu schieben. Als er ihren Platz einnahm, entdeckte er einen grossen Laib Brot, der ganz oben auf ihren Habseligkeiten lag.

Ernie lächelte wieder, als er die Grösse dieses Brotlaibs beschrieb. Er hielt die Hände so weit auseinander wie ein verrückter Angler, der den Fisch seiner Träume beschreibt. Ich blickte zu Audrey und Rob und sah, dass sie mit Ernie grinsten, während sie sich anschauten, wie er seine Geschichte erzählte. Wir alle ahnten, was jetzt kam. Ernie spannte uns nicht lange auf die Folter. Er erzählte, wie er den Wagen ein paar Minuten lang schob, bis der Wald dichter wurde; dann schnappte er sich das Brot, sprang zwischen die Bäume und rannte los, ehe die Bauersfrau begriff, wie ihr geschah.

Er hörte, wie sie rief: «Ein Dieb! Haltet den Dieb!», aber niemand war bereit, ihn wegen eines Brotlaibes durch die Wälder zu verfolgen. Als er sich halbwegs sicher fühlte, setzte er sich und ass das ganze Brot auf einmal.

Es schien, als käme Ernie mit seiner fesselnden Geschichte nun zu einem Ende. Er lächelte viel mehr und hatte den Kopf zur Seite geneigt, während er sich mit einiger Erleichterung an die letzten Kriegstage erinnerte. Auf seinem Weg, erzählte er, begegnete er Peter, einem Mann, den er aus den Lagern kannte und der ebenfalls entkommen war. Auch Peter hatte sich Zivilkleidung beschafft und benutzte die gleiche Landstrasse wie Ernie.

Ernie trug noch immer die Mütze des toten Italieners. Er wusste, dass es um ihn geschehen war, wenn jemand sie ihm abnahm, denn sein kahl geschorener Kopf hätte ihn sofort als KZ-Häftling verraten. Peter und er hatten beschlossen, nach Westen zu gehen, den Amerikanern entgegen, aber weil die Sonne nie zu sehen war, wussten sie nicht genau, wohin sie marschieren mussten. Schliesslich sagten sie sich, dass die Zivilisten wahrscheinlich in die richtige Richtung gingen, und so folgten sie dem Strassenverlauf in der Deckung des Waldes.

«Halt!», peitschte eine Stimme. Ernie und Peter blieben wie angewurzelt stehen. Der Befehl kam von einem deutschen Soldaten, der zwischen den Bäumen hervorgetreten war. Er wollte wissen, wer sie waren

und wohin sie gingen. Dann erklärte er, sie könnten nicht mehr viel weiter, weil die Amerikaner kämen. Ernie und Peter wussten, dass sie ausgezehrt waren; sie trugen Lumpen, und ihre Köpfe waren kahlgeschoren. Ihr einziger Vorteil bestand darin, dass sie beide fließend Deutsch sprachen.

Sie erzählten dem Soldaten, sie seien zivile Arbeiter aus Nordhausen und hätten ihre Kleidung bei den Bombardierungen verloren. Sie hätten nichts mehr ausser dem, was sie am Leib trugen. Man hätte sie losgeschickt, um in einer Stadt die Strasse hinunter Wehrmachtsfahrzeuge zu reparieren. Nach Ernies eigenen Worten war das eine «hirnrissige Geschichte». Ob der Soldat ihnen glaubte oder nicht – er sagte, er würde sie zu seinem Vorgesetzten bringen. Ihnen blieb keine andere Wahl, als mit ihm zu gehen. Unterwegs fragte der Soldat, ob sie schießen könnten. «Natürlich», antwortete Ernie, der sich bestimmt voller Angst gefragt hat, wohin das alles fuhr.

Er und Peter wussten, dass der Soldat ihnen nicht traute. Sie sprachen zwar Deutsch, waren aber so dünn und zerlumpt, dass sie nicht wie Deutsche aussahen. Als sie näher ans Lager kamen, sagte Ernie sich, dass sie den Soldaten töten mussten, um sich zu retten. Aber er konnte nicht mit Peter sprechen, denn der Soldat ging mit der Waffe in der Armbeuge hinter ihnen.

Aus den Überlegungen wurde sowieso nichts. Wenigstens gehörte der Soldat der Wehrmacht an, nicht der SS. Doch ihr Spiel wäre aus, sobald man ihnen befahl, die Mützen abzunehmen.

Sie erreichten einen Gefechtsstand, wo sie vor einen einarmigen Oberleutnant geführt wurden. Der Soldat wiederholte die Geschichte, die Ernie und Peter ihm erzählt hatten, doch der Offizier unterbrach ihn. «Zwei Männer mehr», sagte er. «Das ist prima. Ich kann zwei zusätzliche Männer gut gebrauchen.» Er befahl dem Soldaten, Uniformen und Karabiner zu holen.

Ernie dämmerte, dass er nach jahrelanger KZ-Haft das Kriegsende

in einer deutschen Heeresuniform erleben sollte – mit dem Befehl, auf seine Befreier und Freunde zu schiessen. Ehe die Uniformen und die Waffen kamen, fragte der Oberleutnant die beiden, ob sie schon etwas gegessen hätten. Als sie verneinten, schickte er sie Suppe fassen. Eine halbe Stunde später schlangen sie ihr Essen herunter und fragten sich, was als Nächstes geschehen würde, als ein Soldat herbeigerannt kam und rief: «Feindalarm! Feindalarm!» Die Amerikaner waren fast da.

Chaos brach aus. Soldaten rannten in alle Richtungen und liessen Motorräder und Autos an, während die Einheit sich zur Flucht bereit machte. Zehn Minuten später sassen Ernie und Peter noch immer über ihre Suppe gebeugt, ohne dass ein einziger deutscher Soldat in Sicht gewesen wäre. Ernie war ein meisterhafter Geschichtenerzähler, und nicht zum ersten Mal lachte ich mit ihm, wenn er eine Szene schilderte.

Schliesslich traten sie aus dem Wald heraus, ohne zu wissen, wohin sie wollten, als sie die ersten Panzer auf sich zurollen sahen. Jeder hatte einen weissen Stern auf der Seite. Ernies Gesicht hellte sich auf, während er sprach, und er machte weit ausholende Bewegungen, um die lange Kolonne zu beschreiben und die Soldaten in ihren fremdartigen Uniformen. Er hörte, wie jemand eine Pfeife blies. Die Kolonne hielt. Ein Soldat öffnete die Turmluke eines Panzers, sah zu Ernie und Peter hinunter und fragte: «Polski?» Zum ersten Mal im Leben sah Ernie einen Schwarzen, und der fragte ihn, ob er Pole sei.

«No», antwortete Ernie, «Konzentrationslager.» Das Gesicht des Amerikaners verriet, dass er keine Ahnung hatte, wovon Ernie redete. Der Augenblick der Befreiung, von dem Ernie so lange geträumt hatte, war endlich gekommen, doch der Soldat suchte nach einer Erlösung anderer Art und fragte, ob sie Cognac hätten. Ihre Antwort muss ihn enttäuscht haben, denn die Kolonne rückte ab, und wieder standen sie allein da.

Auf Ernies Gesicht lag ein breites Lächeln, als er sich an die Begegnung erinnerte. Während ich ihn beobachtete, kam es mir so vor, als hätte ich die Ereignisse mit ihm gemeinsam durchlebt, und ich lächelte ebenfalls.

Den Rest seiner Geschichte erzählte Ernie schneller und flüssiger; er war nun auf der Zielgeraden. Er ging nach Paris und lebte davon, dass er auf den Strassen Zigaretten verkaufte. Er lernte Französisch an der Alliance française. An Bord der *Marine Flasher*, einem Einwandererschiff, gelangte er schliesslich nach Amerika. Er weinte, als das Schiff an der Freiheitsstatue vorbeifuhr. In New York, am Labor Day 1947, setzte er zum ersten Mal den Fuss auf amerikanischen Boden. Nach allem, was er durchgemacht hatte, wurde der arme Ernie wenige Jahre später zur US Army eingezogen und musste im Koreakrieg kämpfen, wo er an der Landung bei Incheon teilnahm. In den darauffolgenden Jahren verkaufte er in Harlem Staubsauger und studierte. Wie ich wurde er Ingenieur, und Jahre später sattelte er auf Anwalt um. Mir wurde klar, dass er hart hatte kämpfen müssen, doch er lebte seine Version des amerikanischen Traums, und obwohl Korea ein Schock für ihn gewesen sein muss, hat er alle Hindernisse überwunden. Ich konnte es kaum fassen. Welch unglaublicher Aufstieg für den jungen Mann, den ich in Auschwitz III kennengelernt hatte.

Ich war erstaunt, als ich erfuhr, wie sehr unsere Lebenswege nach dem Krieg einander ähnelten. Dass wir beide Ingenieure waren, ist längst nicht alles. Ernie fuhr gern schnell und entwickelte eine Vorliebe für britische Sportwagen. Er begann mit einem Austin-Healey und fuhr später den gleichen Jaguar wie ich. Er weigerte sich, über Vergangenes zu sprechen oder jemanden mit seinem Leid zu belasten, und ich erfuhr, dass er erst spät in seinem Leben von Auschwitz erzählt hat.

Er war ein fröhlicher Mann, sagte man mir, und ich bin sicher, wir hätten viel zu reden gehabt, ohne je die schrecklichen Jahre zu erwäh-

nen. Ernies alter Freund Henry Kamm sagte über ihn, er sei mit nichts als den Kleidern am Leib nach Amerika gekommen. Dank seiner Intelligenz, seiner Energie, seiner Willenskraft und seines Ehrgeizes habe er sich ein Leben geschaffen, um das man ihn beneiden könne. Nach seinem Tod habe er viele Freunde zurückgelassen.

Als man Ernie am Ende seiner Geschichte fragte, welchen Rat er zukünftigen Generationen geben könne, sagte er: «Damit das Böse Erfolg haben konnte, war nichts weiter nötig, als dass die Anständigen nichts unternahmen.» Ich war wie elektrisiert, als ich diese Worte hörte. Seit wir an meinem Buch arbeiteten, hatte ich Rob gegenüber diese Maxime so oft wiederholt, wie nur ein Mann über neunzig es tun kann, und jetzt kamen die gleichen Worte über Ernies Lippen. Ich kämpfte um Fassung. Es war zu schön, um wahr zu sein. «Man kann die Dinge nicht laufen lassen», fuhr Ernie fort. «Man muss für das kämpfen, woran man glaubt. Man darf nicht passiv sein. Man darf es sich nicht von jemand anderem abnehmen lassen. Wenn man sein Ziel nur erreichen kann, indem man aggressiv ist und sich durchsetzt, dann muss man das tun.» Damit zuckte Ernie – der Freund, dem ich geholfen, aber nie richtig kennengelernt hatte – mit den Schultern, lächelte und dankte seinem Interviewer. Seine Geschichte war zu Ende und meine ebenso.

Hinter dem Haus versank die Wintersonne, warf lange Schatten und verlieh Win Hill die Farbe von Rost.

«Ernie hat es begriffen», sagte ich irgendwann später. «Seine Erfahrung hat ihn gelehrt, dass man kämpfen muss für das, was richtig ist. Es bringt einem jede Menge Scherereien ein, aber er ist zu der gleichen Schlussfolgerung gelangt wie ich.»

Die Leute glauben, so etwas könne nie wieder geschehen, erst recht nicht hier bei uns. Glauben Sie das nicht. Es ist gar nicht viel dazu nötig.

Ich werde es immer bereuen, Ernie nicht gesucht zu haben, als er

noch unter uns war. Hätte ich gewusst, dass er in Amerika lebt, wäre ich hingefahren und hätte ihn gefunden.

Der Grosse Architekt hatte Auschwitz den Rücken zugewandt, davon bin ich überzeugt. Aber ich weiss, dass jeder Tag, an dem ich mit Ernie gesprochen hatte, ein wenig heller erschien, und so etwas vergisst man nie. Jetzt, als alter Mann, gibt es in der Menge wenigstens ein Gesicht, an das ich denken kann, und ich weiss dabei, dass ich getan habe, was ich konnte.

Ich habe als Kriegsgefangener immer positiv gedacht, und ich habe mir stets eingeredet – ob es nun stimmte oder nicht –, dass ich trotz allem Herr meines Schicksals sei und dass ich selbst mein Handeln bestimmte. Ernie und Makki hatten ihre Intelligenz eingesetzt und ihre Chancen genutzt. Doch der Zufall entschied – die Wahl eines Wortes, «Schlosser» oder «Elektriker» –, dass Ernie überlebte und sein Freund starb.

Niemand kann ein Monopol auf die Erlösung eines anderen anmelden. Ernie Lobet war der Held seiner Geschichte, aber ich bin stolz, in dieser Geschichte eine winzige Rolle gespielt zu haben, indem ich Ernie ein wenig dabei half, Auschwitz zu überstehen. Danach lag es allein in seiner Hand.

Ein Teil von mir ist dort gestorben, aber ich blieb zornig, auch wenn ich nur wenig unternehmen konnte. Ich gebe zu, dass ich lange gewartet habe, aber heute gibt es Menschen, die bereit sind, mir zuzuhören, und ich möchte, dass meine Geschichte etwas bewirkt. Das ist alles, was ich mir je gewünscht habe.

Selbst in meinem Alter vertrage ich noch mehr als mancher andere. Ich habe ein sehr gutes Leben gelebt und es in vollen Zügen ausgekostet. Ich habe das Buch gefüllt, wie ich es gerne ausdrücke.

Danksagung

Danken möchte ich Audrey für ihre unendliche Geduld, Liebe und Unterstützung in den vielen Jahren, die wir miteinander verbracht haben; für ihr Verständnis und vor allem für ihre Bemühungen, mich mit beiden Beinen auf der Erde zu halten und dafür, dass sie es in guten und in schweren Zeiten mit mir aushielt. Sie ist mein schärfster Kritiker und mein bester Freund. Ich danke Sir Martin Gilbert, dass er trotz seines sehr vollen Terminkalenders die Zeit gefunden hat, mir eine ausführliche Rückmeldung zu dem Manuskript zu geben, die ich höchst dankbar angenommen habe. Dank an Lord Jänner, Karen Pollock und das Team des *Holocaust Educational Trust* für ihre ständige Hilfe und Unterstützung. Man leistet dort unschätzbare Arbeit. Dank an Gordon und Sarah Brown für die Einladung in die Downing Street und an Iain Duncan Smith, Michael Gove und Ed Balls für ihr Interesse an der Geschichte. Besonders hervorheben möchte ich die Arbeit des Roten Kreuzes, dessen Lebensmittelpakete uns Kriegsgefangenen Hoffnung und in gleichem Masse lebensrettende Nährstoffe gegeben haben.

Denis Avey

Audrey möchte ich ebenfalls für ihre Geduld und Gastfreundschaft während der schier nicht enden wollenden Interviews danken, für ihre Warmherzigkeit, Aufgeschlossenheit und ihren grenzenlosen Frohsinn. Was ich zutage gefördert habe, konnte sie oft nicht mühelos verarbeiten,

aber sie hat sich immer grossartig gehalten. Sie hat alles mit herrlichem Sinn für Humor bewältigt und ist an vielen schönen Abenden voll aufrichtiger Diskussion und Spass bei einem oder zwei Bier immer eine wunderbare Gastgeberin gewesen. Möge es lange so bleiben.

Danken möchte ich auch Regi und unseren Kindern, Jan und Anja, weil sie mir in einem denkwürdigen Jahr den Rücken stärkten. Es war eine raue Fahrt, und ihr wart wunderbar – wie immer – und noch wunderbarer, als ich unter grossem Druck stand. Ich danke auch Mark James, Simon Enright, Jonathan Chapman, Saleem Patka, Wanda Petrusewicz, Richard Jackson und Andrew Whitehead bei der BBC, die mir es erleichtert haben, meine Stunden zu reduzieren, damit ich an dem Buch arbeiten konnte, und das zu einer Zeit, in der der *BBC World Service* – das Juwel der Krone – so sehr unter Budgetkürzungen leidet. Besonders hervorheben möchte ich Patrick Howse, der die Bedeutung von Denis' Berichten gleich zu Anfang erkannt hat, und ihm für seine harte Arbeit und seine Freundschaft danken. Ihm ist ein grenzenloser Enthusiasmus eigen, der die besten Ideale der Zusammenarbeit verkörpert. Ebenso danke ich Kevin Bakhurst vom *BBC News Channel* und Jeremy Skeet und Kirsty Reid bei Bush House für die Begeisterung, die sie der Story entgegengebracht haben. Dank gilt auch Joanne McNally dafür, dass sie mich vor so vielen Jahren auf eine Reportage über die Kriegsgefangenenlager bei Auschwitz angesetzt hat.

Vor allem aber möchte meinem Freund und Mentor James Long Anerkennung zollen, weil er mich immerfort beraten und angeleitet, in die Welt der Publizistik eingeführt, bei Recherchen unterstützt und mir geholfen hat, das Manuskript zu überarbeiten und zu strukturieren. Er war immer verlässlich, ein Quell der Inspiration und der Energie und hat mich bei vielen Gelegenheiten beruhigt. Ob es um einen erfolglosen Versuch ging, nach einem langen Abend in ein Hotel einzubrechen, das

uns ausgesperrt hatte, oder darum, einen Herd wieder in Gang zu setzen und dabei über Autos zu reden, er war immer zur Stelle. Wenn man einen «Desperado» brauchte, auf James konnte man sich verlassen. Ohne ihn hätte ich es nie geschafft.

Rob Broomby

Gemeinsam möchten wir Susanne Timms unsere tiefste Dankbarkeit aussprechen, einer wahrlich bemerkenswerten Frau, die uns mit Peter James und Lynn Amari ihr Vertrauen und ihre Freundschaft geschenkt und uns ermutigt hat. Sie steuerten das fehlende Glied in der Kette dieser Geschichte bei und brachten grossen Trost. Was sie taten, ist unschätzbar. Wir wünschten nur, wir hätten Gelegenheit gehabt, einander schon viel früher kennenzulernen.

Dank auch an Shirley Spector für ihre freundlichen Worte – ich hoffe, eines Tages begegnen wir uns einmal – und an Henry Kamm, einen neuen Freund, für seinen weisen Rat, vor allem aber dafür, überhaupt Kontakt gesucht und einen Fremden in seinem Haus aufgenommen und ihm das Gefühl gegeben zu haben, willkommen zu sein. Auch die Familie Warwick muss an dieser Stelle für ihren Beitrag zur Auflö- sung des Rätsels erwähnt werden, ebenso Michael Wood, der im richtigen Augenblick die Tür geöffnet und die Lage gerettet hat; ohne ihn wäre alles verloren gewesen. Eine besondere Anerkennung verdient selbstverständlich das *University of Southern California Shoah Foundation Institute for Visual History and Education Archive* für seine grossartige Arbeit, ohne die so viele Lebensgeschichten für immer verloren gegangen wären, und für seine freundliche Genehmigung, die Aussage Ernie Lobets zu verwenden, ohne die Teile dieser Geschichte niemals ans Licht gekommen wären. Das Gleiche gilt für das Personal des Auschwitz-Archivs für seine Anregungen und für Freddie Knoller

für seine Anmerkungen. Wir sind beide Rupert Lancaster bei Hodder & Stoughton sehr dankbar für seine Voraussicht, seine Klugheit und sein Vertrauen, das er von Anfang an in unser Buch gesetzt hat, und natürlich unserer Agentin Jane Turnbull, die uns den Weg geebnet hat, sodass alles so schnell gehen konnte.

Rob Broomby and Denis Avey

Bildnachweis

Sammlung des Autors: Seiten 1, 2, 4, 6. Mit freundlicher Genehmigung von BBC News: S. 7 links unten. © Getty Images: S. 3 oben links. © Imperial War Museum London: S. 3 oben rechts (H23490), unten links (E1383), unten rechts (E5512). © Dave Poole: S. 8 unten. Mit freundlicher Genehmigung des Staatlichen Museums Auschwitz-Birkenau in Oswiecim: S. 4 Mitte, S. 5. Mit freundlicher Genehmigung von Suzanne Timms: S. 7 oben links und rechts. © Yakir Zur: S. 8 oben. Standbild aus dem Videointerview mit Ernst Lobet vom University of Southern California Shoah Foundation Institute for Visual History and Education, www.college.usc.edu/vhi: S. 7 unten rechts.

Der Holocaust Educational Trust

Der *Holocaust Educational Trust (HET)* wurde 1988 von Lord Jänner of Braunstone und dem verstorbenen Lord Merlyn-Ress gegründet. Konzipiert wurde HET von Parlamentsabgeordneten und Angehörigen des Oberhauses, als während der Annahme des *War Crimes Act* Ende der Achtzigerjahre neues Interesse am Holocaust aufkam und ein Bedürfnis entstand, mehr über diese Zeit zu erfahren.

Ziel der Organisation ist, in den Schulen und der Öffentlichkeit allgemein das Bewusstsein für den Holocaust und seine heutige Bedeutung zu schärfen. Wir sind der Ansicht, dass der Holocaust im kollektiven Gedächtnis unserer Nation dauerhaft einen Platz einnehmen muss.

Eine der ersten Errungenschaften des HET bestand darin, dass der Holocaust 1991 in den landesweiten Lehrplan für 11- bis 14-Jährige aufgenommen wurde. Wir haben uns ausserdem erfolgreich dafür eingesetzt, dass Hab und Gut von Opfern und Überlebenden des Holocausts freigegeben und ihren rechtmässigen Eigentümern zurückerstattet wird.

Nachdem der HET bereits eine entscheidende Rolle bei der Einführung und Entwicklung des *Holocaust Memorial Day* in Grossbritannien gespielt hat, nimmt er weiterhin eine Schlüsselrolle in der Begehung dieses Gedenktages ein.

Wir arbeiten in Schulen und weiterführenden Bildungseinrichtungen, veranstalten Trainingsworkshops für Lehrer und halten Vorträge; ausserdem stellen wir Lehrmittel und Quellenmaterial zur Verfügung.

Seit mittlerweile dreizehn Jahren betreibt der *Holocaust Educatio-*

nal Trust das *Lessons from Auschwitz Project* für Lehrer und ältere Schüler und hat in diesem Zusammenhang für mehr als zwölftausend Schüler und Lehrer aus ganz Grossbritannien Reisen nach Auschwitz-Birkenau ermöglicht.

Mehr über den *Holocaust Educational Trust* erfahren Sie unter www.het.org.uk.

*«Wenn meine Töchter die letzten Opfer
wären, könnte ich ihren Tod akzeptieren.»*



Izzeldin Abuelaish
DU SOLLST NICHT HASSEN
Meine Töchter starben,
meine Hoffnung lebt weiter
Aus dem kanadischen
Englisch von Ingrid Exo
272 Seiten
mit zahlreichen
Abbildungen
ISBN 978-3-7857-2425-5

16. Januar 2009. Ein aufgelöster Vater berichtet live im israelischen Fernsehen: «Unser Haus wurde bombardiert, meine Töchter sind tot. Oh Gott, was haben wir getan?» Izzeldin Abuelaish, Arzt aus Gaza, berichtet über einen fehlgeleiteten Raketeneinschlag, bei dem drei seiner Töchter ums Leben kommen. Sein Schicksal geht um die Welt. Abuelaish hätte allen Grund, Israel zu hassen, stattdessen kämpft er nun erst recht für Verständigung mit Israel und für Versöhnung – im Andenken an seine toten Töchter.

«Izzeldin Abuelaish ist die personifizierte Hoffnung auf Frieden»

FRANKFURTER RUNDSCHAU

Lübbe Hardcover

«Für mich hat sich eine Tür geöffnet, und auch ich will für andere Türen öffnen.»



Auma Obama
DAS LEBEN KOMMT
IMMER DAZWISCHEN
Stationen einer Reise
320 Seiten
ISBN 978-3-7857-2403-3

Auma Obama wächst in Kenia auf, studiert in Heidelberg und Bayreuth, lebt 16 Jahre in Deutschland, später in England. Der Aufstieg ihres Bruders Barack führt sie mehrfach in die USA und zu gemeinsamen Reisen durch Kenia. Das Leben in gegensätzlichen Kulturen löst Gefühle der Entfremdung und Einsamkeit in ihr aus und lässt ein Bewusstsein für afrikanische Identität erwachen. Bald steht für sie fest: Die Arbeit mit Kindern und Jugendlichen in ihrer Heimat ist der Schlüssel für eine bessere Zukunft.

Ein bewegend erzählter Bericht über Herkunft, Familie und den Mut, seine Ziele zu verfolgen.

Lübbe Hardcover